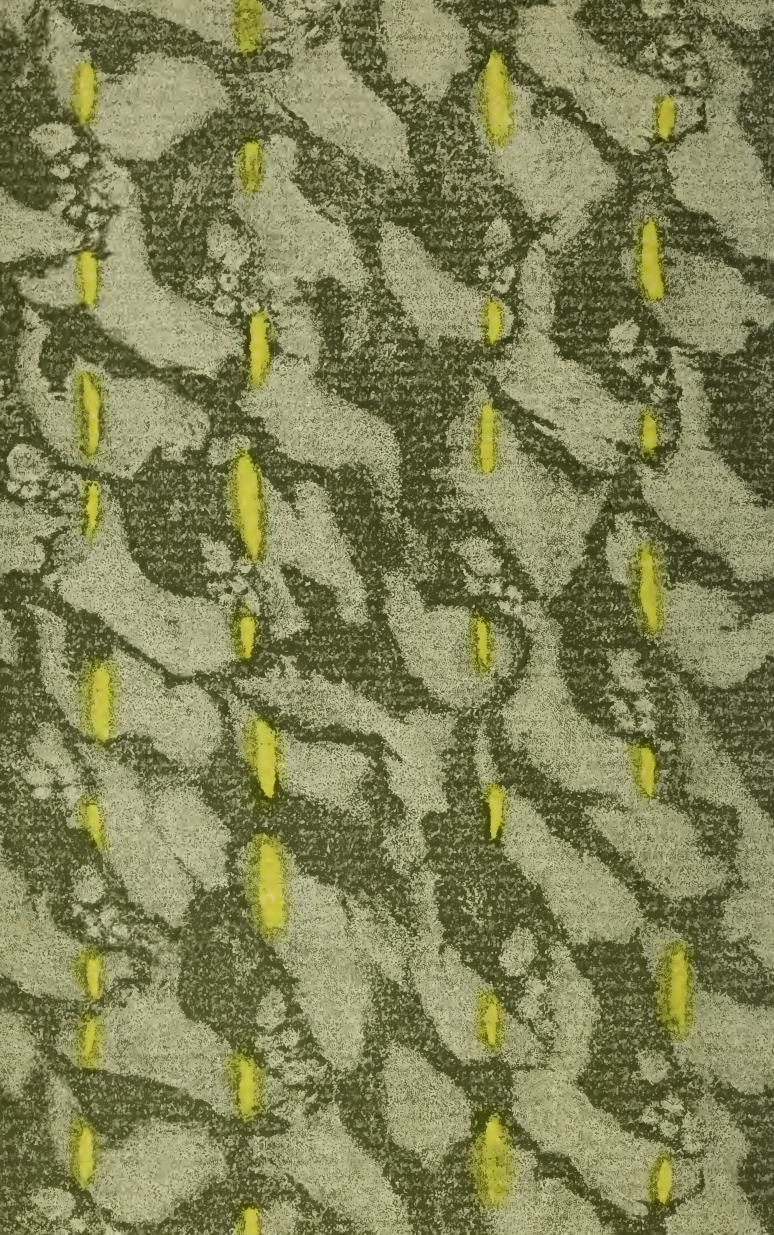
EMIL ERTL

NACHDENKLICHES BILDERBUCH

VERLAG L. STAACKMANN
LEIPZIG



Nachdenkliches Bilderbuch

Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Gesprengte Ketten.
Novellen. 2. Tausend.
Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Freiheit, die ich meine.
Roman aus dem Sturmjahr. 4. u. 5. Tausend.
Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Die Leute vom Blauen Gugucksbaus.
Roman. 5. u. 6. Tausend.
Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Opfer der Zeit.
Novellen. 2. vermehrte Auflage.
Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Feuertaufe.
Novellen. 2. Tausend.
Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Nachdenkliches Bilderbuch

Ernste und heitere Geschichten

von

Emil Ertl

Mit Buchschmuck von Alfred Keller, Wien

Drittes Tausend

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1911

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1910 by L. Staackmann.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

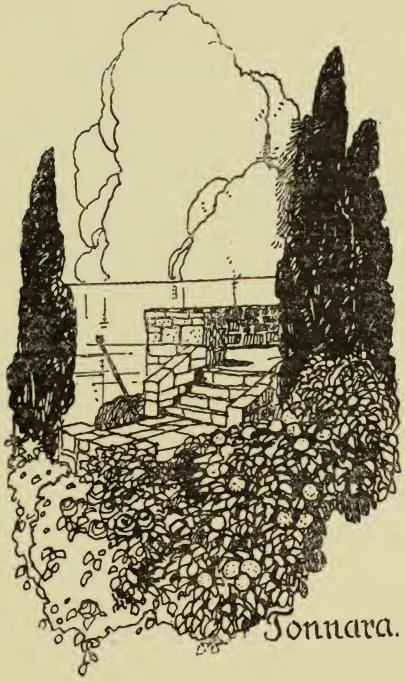
RBR
Jantz
#127

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Tonnara	7
Der Salto mortale	35
Ballast	73
Das Grand Hotel zum Schwarzen Adler	99
Das Sterbequartal	115
Die Heilige	123
Auswanderer	165
Der Umweg	185
Tempora mutantur	201
Die Kuh	227
Der Unmusikalische	237
Sixtus, der Sterngucker	251
Die Oase	293
Die Stierschau	317
Barbana	331

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/nachdenklichesbi01ertl



Tonnara.

Die Tonnara.

An Sommerabenden, ehe die Sonne hinter dem Monte maggiore versinkt, ist es oft so still über dem weiten blauen Golf, daß man nichts vernimmt als das eintönige Ächzen der Ruder in den aus Weidenruten geflochtenen Kränzen, in denen sie sich bewegen, und das leise Rauschen des von den eintauchenden Ruderflächen zurückgeschobenen Wassers. Dann gleitet die Barke wie über geschmolzenes Glas hin, und in der azurenen Tiefe des Grundes erblickt, wer sich über Bord neigt, versunkene Wälder von Seetang, die sich lautlos wie im Winde bewegen, und abenteuerlich geformte Lebewesen, die lauernd in den Schluchten einer unterseeischen Felsenlandschaft kauern. Ein wonniges Gefühl von Reinheit und Frische scheint aus der kristallklaren, salzduftenden Flut emporzusteigen, aus jenem keuschen, makellosen Elemente, das allen Staub und Moder der Erde, die es umspült, gleichsam entpestet und zur Unschuld und Lauterkeit eines jungfräulichen Urzustandes zurückführt.

Es ist etwas eigen Ergreifendes um das rätselvolle Schweigen des Meeres, ein Schweigen, das wie mit Zungen von Abgeschiedenen flüstert. Unwillkürlich

erhebe ich, stumm Einhalt gebietend, die Hand — da läßt Vlado, mein Barkenführer, die Ruder sinken. Die Bewegung des Bootes erstirbt allmählich. Das Kinn in die aufgestützte Hand geschmiegt, sitzt der prächtig gewachsene, bildschöne junge Mensch mir gegenüber und läßt sein schwermütig dunkles Auge über die weite Wasserfläche hinstreichen . . . .

„Bonaccia! . . .“

Meeresstille! Etwas wie ein Ahnen all der Dinge, die der Verstand nicht faßt, ein Ahnen von der Ewigkeit der Zeit und der Unendlichkeit des Raumes, eine leise Ahnung des Unbekannten sogar, das sich in Erscheinung kleidet, will uns leise umschleichen, wenn das sonst so rastlos arbeitende Meer wie lauschend den Atem anhält und sein Puls zu stocken scheint, als wär' es eingegangen in den ewigen Frieden. „Bonaccia“ nennen sie dieses stumme, erhabene Naturspiel, aber in der kindlich bilderreichen Sprache bezeichnet das Wort auch den Zustand einer Seele, die stilles Glück und Frieden gefunden hat . . .

Langsam kriechen die breiten, trägen Abendschatten die verkarstete Steile des kroatischen Küstenlandes hinan. Schon verblich der warme Schein, der über Kraljevica lag und auf den massigen Mauerflächen und Rundtürmen des alten Kastells der Frankapan. Nun kommen die weißgetünchten, grellblinkenden Häuserchen der auf halber Höhe klebenden Flecken Fara und Hreljin an die Reihe und löschen aus, eines nach dem andern. Und schließlich beginnen auch die Trümmer der verfallenen Burg Gradina,

hoch über allen bewohnten Orten, sich zu verfärben und werden fahl und grau wie gebleichte Gebeine eines riesigen vorsintflutlichen Tieres, das in diesen unwirtlichen Felsen verendete. Bloß über dem langgestreckten nackten Rücken des Kapelagebirges glüht und zittert noch ein rötlicher Abglanz von Wärme und auf der trotzig gefurchten steinernen Stirn des Velebit.

Mit einem Male — mitten in die bang-erlösende Stille — Geschrei vom Ufer her, wo auf leicht vorspringender Felsenzunge eine Tonnare*) liegt. Ich sehe, wie der Wachtposten, der auf dem Wipfel einer schräggeneigten schwanken Leiter haushoch über dem Wasser hängt, Steine von seiner Warte ins Meer schleudert. Aus einem notdürftig mit Brettern eingedeckten Schuppen stürzen Männer hervor, treten an wie auf Kommando und beginnen an Seilen zu ziehen.

„Werden sie jetzt einen guten Fang tun?"

Geringschätzig zuckt Vlado die Achsel. In großen Schwärmen wandert der Thun nur, wenn es stürmt.

„Und immer knapp das Ufer entlang zieht die Herde? Und blindlings ins Netz hinein?"

Er erklärt es mir. Aus den Tiefen des Mittelmeeres kommen sie gewandert, zu Tausenden und Abertausenden, um die Laichzeit. Bis in die berggumgürtete Bai von Buccari hinein, die wie ein Binnensee ist; denn gerade die stillsten Buchten lieben

*) Vorrichtung zum Thunfischfang.

sie am meisten. Wenn die Bora bläst und die See hochgeht, dann kann man sie bisweilen beobachten, ganz an der Oberfläche, in wildem Knäuel durcheinander sich fortwälzend, Milchner und Rogener. Dann gewahren sie kein Fangnetz, die sonst so scheu sind, das jeder Steinwurf sie schreckt . . .

„Und also wie sinnlos vor Leidenschaft geradenwegs in ihr Verderben?"

Schwach und trübselig lächelt Vlado: „Schust leik die Mahn," was englisch sein sollte und soviel hieß wie: „Just like men".

Wir unterhielten uns nämlich in englischer Sprache miteinander, da ich kein Kroatisch verstehe. Und die Leute dort, die meisten Männer wenigstens, beherrschen außer den paar Brocken italienisch, die sie an ihrer Küste auffangen, zwar nicht das Deutsche, wohl aber das Französische oder Englische. Denn sie kommen weit herum, in den überseeischen Besitzungen der Kolonialreiche, und sprechen die betreffende Sprache dann in der Färbung jener Kolonie, wo sie in Arbeit standen. Mein Vlado war zwei Jahre lang in Australien gewesen. Ich hatte mich in seinen Dialekt bereits eingefunden und begriff, was er sagen wollte.

„Just like men, geradeso wie die Menschen!"

* *
*

Unmittelbar an die ins Meer vorspringende Felsenzunge, auf welcher jene Tonnare lag, grenzte ein

vorzüglich gehaltenes Landgut, wo man in langwieriger, beharrlicher Kulturarbeit dem ausgebrannten Kalkboden eine herrliche südländische Vegetation abgerungen hatte. Der Besitzer war ein österreichischer Adliger, den sie in der Gegend etwas übertreibend den „Conte" nannten, obgleich er nur ein einfacher „Herr von" war. Aus leidenschaftlicher Liebe zum Meer hatte er sich vor Jahren hier, etwas unterhalb Kraljevica, an der Küste angekauft, in der Höhe des Scoglio San Marco ungefähr, jenes langgestreckten, kahlen, ausschließlich von Sand- und Hornvipern bevölkerten Felsenriffs, das sich boshaft vor die Einfahrt in den Kanal di maltempo legt.

Da ich eine Empfehlung an ihn besaß, so beschloß ich an einem der nächsten Nachmittage, ihm einen Besuch zu machen. Es war ein älterer, untersetzter Mann, der sich eine außerordentliche Frische und Jugendlichkeit bewahrt hatte und mit seinem offenen, glattrasierten Gesicht ungefähr wie ein Schiffskapitän oder Flottenoffizier aussah. Er trug weiße Flanellbeinkleider, eine blaue Jacke und die goldgestickte Schirmkappe des Flottenvereins und wußte heiter und lebendig von seinen kühnen Seefahrten zu erzählen, die sein ganzes Denken und Trachten auszufüllen schienen. Auf der schneeweißen stattlichen Segeljacht, die ich bei meiner Ankunft in dem sorgfältig ausgebauten, zur Besitzung gehörigen kleinen Hafen hatte liegen sehen, bereiste er nicht nur die näheren und ferneren Gestade des Mittelmeeres, sondern hatte sie sogar von Hamburg, wo sie gebaut worden war, eigen-

händig über den Atlantischen Ozean durch die Straße von Gibraltar gesteuert.

Während ich mit ihm vor dem Hause bei einem Glas dunklen Landweins, den er auf seinem Gute zog, unter einer prachtvollen Celtis saß und mich an der wundervollen Aussicht erfreute, die man von dieser hochgelegenen Stelle über den Golf, den Scoglio San Marco und die gegenüberliegende Insel Veglia genießt, trat eine junge Dame zu uns, ein reizendes schwarzäugiges Mädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren, die der Conte mir als seine Tochter vorstellte. Sie sah ebenso gesund und wettergebräunt aus wie er selbst, trug ein milchweißes Flanellkleid mit blau ausgeschlagenem Matrosenkragen und auf dem reichen dunklen Haar gleichfalls eine Seemannkappe, die sie entzückend kleidete. Ihre Züge hatten etwas ungemein Sicheres und Entschlossenes, ihre Bewegungen jene seltene Ruhe und Festigkeit, die sich nur durch ein Leben im Freien, bei gründlicher Durchbildung des Körpers, vielleicht unter sportlichen Gefahren erwirbt. Ich wunderte mich nicht, als ich erfuhr, daß sie ihren Vater auf all seinen Ausflügen zu begleiten pflegte und gleich ihm eine leidenschaftliche Seefahrerin war.

„Es gibt nichts, das mir mehr Vergnügen macht," sagte sie einfach.

„In letzter Zeit hat das freilich etwas nachgelassen," meinte der Conte in einem Ton, der mir einigermaßen kritisch schien.

Ich bemerkte, daß sie leicht errötete. Aber indem

sie ein paar Blätter von einem Lorbeerstrauch abriß, sie zwischen den Fingern zerdrückte und ihren würzigen Duft einatmete, sagte sie lachend: „Ach Papa, weißt du, immer kann man doch nicht auf dem Wasser sein?"

„Es ist eigentlich ein Zufall, daß sie uns angetroffen haben," wendete der Conte sich an mich. „Für gewöhnlich befinden wir uns um diese Zeit weiß Gott wo unterwegs. Aber ich bin so gewohnt, daß meine Tochter mit mir kommt; allein freut es mich gar nicht mehr."

„Wir kennen die fremden Ufer fast besser als die einheimischen," schnitt die Contessina das Gespräch ab, das ihr offensichtig nicht angenehm war. „Hättest du nicht Lust, Vater, einmal rund um Veglia herumzufahren — unser Gast wäre vielleicht so liebenswürdig sich anzuschließen? Ich habe für alle Fälle den Motor anheizen lassen."

„Ich bin zur See gekommen," sagte ich, „nicht auf der Straße. Meine Barke erwartet mich in Ihrem Hafen."

„Das tut nichts, Ihrer Barke geben Sie einfach den Laufpaß. Wer fährt Sie?"

„Vlado."

„So, der —?" machte der Conte.

Die Tochter riß abermals ein Lorbeerblatt ab, brach es und sog seinen Duft ein.

„Er wird eben ohne Sie heimrudern. Wir setzen Sie bei der Rückfahrt an der Mole von Kraljevica ab."

Im Hafen unten hatte ich neben der Segeljacht einen prächtig ausgestatteten kleinen Luxusdampfer

liegen sehen. Der Gedanke, dieses niedliche Fahrzeug zu besteigen und mich von ihm in so angenehmer Gesellschaft die reizvolle Küste der großen Insel entlang tragen zu lassen, lockte mich, und ich nahm mit Freuden an. Wir stiegen langsam den in Terrassen angelegten Garten hinab, während mir der Conte verschiedene Verhältnisse auseinandersetzte, die die Gegend und die Bewirtschaftung seines Gutes betrafen. Es war ein kleines Paradies, das er aus der Steinwüste hervorgezaubert hatte, und mir schien, ich hätte nie ein schöneres Stück Erde gesehen als diesen Garten, wo gerade um diese Zeit ganze Haine süßduftender Oleanderbäume zwischen Myrten, Lorbeerhecken und dunkeln Zypressen in voller Blüte standen. Auf eine Stelle machte die Contessina mich besonders aufmerksam. Da stand eine weiße Bank in einer dichten Lorbeerlaube verborgen, die gegen die Seeseite sich auftat.

„Hier war der Lieblingsplatz meiner verstorbenen Mutter," sagte sie. „Da halte auch ich mich gerne auf, wie Sie sich denken können."

Man hatte von dieser Stelle dieselbe einzige, unvergleichlich schöne Aussicht auf die umliegenden Gelände der Küste, die nahen Inseln und das weite blaue Meer, wie auf der oberen Terrasse, unter den Zweigen der großen Celtis . . .

Als ich, am kleinen Hafen angelangt, meinen Vlado bedeutete, er möge allein heimfahren, gab er mir keine Antwort und machte sich verdrossen, wie mir schien, in seiner Barke zu schaffen. Es fiel mir auch auf, daß er den Conte und seine Tochter nicht

gegrüßt hatte. Bei jedem anderen hätte ich mir ein solches Benehmen aus dem Umstande erklärt, daß der Tarif für eine einfache Fahrt billiger ist, als wenn man die Barke auch zur Rückfahrt benützt. Ihn aber hatte ich als einen stets genügsamen und in seinen Forderungen überaus maßvollen, ich möchte fast sagen vornehmen Menschen kennen gelernt, dem man eine Kleinigkeit über das ihm Gebührende förmlich aufnötigen mußte. Ich erinnerte mich plötzlich, daß Vlado diesen Nachmittag, als ich seine Barke bestieg, anfangs Schwierigkeiten gemacht hatte, mich überhaupt hieher zu rudern; der Wind sei widrig und die See gehe zu hoch. Nun glaubte ich zu verstehen. Sonst war er keiner von denen, die Wind und Wellen scheuen. Es mochte aus irgendeinem Anlaß einmal Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Conte gegeben haben, die mich nichts angingen, und um die ich keine Ursache hatte, mich zu kümmern.

Daß meine Mutmaßung richtig war, wurde mir alsbald durch den Conte selbst bestätigt. Denn während wir über die kleine Mole schritten, an der der Dampfer vertäut lag, faßte er mich vertraulich unter und sagte: „Um den Vlado tut mir's leid. Ich mein' immer, der hat eine unglückliche Liebe. Sonst wär' er ein ausgezeichneter Kerl, eine Perle geradezu. Aber ich konnte ihn einfach nicht mehr brauchen, er hatte seine Gedanken immer weiß Gott wo . . . Er war nämlich früher mein Bootsmann, müssen Sie wissen, mein erster Offizier sozusagen und mein ständiger Begleiter, wenn ich mit meiner Jacht in See stach."

„Ich glaube, daß Sie recht haben," versetzte ich nachdenklich. „Ich sah ihn neulich des Nachts auf der Straße mit der rothaarigen Marizza zanken, der man einen liederlichen Lebenswandel nachsagt. Am Ende ist er in dieses Frauenzimmer verschossen? Daß eine Leidenschaft an ihm zehrt, ist mir längst wahrscheinlich geworden."

Wir waren vorausgegangen, der Conte trat an Bord, ich wollte ihm folgen — da entfällt mir zufällig ein blühender Oleanderzweig, den ich in der Hand getragen hatte. Ich will ihn aufheben, wende mich rasch herum und — ich gestehe, daß es mir wie ein lähmender Schreck in die Glieder fuhr — ertappe zwei Augenpaare auf frischer Tat. Ach, es war bloß ein Nichts, ein Weniger als nichts, ein Hauch, eine Täuschung wohl gar. Wie leicht täuscht man sich in solchen Dingen! Aber ich hätte in diesem Augenblick darauf geschworen, daß etwas wie ein stummes Einverständnis zwischen den beiden jungen Leuten bestand. Die Contessina war nur wenige Schritte hinter uns zurückgeblieben, mein Vlado stand ziemlich entfernt aufrecht in seiner Barke. Hatten sie einander zugenickt, gelächelt? Ich weiß es nicht. Oder war es nur einer jener verräterischen Blicke gewesen, die einem Kuß, einer Umarmung, einer Hingebung gleichkommen und ganze Schicksale enthüllen, eine Stichflamme verhaltener Leidenschaft, die von ihm zu ihr, von ihr zu ihm gezuckt hatte, kaum den Bruchteil einer Sekunde lang? Ich wüßte es nicht zu sagen und hätte es auch damals nicht zu sagen gewußt. Es ist merkwürdig, daß uns

das, was wir einen Menschen oft in jahrelangem Umgang sprechen hören und tun sehen, weniger über ihn aufklärt, als jenes Unwillkürliche und den Sinnen beinahe Unfaßbare, das manchmal ganz zufällig und unerwartet blitzartig in die Seelen leuchtet.

Die Fahrt rund um die Insel war unendlich abwechslungsreich und voll von landschaftlichen Reizen. Da der Conte am Steuer saß und das wie ein Pfeil hinfliegende Dampfboot selbst lenkte, so hatte ich reichlich Gelegenheit, mich mit seiner Tochter zu unterhalten. Sie gab sich heiter und frisch, wie es wohl ursprünglich in ihrem Wesen lag, die Seefahrerin in ihr erwachte. Aber ich war nun einmal aufmerksam geworden und beobachtete sie scharf. Und da gab es Augenblicke der Ermüdung, wo sie auszuruhen schien wie von einer schwierigen Rolle, die man zu spielen gezwungen ist. Dann stahlen sich leise Spuren von Kummer in ihre entschlossenen Züge, dann stand in den irrenden Augen, die gleichsam nach einem Ausweg suchten, etwas zu lesen, das mir Mitleid einflößte, und das ich als Angst vor der Zukunft deutete.

Oder bewegte ich mich in Täuschungen von dem Augenblick an, wo ich sie für kein unbeschriebenes Blatt mehr hielt? Möglich gewesen wär' es immerhin, ich kannte sie erst so kurze Zeit. Aber als wir auf der Heimfahrt an jener in der Nähe des Gutes gelegenen Tonnare vorüberkamen, da verriet sie sich mir, ohne es zu wollen und zu ahnen, so vollständig, daß all meine Vermutungen wie mit einem Schlage zur Gewißheit wurden.

Das Gespräch war auf den Thunfischfang gekommen, der für die ganze Gegend von größter Wichtigkeit ist. Abermals wunderte ich mich über die primitiven Vorrichtungen, die dazu dienen, und daß die Fische so töricht wären, in ein festliegendes Netz wie toll hineinzulaufen.

„Die Liebe macht sie verrückt," erklärte sie mir; „sie befinden sich auf der Hochzeitsreise, müssen Sie bedenken. Sie können nicht, wie sie wollen, sie müssen einfach. So rennen sie in ihr Verderben — genau wie die Menschen . . ."

Sie lächelte müd, ich aber hielt unwillkürlich den Atem an. Es war derselbe Gedankengang, den ich fast mit den gleichen Worten schon einmal hatte aussprechen hören, damals aus Vlados Munde. Zufall schien hier so gut wie ausgeschlossen, es gab keine andere Erklärung, als daß geheime Beziehungen zwischen der Contessina und dem Barkenführer bestehen mußten. Und wenn sie in ihren vertrauten Gesprächen, halb scherzend vielleicht, und doch mit einem trostlosen Anklang an den bittersten Ernst, ihr unseliges Schicksal dem Thun verglichen hatten, der sich von übermächtiger Leidenschaft geblendet im todbringenden Netze verstrickt, so schienen sie sich sogar dessen bewußt, daß ihre Liebe nur ins Verderben führen konnte.

Was für ein Ende sollte das nehmen? Wozu waren diese innerlich stolzen und freien jungen Menschen nicht fähig, in deren Seelen etwas von der Kühnheit und Ungebundenheit des Meeres leben mochte? Die vielleicht das Meer selbst und die Liebe

zum Meere einander in die Arme geführt hatte, auf langen, einsamen, sturmbewegten Fahrten?

* *
*

Wenige Tage später erhielt ich unerwartete Nachrichten, die mich zwangen, meinen Aufenthalt an der See zu unterbrechen. Unaufschiebbare Geschäfte forderten meine Anwesenheit in der Heimat.

Am Abend vor meiner Abreise wurde in der Narodna Kavana zu Kraljevica getanzt. Ich ging einen Augenblick hin, um zuzusehen. Die Tamburizzen zirpten, in dichtem Gedränge drehten die Paare sich im Kreise, Bauern, Bootsleute und Fischer mit ihren Dirnen. Meinen Vlado sah ich an einem Tische sitzen, er machte einen erhitzten Eindruck, tanzte aber nicht, sondern trank Schnaps.

Als nach einer Pause die Musik wieder einsetzte, schien es eine Art Damenwahl zu geben. Ich gewahrte die rothaarige Marizza, die aus der Schar der Mädchen trat und durch den Saal schritt. Sie war nicht gerade schön von Gesicht, hatte aber eine prachtvolle, nur etwas überschlanke Gestalt und im Hinschreiten jenes eigentümlich Lässige, Flutende, Hingebende, das manche moderne Maler lieben. Sie ging geradenwegs auf Vlado zu.

Ich sah, daß sie ein Gespräch mit ihm anknüpfte, vermutlich forderte sie ihn auf, mit ihr zu tanzen. Er aber tat unwirsch und wendete sich ab. Sie ließ nicht locker, es entspann sich ein Wortwechsel, der

laut und heftig wurde, ohne daß ich ein Wort verstanden hätte. Schließlich erhob sich Vlado und ging einfach fort, die Tür heftig hinter sich zuschlagend. Die enttäuschte Balldame indessen zeigte keine Spur von Beschämung darüber. Sie schimpfte ihm bloß wacker nach und zeterte und gestikulierte noch eine Weile in der robusten Art jener südländischen Naturkinder, indem sie sich jetzt an die jungen Burschen hielt, die mit ihm zusammengesessen hatten. Bis endlich einer von diesen sich erhob, sie um die Mitte faßte und mit ihr zu schleifen begann. Nun war nichts weiter mehr zu hören als das eigentümlich zittrige Klimpern der Tamburizzen und das Scharren und Trampeln der schweren Stiefel auf der holprigen Holzdiele.

Früh am andern Tage machte ich noch einmal meinen gewohnten Morgenweg über den Gavranić, eine nackte Berghöhe, die sich zwischen die Bai von Buccari und den Golf von Fiume schiebt und einen prächtigen Ausblick auf beide gewährt. Auf dem Rückweg kam ich durch den hochgelegenen Flecken Fara, wo mein Vlado zuhause war. Vor dem kleinen, reinlich weißgetünchten, mit Hohlziegeln gedeckten Hause saß die „Nonna", Vlados Großmutter, und spann, wie sie es tagaus, tagein tat, an einer freihängenden Spindel, die wie aus Dornröschens Zeiten war. Da die gelähmte alte Frau etwas italienisch sprach, so unterhielt ich mich manchmal mit ihr. Es war eine stattliche und würdige Matrone, stets in Schwarz gekleidet und sogar an den heißesten Tagen auch den Kopf mit einem schwarzen Tuche bedeckt.

Sie tragen noch heute Trauer, sagt man, die kroatischen Frauen dort an der See, um das uralte, längst untergegangene nationale Fürstengeschlecht der Frankapan.

Die Marizza hätte die Nacht an die Fenster gepocht, erzählte mir die Nonna. Wie eine läufige Hündin sei sie hinter dem Vlado her — eine Schande! Aber der Vlado wolle nichts wissen von dem Frauenzimmer, der gebe etwas auf sich und sei auch viel zu gut für so eine.

Für mich bedurfte es längst keiner Beweise mehr, daß mein erster Gedanke, den ich neulich dem Conte gegenüber ausgesprochen, Vlados Sehnsucht umkreise die Person der Marizza, ein gänzlich irriger gewesen war. Eh' ich mich von der alten Frau verabschiedete, trug ich ihr noch auf, ihrem Vlado zu bestellen, daß er gegen Mittag seine Barke für mich bereit halten möge. Denn der Dampfer, der mich an die Eisenbahn bringen sollte, lief den Hafen von Kraljevica nicht an, sondern hielt außerhalb des Leuchtturms in offener See, wo man sich denn gezwungen sah, über eine herabgelassene Treppe aus dem Boote an Bord zu klettern.

Während Vlado mich hinausruderte, eröffnete er mir, wenn ich wiederkäme, würde ich mir eine andere Barke mieten müssen, er könne mich dann nicht mehr fahren.

„Warum?" fragte ich.

Weil er sich bei der großen Tonnare verdungen hätte, gegenüber dem Scoglio San Marco. Als

Wachtposten hoch oben auf der Leiter, der den Wanderzug der Thunfische beobachtet. Dazu brauche man Leute mit besonders scharfen Augen, und die besäße er.

„Das wäre meine Lust nicht," bemerkte ich. „Tagelang und wochenlang in die Flut hinunterstarren, bis endlich der Zug der Fische sich zeigt. Lieber blieb' ich Barkenführer!"

Er bewegte schweigend die Ruder und schien seinen Gedanken nachzuhängen. Erst nach einer kleinen Weile meinte er, unser Gespräch nachträglich abschließend, ein Vorteil sei doch dabei, wenn man da oben auf der Leiter sitze und den Fischen aufpassen müsse: Daß man wenigstens nichts anderes dabei denken könne.

Das Wort ging mir noch lange nach, während ich schon im Eisenbahnabteil saß. Klang nicht etwas wie die dumpfe Hoffnungslosigkeit eines zerstörten Gemütes daraus? Es konnte nur zwei Möglichkeiten geben, sagte ich mir, in den Beziehungen zwischen Vlado und der Contessina. Entweder sie leistete Widerstand, und beide erschöpften ihre blühenden Kräfte im aufreibenden Kampfe mit sich selbst, oder ihr Schicksal hatte sie bereits dahingeführt, wohin Gottfried von Straßburg sein unsterbliches Liebespaar gelangen läßt:

„Die Frucht, die seine Eva bot,
Nahm er und aß mit ihr den Tod . . ."

* *
*

Meine Geschäfte waren nicht in vierzehn Tagen zu erledigen, wie ich gehofft hatte, sondern nahmen mich über fünf Wochen lang in Anspruch. Es war Mitte August geworden, eh' ich an die kroatische Küste zurückkehren konnte. Kaum erblickte ich das tiefe Blau des herrlichen Golfes vor mir ausgebreitet, die nackten rauhen Felsgebirge, die ihn umschließen, und die kühngeschwungenen Umrisse der Inseln, die auf ihm schwimmen, als mir auch alle Einzelheiten des gefährlichen kleinen Romanes, den ich nicht ohne eine gewisse Beunruhigung sich hatte anspinnen sehen, wieder vor Augen standen.

Schon an einem der ersten Nachmittage beschloß ich, den Conte und seine Tochter auf ihrer reizenden Besitzung aufzusuchen. Mein Barkenführer hieß jetzt Mondo und war ein schnurriges, ausgepichtes altes Kerlchen, das sein halbes Leben in Kochinchina zugebracht hatte und fließend französisch quasselte.

Es wehte eine heftige Bora, die See ging hoch, und als wir in die Höhe der Tonnare gegenüber dem Scoglio San Marco gelangt waren, bemerkte ich, daß eben der Wachtpochen hoch oben von seiner Leiter Steine ins Wasser zu schleudern begann, während unten die Leute durcheinander liefen und sich anschickten, das Netz einzuziehen. Das Wetter versprach eine gute Ausbeute, und die Aufregung und Anstrengung, mit der die Fischer an der Tonnare zu arbeiten schienen, deutete darauf hin, daß ein reicher Fang bevorstand. Ich hatte bis dahin keine Gelegenheit gefunden, einem Fischzug aus der Nähe beizu-

wohnen, und hieß meinen Mondo ans Land rudern. Der Wind legte die Barke beinahe um, als er sie in die Breitseite zu fassen bekam, und wir mußten beide unsere volle Kraft einsetzen, eh' es uns gelang, das nahe Ufer zu gewinnen.

Als ich mich, über die Felsen der Landungsstelle kletternd, der Tonnare näherte, wurden gerade die ersten Fische aus dem Netz gehoben. Immer ihrer zwei oder drei Männer, die einen von einer bereitgehaltenen Barke aus, die andern auf den Steinblöcken des Ufers fußend, faßten eines dieser gewaltigen Tiere am Kopf- und Schwanzende, wiegten es ein paar Augenblicke in der Luft, um ihm einen Schwung zu geben, und schleuderten es dann ans Gestade. Es waren harte, stahlblaue Fische mit riesigen Flossen und silbergrauen Bäuchen, schwere, stämmige Meerungetüme von der Größe eines Kindes etwa — manche so groß wie ein erwachsener Mensch und einzelne sogar noch größer — die durch krampfhafte Windungen ihres muskulösen Leibes das Netz zu durchbrechen, den Händen ihrer Mörder zu entgleiten versuchten. Ich sah, wie sie auf dem heißen Steinboden des Ufers vergebliche Anstrengungen machten, sich in ihr reines, kühles Element zurückzuschnellen, dem man sie so jäh und unerwartet entrissen hatte, sah die schier mannshohen verzweifelten Sprünge, an die sie ihre athletischen Kräfte verschwendeten, und hörte das metallische Klingen ihrer gepanzerten Leiber, wenn sie ermattet auf den harten Fels zurückfielen.

Niemand hatte Zeit, sich um sie zu kümmern, niemand erbarmte sich ihrer Qual und gab ihnen den Todesstoß. Man überließ es ihnen selbst, sich umzubringen, sich an den spitzen Steinen des Gestades die Köpfe zu zerschmettern. Die Fischer hatten alle Hände voll zu tun, ihre reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Immer wieder flog mit dumpfem Schalle ein neuer zappelnder Leib zu den wie rasend hüpfenden Genossen. Mit unglaublich zäher Lebenskraft tanzten sie ihren Todestanz. Das ganze Ufer ringsum färbte sich rot. Die Bora heulte und peitschte das Meer, die Wogen gingen hoch und gischteten über die Wellenbrecher, als wollten sie ihre gemordeten Kinder zurückfordern, das Blut abwaschen und fortspülen, das an Felsen und Steinen klebte. Das Meer blieb machtlos in seiner Wut, es konnte nicht heran und wich immer wieder zurück, seine ewige Reinheit scheute den besudelten Boden. Nach allen Seiten spritzte das rote Blut der gemarterten Geschöpfe, und das felsige Gestade glich einer Schlachtbank.

Endlich war der Fang geborgen. Die glatten, stahlglänzenden Ungetüme, die sich vor wenigen Minuten noch lebensfrisch und liebestoll in der sturmbewegten Flut getummelt hatten, lagen zerschunden auf dem Trocknen, allmählich ermattend, erlahmend, den Kampf aufgebend, mit ausgedörrten Kiemen und stier glotzenden Fischaugen. Noch immer kümmerte sich niemand um sie. Die Fischer beeilten sich, das Netz neuerdings auszulegen, wie leicht konnte dem ersten Haufen ein zweiter folgen! Der Wächter, der von

seiner Warte herabgeklettert war, um mitzuhelfen, schickte sich an, seinen Posten wieder einzunehmen. Erst wie er an mir vorbeikam und die Mütze zog, erkannte ich, daß es Vlado war; meine Aufmerksamkeit hatte bis dahin dem blutigen Schauspiel gehört, das sich vor meinen Augen abspielte.

Seine hohe Gestalt hatte durch das Spähen in die Tiefe eine etwas vornübergeneigte Haltung angenommen. Ich fragte, wie es gehe? Er antwortete nicht darauf und sah mich nur verständnislos an, mit einem gleichsam verschleierten, abwesenden Blicke. Und indem er mit einer verächtlichen Bewegung des Fußes gegen die Leiche eines mannsgroßen Thunfisches stieß, der in seinem Blute schwamm, sagte er bitter lächelnd in seinem sonderbaren Englisch: „Datt is die Löff," was soviel bedeutete wie: „That's love!"

Hierauf kletterte er behend und mit der Kühnheit eines Matrosen die Leiter hinan, die im Sturme schwankte wie der Wipfel einer Birke, und bald sah ich ihn wieder bewegungslos auf seiner Warte kauern, das scharfe Auge in die Tiefe des Meeres gesenkt. Was er hatte sagen wollen mit seinem „Das ist die Liebe," und wie er es eigentlich meinte, indem er dabei mit dem Fuße gegen den verendeten Thunfisch stieß, der sich im Netz verstrickt und an den Felsen des Ufers den Kopf zerschmettert hatte, das verstand ich leider nur allzu gut. Es war eine Fortsetzung des Gedankens, den er schon einmal hatte anklingen lassen, und den mir dann auch die Contessina wiederholt hatte . . . .

Für mich war es nun zu spät geworden, meinen Weg nach der Besitzung des Conte fortzusetzen, und ich wiederholte deshalb am nächsten Tage die Fahrt. Das Wetter war umgeschlagen, der Sturm hatte sich gelegt; wie damals, als Vlado mich das erste Mal aus dem Golf gegen den Kanal di maltempo gerudert hatte, lag die See glatt wie ein Spiegel, und wie damals konnte ich, wenn ich mich über Bord beugte, die versunkenen Wälder in der Tiefe sich bewegen sehen und die seltsam geformten Seetiere, die den Grund bevölkerten: Meeresstille!

Den Conte traf ich mit seiner Tochter unter der großen Celtis vor dem Hause sitzend. Er war ganz der Alte, frisch und heiter, völlig ahnungslos, wie es schien, und begrüßte mich mit offener Herzlichkeit. Die Contessina hingegen kam mir so verändert vor, daß ich Mühe hatte, meine Befremdung zu verbergen. Wär' ich ihr irgendwo auf der Straße begegnet und wär' es nicht ihr eigener Garten gewesen, wo ich sie wiedersah, ich glaube nicht, daß ich sie erkannt hätte. Das Gesicht war magerer geworden und hatte seine gesunde, vom Wetter gebräunte Farbe nur um die Augen herum beibehalten, während Stirn und Wangen sich verfärbt hatten; von den Nasenflügeln gegen die Mundwinkel verlief eine unschöne Falte, ein Zug des Leidens, wie ich ihn manchmal bei jung verheirateten Frauen beobachtet habe, die der Mutterschaft entgegensehen. Nur der feste, entschlossene Blick des Auges erinnerte mich noch an die frühere Contessina.

Im Frühling, wenn um die Zeit der Baumblüte rauhes und unfreundliches Wetter herrscht, dann wird einem weh zumute, wenn man merkt, wie rasch es mit dem Verblühen geht. Kaum erschlossen, sinkt der liebliche Blust auch schon wieder dahin, innerhalb weniger Tage welken die zarten, hellfarbigen Blütenblätter über dem schwellenden Fruchtboden. Etwas dem Ähnliches empfand ich jetzt.

Wir redeten dies und das, sie beteiligte sich nur wenig an dem Gespräch, das bald wieder auf das Seefahren kam. Ich merkte nach und nach, daß der Conte in der Tat keine Ahnung davon hatte, was mit seiner Tochter vorging. Durch das tägliche Beisammensein war ihm offenbar ihre veränderte Erscheinung völlig entgangen; auch mochte er, wie die meisten tatkräftigen Menschen, überhaupt kein guter Beobachter seiner nächsten Umgebung sein. Eines nur bekümmerte ihn: daß er seine Segeljacht unbenützt im Hafen liegen hatte.

„Allein freut es mich nicht, eine größere Reise zu unternehmen," wiederholte er wie damals. „Und meiner Tochter kann ich jetzt nicht zumuten, mich zu begleiten. Sie hat seit einiger Zeit während der Mahlzeiten kleine Anfälle von Üblichkeit, offenbar leidet sie unter der Hitze, wie das bei jungen Mädchen vorkommt."

Ich sah eine tiefe Röte über das Antlitz der Contessina fliegen, die ihr für einen Augenblick ihr früheres Aussehen zurückgab. Ich glaube, sie hatte das Gefühl, daß ich die Zusammenhänge durchschaute.

Bemüht, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, erzählte ich, auf den blauen Golf hinausblickend, vom Thunfischfang, den ich gestern mit angesehen.

„Es ist ein rohes Abschlachten," sagte der Conte. „Ich bin sonst ein leidenschaftlicher Fischer gewesen, aber das muß mit Feinheit und List betrieben werden. Ich denke, wir werden für einige Zeit ins Hochgebirge gehen, da kann ich wenigstens Forellen angeln. Denn was hat es für einen Sinn, an der See zu sitzen, wenn man nicht segelt — nicht wahr?"

Bald darauf erhob sich die Contessina und schritt langsam die Gartenterrasse hinab. Auch ihre Bewegungen schienen mir verändert, sie hatten ihre ursprüngliche Freiheit und Sicherheit verloren und etwas wie eine edle Müdigkeit dafür eingetauscht. Sie trug ein loses, leichtes Hausgewand aus weißer, anschmiegender Waschseide, das in wunderschönen Falten um ihre Gestalt floß.

Ich muß gestehen, daß ich in diesem Augenblicke, wo wir allein waren, überlegte, ob ich dem Conte gegenüber schweigen dürfe, oder verpflichtet wäre, ihn schonend aufzuklären, und ob meine kurze Bekanntschaft mit ihm mich überhaupt dazu berechtigte? Auf dem Tische lag ein Feldstecher, ich nahm ihn in die Hand und faßte einige ferne Gegenstände ins Auge, ein Segel auf dem Meere, ein Häuschen auf einer der Inseln. Tief unten zu unseren Füßen, etwas weiter gegen den offenen Golf hin, sah ich deutlich die Tonnare liegen. Auf der Spitze der hohen Leiter

eine dunkle Gestalt, das mußte Vlado sein. Jetzt war es plötzlich, als ob diese Gestalt eine Fahne oder ein weißes Tuch schwenkte. Ich preßte das Glas heftig an mein Auge, ein Ausruf des Schreckens entrang sich meinen Lippen. Ein Mensch war von der Warte in die Luft hinausgesprungen und blitzschnell zu Boden gefallen, die dunkle Gestalt hatte sich von dem Wipfel der Leiter seitlich gegen die Felsen des Wellenbrechers herabgestürzt.

Im selben Augenblicke fast fiel im unteren Teil des Gartens ein Schuß.

„Um Gotteswillen, was ist das?"

Der Conte war aufgesprungen und sah mich mit aufgerissenen Augen an, bleich bis in die Lippen. Dann rannte er, ohne ein Wort zu sagen, die Terrassen hinab. Verstört und fast taumelnd vor Angst folgte ich ihm.

Er hatte sogleich die richtige Fährte und stürzte nach der Lorbeerlaube, wo der Lieblingsplatz ihrer Mutter gewesen war. Als ich anlangte, sah ich ihn an der Erde knien, vor etwas Weißem, das auf dem Boden lag.

„Durchs Herz geschossen!" jammerte er.

Von der andern Seite kam ein Gärtner und ein Gärtnerbursch gelaufen.

„Ich hole den Arzt!"

Mit fliegendem Atem gegen den Hafen hinunter.

„Vorwärts, Mondo, es gilt größte Eile!"

Wie ein Pfeil schießt unsere Barke über den glatten Wasserspiegel. Wir rudern wie die Wahn-

sinnigen. Als wir in die Höhe der Tonnare kommen, fühle ich, daß meine Kräfte nicht reichen.

„Rasch ans Land!"

Der Wächter auf der Leiter der Tonnare war nicht auf seinem Posten. Schweigend standen die Leute um den mit Brettern eingedeckten Schuppen beisammen.

„Ein Mann her, ein guter Ruderer! Den Arzt aus Kraljevica holen! Bei der Rückfahrt nehmt ihr mich wieder auf!"

Das waren nun freilich andere Arme als die meinen, die sich jetzt in die Ruder legten.

Ein paar Männer führen mich ernst und stumm gegen den Schuppen. Seitlich unter der Tonnarenleiter bleiben sie stehen und weisen auf den Boden.

„Hier war es."

Die Steine ringsum sind mit Blut besudelt. Ist es Vlados Blut? Ist es das Blut der Thunfische, die gestern hier verendeten?

Ich trete in den Schuppen und neige mich über den Unglücklichen.

Er schaut mich groß an, ein schwaches Lächeln gleitet über seine Lippen, und mit einem tiefen Seufzer flüstert er ein einziges Wort: „Bonaccia . . ."

Das war das letzte Wort, das er sprach. Was er damit meinte, hab' ich erst später ganz begriffen, als ich erfuhr, daß „Bonaccia" nicht bloß Meeresstille bedeutet, sondern im figürlichen Sinne auch so viel wie Seelenruhe, Wohlbehagen, Glückseligkeit.

Einer von den ungeschlachten Gesellen, die das

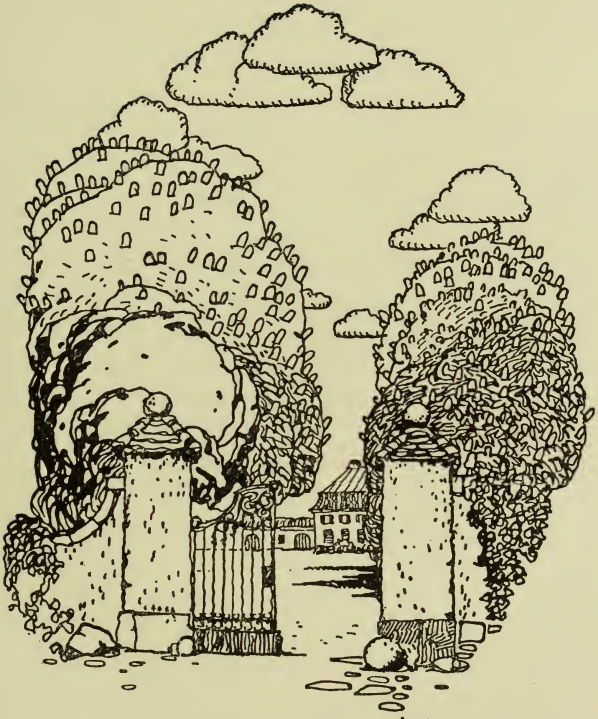
Lager umstanden, nahm seine Mütze vom Kopf, und die übrigen folgten seinem Beispiel. Das dumpfe Murmeln eines Gebetes begleitete die letzten Züge des Sterbenden.

* * *

Niemand hat den Tod der Contessina, niemand den Tod Vlados sich erklären können. Niemand kam auch nur auf den Gedanken, sein trauriges Ende und das ihrige miteinander in Zusammenhang zu bringen. Sogar der Conte blieb ahnungslos und zerbrach sich vergeblich den Kopf. Ich war der einzige, der die verborgenen Fäden der Leidenschaft sich hatte verstricken sehen, der einzige, den ein Zufall in die Lage versetzt hatte, das zeitliche Zusammentreffen des Schusses im Garten und des Sturzes von der Leiter zu beobachten. Ich war der einzige Wissende, und ich habe geschwiegen.

Ich glaube, so wollten sie es. Ihr Sterben sollte ein unenträtselbares Geheimnis bleiben wie ihr Lieben und Leiden.

Keinerlei schriftliche Aufzeichnung ist gefunden worden, keine Zeile, kein Wort, kein letzter Wunsch nach gemeinsamer Beerdigung, kein Lebewohl an die Angehörigen — nichts! Nicht einmal ein Abschiedsgruß an das ewige Meer, das sie — davon bin ich jetzt fest überzeugt — einander in die Arme gestürzt hatte, auf weiten, unseligen Fahrten voll jauchzenden Glücks.



· Der Salto ·

Der Salto mortale.

In einer Herrengesellschaft wurde der Fall eines Theaterdirektors besprochen, der nach jahrelanger unfreiwilliger Verborgenheit wieder ans Licht der Rampen emporgetaucht war.

Unter der Direktionsführung dieses Mannes hatte sich vor mehr als einem Jahrzehnt ein furchtbares Brandunglück ereignet, dem eine große Anzahl von Menschenleben zum Opfer fiel, und die aufgeregte öffentliche Meinung hatte damals — ob begründet oder nicht, bleibe dahingestellt — das gerichtliche Urteil einstimmig gutgeheißen, das über ihn gefällt worden. Es lautete dahin, er habe durch Fahrlässigkeit und Außerachtlassung der bestehenden feuerpolizeilichen Vorschriften Leben und Gesundheit zahlreicher Theaterbesucher nicht nur gefährdet, sondern auch tatsächlich hingeopfert und dadurch das Recht, verantwortlicher Leiter einer Bühne zu sein, ein für allemal verwirkt.

Der versöhnende Einfluß der Zeit machte sich aber auch hier geltend. Für die in Not geratenen Hinterbliebenen der Verunglückten war durch die allgemein erwachte Mildtätigkeit mehr als ausreichend gesorgt worden, und an der Stelle, wo der zerstörte Musentempel gestanden hatte, erhob sich ein der Pietät

und Sühne geweihtes Haus. Der schreckliche Eindruck, den jener Theaterbrand auf die Bevölkerung gemacht hatte, begann zu verblassen, und nachdem der unglückliche Direktor seine Schuld schwer gebüßt und durch sein menschlich schönes Verhalten die öffentliche Meinung versöhnt hatte, fing man an sich zu fragen, warum der tüchtige und in den besten Kreisen der Gesellschaft wohlgelittene Mann sein ganzes Leben lang zur Untätigkeit verurteilt sein sollte, statt seine Fähigkeiten, insbesondere sein bewährtes und allgemein anerkanntes Bühnengeschick, wieder in den Dienst der Öffentlichkeit zu stellen. Die Behörden aber zeigten in dieser Angelegenheit ein besseres Gedächtnis und eine weitergehende Fürsorge für die Sicherheit der Theaterbesucher als das Publikum selbst — oder, um der Wahrheit näher zu kommen, die Furcht, Verantwortung auf sich zu laden, ließ es ihnen ratsam erscheinen, sich hinter Formalitäten zu verschanzen. Sie drückten zwar ein Auge zu, als der unglückliche Direktor unter Vorschiebung irgendeines Strohmannes seinem Beruf und Erwerb wieder nachzugehen anfing, verweigerten ihm aber lange Jahre hindurch hartnäckig die Erteilung einer offenen, auf seinen Namen lautenden Befugnis zur selbständigen Führung einer Bühne. Es mochte in dieser oder jener Amtsstube Leute geben, denen daran gelegen war, die Schuld des auserkorenen Sündenbockes immer wieder zu betonen, um dadurch die Aufmerksamkeit von ihren eigenen Fehlern abzulenken. Denn durch ungenügende Wachsamkeit, mangelnde Umsicht

oder schlappe Handhabung der bestehenden Vorschriften hatte sich damals mehr als einer zum Mitschuldigen des geschehenen Unglückes gemacht.

Indessen verändert und erneut der Beamtenkörper einer Verwaltungsbehörde sich in ähnlicher Weise wie der Leib eines Menschen, von dem die Kundigen behaupten, daß nach einer bestimmten Reihe von Jahren keine Zelle mehr vorhanden sei, die auch schon vor dieser Zeit dagewesen wäre. Und wie die Menschen mit dieser allmählichen Umwandlung ihrer Leiblichkeit auch ihre Gedanken und Ansichten unversehens ändern, so sind auch Körperschaften, so zäh sie an ihren Überlieferungen festzuhalten die Absicht haben mögen, unmerklichen Sinnesänderungen unterworfen. Dies mochte der Grund sein, warum eines Tages das vergangene Unheil, das nicht mehr zu ändern war, als verjährt angesehen und dem erwähnten Theaterdirektor die amtliche Bewilligung für eine unter seiner Leitung zu eröffnende Bühne schließlich doch erteilt wurde.

An dem Tage, an welchem die Zeitungen diese Nachricht brachten, bildete das längst vorhergesehene Ereignis in allen Kreisen der großen Stadt für ein paar Minuten den Gesprächsstoff. Überall hörte man der Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß endlich die beengenden Fesseln von einem Manne gefallen waren, welcher sicher nicht ganz ohne Schuld, aber doch kaum schuldiger war als mancher andere, der vielleicht nichts vor ihm voraushatte als das Glück. Daß es aber auch, wenngleich mehr ver-

einzelt, nicht an Stimmen fehlte, die der entgegengesetzten Ansicht huldigten, erfuhr ich in der erwähnten Gesellschaft, an der ich an jenem Abend teilnahm.

„Das ist einer jener Fälle," sagte ein hoher Beamter, der anwesend war, „wo Milde und Nachsicht zur Ungerechtigkeit werden. Die Menschen ändern sich nicht, ein jeder bleibt schließlich, der er von Haus aus gewesen ist. Darum sollte man einem Manne, der einmal einen solchen Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl gezeigt hat wie dieser, in keiner Weise mehr Vertrauen schenken."

Ein Gutsbesitzer in mittleren Jahren, einer jener feinen und gebildeten österreichischen Landedelleute, die den Frack mit demselben Anstand zu tragen wissen wie Lodenjoppe und Lederhosen, nahm den Theaterdirektor in Schutz.

„Es gibt keinen Theaterbau der Welt," sagte er, „der nicht feuergefährlich wäre. Es brauchen nur gewisse unglückliche Umstände zusammenzutreffen, so entsteht eine Katastrophe. Selbst wenn es für einen Theaterdirektor wirklich im Bereich der Möglichkeit läge, allen bestehenden Vorschriften, die zu erlassen freilich keine Kunst ist, aufs genaueste zu entsprechen, so wäre die Gefahr dadurch noch keineswegs beseitigt. Eine Massenansammlung von Menschen in einem verhältnismäßig so engen geschlossenen Raum bleibt eben unter allen Umständen bedenklich, das weiß jedermann. Warum soll nun, wenn einmal wirklich etwas geschieht, gerade der Einzelne büßen? Ich habe es immer für ungerecht ge-

halten, diesen Mann zum Prügelknaben zu machen; er hat an jenem Abend, wo das Unglück sich ereignete, sicher nichts verbrochen, dessen alle anderen Theaterdirektoren in der ganzen Stadt sich nicht in gleicher Weise schuldig gemacht hätten."

„Mein Gott," versetzte der Sektionschef; „daraus, daß viele Leichtfertige durchrutschen, folgt doch nicht, daß man den, der der Leichtfertigkeit einmal überwiesen ist, nicht strafen soll! Oder wollen Sie jede Schuld leugnen und für alles, was geschieht, statt der Menschen den Zufall verantwortlich machen?"

„Durchaus nicht," sagte der Gutsbesitzer wieder; „aber zwischen Schuldlosigkeit und unsühnbarer Schuld gibt es Zwischenstufen. Sie selbst, Herr Sektionschef, wenn Sie jenen unglücklichen Mann für immer in Acht und Bann erklärt wissen wollen, richten Ihr Urteil nach dem Erfolg ein. Dagegen spreche ich mich aus, denn gerade dadurch wird der Zufall zum Entscheidenden. Derselbe Mensch, dem Sie freundschaftlich die Hand schütteln, gälte Ihnen für bürgerlich tot, hätte sich an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde irgendeine sonst gleichgültige Kleinigkeit anders zugetragen, als sie sich zutrug. So strenge, meine ich, sollten wir nicht richten. Wohl mancher unter uns, der von Haus aus nichts weniger als gewissenlos ist, hat in seinem Leben irgendeinen Fehler begangen, über den er hätte straucheln können, wenn das Unglück es gewollt hätte, um sich vielleicht sogar den Hals daran zu brechen . . ."

Er tat ein paar Züge aus seiner Havanna und sah gedankenvoll den blauen Rauchwolken nach.

„Vielleicht spreche ich pro domo," sagte er lächelnd. „Ich gesteh' es ganz offen, daß auch ich einmal Menschenleben gefährdet habe. Ganz ähnlich wie der Theaterdirektor, wenn auch wieder unter anderen Umständen. Ich glaube, ich bin sogar schuldiger gewesen und habe leichtsinniger gehandelt als er. Bloß mehr Glück hatte ich. Wenn es Sie nicht langweilt, so erzähle ich Ihnen die Geschichte."

* * *

Ich diente seinerzeit bei der Feldartillerie und war als Reserveoffizier eingerückt, um das feldmäßige Schießen mitzumachen. Es war ein fast unerträglich heißer Spätsommerabend, als unsere Batterie in einem armseligen Dorfe, nahe an der ungarischen Grenze einrückte. Die Unterbringung der Pferde und Mannschaft in den nicht zahlreichen und fast durchwegs dürftigen Gehöften machte nicht geringe Schwierigkeiten, und der Quartiermacher hatte sich nicht anders zu helfen gewußt, als indem er die einzelnen Teile des zusammengehörigen Truppenkörpers trennte und fast jedes Paar der Bespannungspferde bei einem andern Bauer einstellte. Der Quartierzettel, den ich für mich selbst in Empfang nahm, wies mich nach einem herrschaftlichen Schlosse, das etwa zwei Kilometer vom Dorfe entfernt lag.

Mein Pferd war übermüdet, aber es mochte ahnen, daß es nun endlich zur Krippe ging, und nahm seine letzten Kräfte zusammen. Eine Viertel-

stunde später ritt ich in den Schloßhof ein. Ein herrschaftlicher Stallbursche in hellbrauner Livree schien bereits auf mich gewartet zu haben, übernahm mein Tier und rief ein paarmal in den Flur hinein nach dem „Herrn Haushofmeister". Darauf erschien ein Mann mit pechschwarzem Krauskopf und scharfausgeprägten glattrasierten Zügen, der eigentlich aussah wie ein Schmierenschauspieler, den man in eine elegante, dunkelblaue Livree mit silbernen Knöpfen gesteckt hätte. Er forderte mich mit großer Würde auf, ihm in den ersten Stock zu folgen, wo mein Zimmer bereitstünde. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, denn ich hatte eine wahre Sehnsucht nach Waschwasser und einem Divan, um meine müden Glieder darauf auszustrecken. Mein erster Blick, als ich das geräumige Zimmer betrat, galt diesen Dingen, und mit Befriedigung bemerkte ich auf der marmornen Toilette ein Waschbecken, das jedem Goliath recht gewesen wäre, nebst einem Kruge von der Höhe einer römischen Amphora, nur daß er bedeutend dickbauchiger war. Wer jemals eine Woche lang in sengender Hitze auf staubigen Landstraßen umhergeritten ist, um abends, in den verschiedenen mangelhaften Unterkünften ein Waschschüsselchen vorzufinden, das in der Regel kaum viel größer war als eine Kaffeetasse, der begreift mein Entzücken. Auch ein Divan befand sich in meinem Zimmer, so lang und breit, wie ich es nur wünschen mochte.

„Es ist gut, ich danke," sagte ich zu dem Haushofmeister, in der Absicht ihn zu verabschieden.

Er verneigte sich und bemerkte mit einem eigentümlich steinernen Lächeln, das mich an das Lächeln der Zirkusleute erinnerte, wenn sie für Beifall danken: „Die Frau Baronin lassen um sieben Uhr zum Diner bitten."

Ich gestehe, daß ich über diese Einladung nicht eben erfreut war; ein paar Beefsteaks mit Spiegeleiern auf mein Zimmer serviert, und zwar so bald als möglich, sowie ein tüchtiger Krug Bier dazu, das wäre mir in der Verfassung, in der ich mich befand, willkommener gewesen. Indessen behielt ich Lebensart genug, meine Gedanken vor dem sonderbaren Haushofmeister verborgen zu halten, und indem ich ihm meine Visitenkarte überreichte, trug ich ihm auf, bei der Baronin anzufragen, wann ich mir die Freiheit gestatten dürfe, ihr meine Aufwartung zu machen.

Er nahm die Karte in Empfang, stellte sie mit einer Ecke aufrecht auf die Spitze seines Zeigefingers, wo sie merkwürdigerweise ganz ruhig stehen blieb, und sagte mit demselben steinernen Lächeln von vorhin: „Um halb sieben Uhr, vor dem Diner," worauf er sich abermals verneigte und mich allein ließ. Meine Visitenkarte trug er auf dem Zeigefinger mit fort, ohne daß sie heruntergefallen wäre oder auch nur gewackelt hätte, gerade als sei dies die natürlichste und einfachste Art, eine Visitenkarte zu tragen.

Mir konnte es schließlich gleichgültig sein, wie er sie trug, ich legte die verstaubte Bluse ab und tauchte meinen Kopf ins Waschbecken, wobei mir zu-

mute war wie einem Fisch, der nach langem Zappeln auf dem trockenen Sande durch einen glücklichen Sprung den Weg in die Flut zurückgefunden hat. Nachdem ich mich genügend erquickt und aus dem Gepäck, das mein Bursche inzwischen gebracht, einen funkelneuen Waffenrock hervorgesucht und angelegt hatte, streckte ich mich wohlgemut auf den Divan und ließ den Rauch einer Zigarette zur weißen Decke steigen, die mit lustigem Rokokostuck ausgefüllt war. In dieser Tätigkeit wurde ich bald durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen, ein mir befreundeter Dragoneroffizier trat ein, Oberleutnant von Höchstorff. Meine Batterie war eine reitende, und wir manövrierten gemeinsam mit der Kavallerie. Ich hatte aber nicht gewußt, daß außer mir noch andere in diesem Schlosse einquartiert waren.

„Liegt ihr auch hier?" fragte ich.

„Bloß meine Schwadron," sagte er; „aber diesem Hause ist Heil wiederfahren: die Gottöbersten wohnen unter seinem Dache."

Wer alles da sei? wollte ich wissen. Und er eröffnete es mir: „Das ganze Oberkommando und der Stab der dritten Brigade."

Der Gedanke, mich in so illustrer Gesellschaft zu befinden, war mir nicht ganz behaglich, ich wär' lieber mit meinen engeren Kameraden zusammengewesen. Aber die lagen eine halbe Stunde entfernt in einem andern Herrensitz, dessen Name mir entfallen ist. Ich wußte, daß Höchstorff den Gothaschen im kleinen Finger hatte, und erkundigte mich

nach der Baronin, die unsere Wirtin war, und ob auch der Baron anwesend sei?

„Der alte Herr ist schon gestorben," sagte er; „und mit seiner Witwe, der Freifrau, sind das so eigene Geschichten . . ."

Was für eine Geborene sie sei? fragte ich. Er lachte aber nur; die sei überhaupt nicht geboren, behauptete er.

„Wenigstens nicht adlig, kapierst du?"

Er näherte sich meinem Ohr, hielt die Hand an den Mund und flüsterte: „Eine vom Brettl ist sie gewesen."

Eine Ahnung ging mir auf: „Und der komische Haushofmeister, der da herumspaziert?"

„Mit dem soll sie einst gearbeitet haben, wie die Artisten sagen. Ein ehemaliger Kollege — du verstehst mich? Ich bin wahnsinnig gespannt, sie kennen zu lernen."

Jetzt bemächtigte sich natürlich auch meiner eine gewisse Neugierde. Es war an der Zeit, uns zum Empfange einzufinden, der in einem großen, ebenerdig neben dem Speisesaal gelegenen Salon stattfand. Es glitzerte darin bereits von Orden und goldenen Kragen, ich wurde der Hausfrau vorgestellt und prallte fast zurück. Ein flüchtiges Aufleuchten ihres Auges sagte mir, daß sie mich wiedererkannt hatte, wie ich sie. Ich beugte mich nieder und küßte ihre Hand. In demselben Augenblick riß ein Lakai die Flügeltüren auf und meldete, daß serviert sei. Sie erhob sich und rauschte am Arm einer kahl-

köpfigen Exzellenz in den Speisesaal, wo eine lange glänzende Tafel unter gläsernen Kronleuchtern gedeckt stand, an denen unzählige Wachskerzen brannten.

Als Subalterner von der Reserve saß ich natürlich am untersten Ende und konnte sie nur über Blumenaufsätze hinweg und zwischen Weinflaschen hindurch erblicken, wenn ich mich vorneigte. Sie unterhielt sich lebhaft mit ihren Nachbarn, sah verführerisch aus und schien kaum älter geworden, obgleich sechs oder sieben Jahre verstrichen waren, seit ich sie gekannt hatte, und sie schon damals in der Mitte der Zwanziger gewesen sein mochte. Das reichaufgesteckte glänzende Haar schimmerte unter den vielen Lichtern wie rotes Gold, und von den reizenden Ohrmuscheln wie im tiefen Ausschnitt des Kleides blitzten prächtige Solitärs bis zu mir herüber, gleich funkelnden Tauperlen auf den Blütenblättern einer bleichen Rose — jener unbeschreiblich zarten, mattweißen Haut der Rotblonden. Sie hatte die Manieren einer vollendeten Dame.

Das Essen war auserlesen und die Weine suchten ihresgleichen. Meine Nachbarn, gleichgültige Truppenoffiziere, deren Gesichtskreis über den alltäglichen Dienst nicht weit hinausreichte, nahmen mich wenig in Anspruch, ich konnte meinen Erinnerungen nachhängen.

Das war auf dem Lido gewesen, daß ich sie zum erstenmal gesehen hatte, bei einem Konzert auf der großen Veranda der Badeanstalt. Sie befand sich in Gesellschaft eines hochgewachsenen und vornehm

aussehenden alten Kavaliers, dem ein prächtiger weißer Bart bis in die halbe Brust reichte. In meiner Unschuld hatte ich sie zuerst für seine Tochter gehalten. Aber von Zeit zu Zeit traf mich ein seltsamer Blick, einer jener wissenden, auf Abenteuer ausziehenden Blicke, die bereit scheinen, Verrat zu üben. Ich saß ihr gegenüber an einem Tischchen, im Anblick des Meeres, während unten die Wogen rauschten und die Badenden Lärm schlugen, und beobachtete sie, wie sie eine Erfrischung zu sich nahm. Nebenbei bemerkt, war ich jung und noch unverheiratet, Sie werden von mir nicht verlangen, meine Herren — na, ich denke, es kann mir niemand übelnehmen, daß ich mich für die Dame interessierte. Sie war damals — ich will nicht gerade sagen, eine Schönheit ersten Ranges, aber jedenfalls eine auffallende und pikante Erscheinung.

Ich sah sie dann noch öfter, und einmal, an einem Abend, sah ich das Paar auf der Riva in ein Hotel treten. Von da ab richtete ich es so ein, daß ich manchmal in diesem Hotel speiste. Der Zufall war mir gleich das erstemal günstig, ich kam an der Tafel ihnen gegenüber zu sitzen. Der stattliche alte Herr war ein ungarischer Magnat und trug einen klangvollen gräflichen Namen. Er plauderte gern bei Tisch und war leicht zugänglich, ich machte seine Bekanntschaft. Sie galt für seine Frau und ließ sich Gräfin nennen. Ich wurde natürlich auch mit ihr bekannt. Unser Gespräch war harmlos und heiter, hie und da blieb ich noch nach dem Essen, und wir saßen

im Gesellschaftsraum des Hotels oder auf dem Balkon, oder gingen noch gemeinsam auf dem Markusplatz spazieren, oder fuhren in einer Gondel — kurz, wir hatten uns bald alle drei aneinander gewöhnt und verbrachten manchen fröhlichen Abend zusammen, indem wir uns die Zeit vertrieben, wie man es eben als Fremder in Venedig tut.

Einmal war der Graf nicht wohl und zog sich bald nach dem Diner auf sein Zimmer zurück. Ich saß mit ihr im Damensalon, da sagte sie zu mir: „Haben Sie eigentlich daran geglaubt, daß ich seine Frau bin?"

Ich war ehrlich und verneinte.

„Also, da brauchen wir uns kein Blatt vor den Mund zu nehmen," meinte sie.

Und sie erzählte mir allerlei aus ihrem Leben.

Der Graf hatte sie „ausbilden" lassen. Seit er Witwer geworden war, reiste sie manchmal mit ihm, natürlich nur im Ausland.

„Er ist ein Gentleman durch und durch und ein scharmanter Mensch," sagte sie; „ich hab' ihm viel zu verdanken. Sie müssen nicht glauben, daß bei mir etwas zu holen ist — o nein, so eine bin ich nicht! Höchstens wenn mich einer heiraten wollte — dann könnte aber auch mein Graf nichts dagegen haben. Aufrichtig gesagt, möcht' ich für mein Leben gern in geordnete Verhältnisse kommen. Mit der Gymnastik ist es nicht gar so weit her, und mit dem bissel Singen und Tanzen steckt man schon gar nichts auf — überhaupt die Kunst! . . ."

Sie machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand.

„Wissen Sie, das ist so," sagte sie: „Wenn man nicht etwas kann, das sonst keiner kann, so ist die Kunst ein halb und halb brotloses Vergnügen. Im Orpheum hab' ich einmal einen Kollegen gesehen, der ist in ein enges Faß hineingestiegen, das war so hoch wie der ganze Mensch. Ein zweites, ganz gleiches Faß wurde in einiger Entfernung davon aufgestellt. Und jetzt ist der Kerl mit einem großartigen Salto mortale aus seinem Faß ins andere Faß hinübergesprungen. Sehen Sie, das war sensationell, das war eine Attraktion! Es ist aber auch jedesmal vor seiner Nummer eine Tafel ausgehängt worden, darauf war geschrieben, daß er der einzige Mensch auf der Welt sei, der aus einem Faß in ein anderes Faß springen könne. Und die Leute haben applaudiert wie nicht gescheit. Weil er eben wirklich der einzige war. Ja, wenn man so etwas kann, dann ist man freilich aus dem Wasser. Ich wollt', ich hätt' auch so eine Spezialität. Aber das ewige Reckturnen und die Luftakrobatik, das wird ja den Leuten schon fad. Und das Singen und Tanzen erst recht — ich bitt' Sie! So ein bissel Stimm' hat bald eine, und die Beine schon gar! . . ."

„Dafür besitzen Sie wenigstens einen richtigen Mäzen," sagte ich belustigt.

„No ja, das ist freilich auch etwas wert," meinte sie naiv; „man muß halt zufrieden sein. Übrigens hätte er mich ohnedies geheiratet, aber seine Kinder,

die schon erwachsen sind, wollen es halt durchaus nicht zugeben, und das begreif' ich auch ganz gut. Überhaupt — Unfrieden stiften in einer Familie, das mag ich nicht; geht's nicht, so geht's nicht, da läßt sich einmal nichts machen. Vielleicht findet sich gelegentlich ein anderer, der anbeißt."

„Das wäre eigentlich auch so eine Art Salto mortale aus einem Faß ins andere hinüber," meinte ich.

„Warum?" fragte sie. „Was hat das mit dem Faß zu tun?"

Ich erklärte ihr, wie ich es meinte.

„Der Einzige zu sein auf der Welt, darauf kommt es an — haben Sie nicht so gesagt? Also! Wenn einer sich in Sie verliebt, so sind Sie die Einzige für ihn auf der Welt. Und wenn das ein vornehmer oder wenigstens reicher Herr ist, so springen Sie mit der größten Leichtigkeit vom Brettl in den Ehestand und in die gute Gesellschaft hinüber."

Sie lachte.

„Auf so einen Glücksfall darf man sich halt nicht verlassen," meinte sie; „inzwischen muß ich schon schauen, daß ich mir auch irgendeine Spezialität zuleg'. Denken Sie einmal darüber nach, wenn Sie Zeit haben, ob Ihnen nichts einfällt. Etwas recht Apartes müßt' es sein, ein Trick, der wirklich Sensation macht."

Ich wußte nicht, wie weit es mit ihrer Kunst her sei, und meinte, ein Salto mortale werde aber darin nicht vorkommen dürfen?

Da maß sie mich ganz gekränkt von oben herab:

„Warum denn nicht? Soviel werd' ich doch noch zusammenbringen! Was glauben Sie denn von mir?"

Das alles kam mir jetzt in die Erinnerung zurück, wie ich sie als vornehme Dame und liebenswürdige Wirtin an der Tete der glänzenden Offizierstafel sitzen sah. Ich hatte seither nichts mehr von ihr gehört und wußte nicht, was sie inzwischen erlebt haben mochte. Nur den Namen des Grafen erinnerte ich mich einmal in den Tageszeitungen gelesen zu haben. Er war so unglücklich gewesen, bei einem Sturz vom Pferde das Genick zu brechen. Das hatte sich bald nach unserem Zusammensein in Venedig ereignet. Sie selbst war mir ganz aus den Augen gekommen, ich kannte auch weder ihren richtigen, noch ihren Phantasienamen. Daß es ihr nun wirklich gelungen war, in den ersehnten Ehehafen einzulaufen, machte mir Spaß. Freifrau war sie geworden, anscheinend sehr wohlhabend und — was unter den gegebenen Umständen vielleicht auch zu den Errungenschaften zählte — Witwe. Eine Exzellenz rechts, eine Exzellenz links machten ihr den Hof. Ich hätte so gern die Bekanntschaft wieder aufgefrischt und mich mit ihr unterhalten. Aber wie weit war ich von ihrer Pracht, ich, der Niemand in diesem von Orden strotzenden Kreise! Indessen hoffte ich auf später; nach aufgehobener Tafel wollte ich versuchen, mich ihr zu nähern.

Eben knallten die ersten Champagnerpfropfen, da rief ein Diener mich ab. Als ich in den Flur trat, stand ein Kanonier da, der mir das Befehlsbuch überbrachte. Ich fragte, warum er nicht früher ge-

kommen sei? Er entschuldigte sich, er hatte in der Dunkelheit den Weg nach dem Schlosse verfehlt und war irregegangen. Beim Schein eines Handleuchters, den der Diener hielt, durchflog ich den Befehl und erfuhr, daß ich zum Aufführen der Avisoposten für das morgige Schießen kommandiert war. Das sind, wie die Herrn wissen werden, jene Posten, die dazu bestimmt sind, Straßen und Wege abzusperren. Denn wenn in einem Gelände scharf geschossen wird, noch dazu auf solche Distanzen, wie es die Artillerie tut, so muß man natürlich jeden Verkehr davon fernhalten. Jeder Fußgänger, der den verbotenen Raum beträte, und jedes Fuhrwerk, das hindurchführe, würde sich der größten Gefahr aussetzen.

Ein ausführliches Verzeichnis aller Punkte, wo Posten aufgestellt werden sollten, lag bei, ich steckte es zu mir, unterschrieb den Befehl und begab mich in den Speisesaal zurück. Ich war entschlossen, diese Nacht überhaupt wach zu bleiben. Die Kanoniere, die unter meinem Kommando zum Postendienst befohlen waren, hatten um drei Uhr morgens im Dorfe drüben unter Führung eines Feuerwerkers bereitzustehen. Ich überschlug, daß ich um halb, spätestens dreiviertel drei im Sattel sein mußte, wollte ich mich rechtzeitig an ihre Spitze stellen. Von der Gasterei bei der Baronin versprach ich mir aber, daß sie erst gegen Schluß, wenn die hohe Generalität sich zurückgezogen hätte, recht fröhlich werden und kaum vor Mitternacht enden würde. Um auf keinen Fall zu verschlafen, war es dann das Klügste, ich ging gar

nicht mehr zu Bett. So blieb mir auch noch genug Zeit übrig, die Generalstabskarte zu studieren, eh' ich ausritt. Denn ich kannte das Terrain nicht und mußte mir unbedingt die Stellen, wo Posten aufzuführen waren, mit Zuhilfenahme der Karte noch gut einprägen, bevor ich an die Ausführung meiner Ordres schreiten konnte.

Als ich wieder den Saal betrat, erschollen gerade stürmische Hochrufe auf die Hausfrau. Alle Offiziere hatten sich erhoben und defilierten vor ihr, einer nach dem andern, um mit ihr anzustoßen. Ich ergriff rasch einen Kelch und stellte mich auch in die Reihe. Wie unsere Gläser zusammenklangen, verneigte ich mich leicht, sah ihr fest in die Augen und sagte, so daß nur sie es hören konnte: „Gnädigste Baronin — meinen herzlichen Glückwunsch!"

Sie stutzte, stieß an meinen Kelch und nippte aus dem ihrigen, sagte aber nichts, und ich kehrte auf meinen Platz zurück.

Mit Neid beobachtete ich, wie am oberen Ende der Tafel, rings um die Baronin herum, die Unterhaltung immer angeregter wurde. Die Exzellenzen stießen wiederholt mit ihr an und dachten gar nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben. Es wurden ungeheure Mengen Moët und Chandon vertilgt. Schließlich, nach aufgehobener Tafel, begab man sich in den anstoßenden Salon zurück, wo der schwarze Kaffee serviert wurde. Sie war beständig von einem dichten Kreise goldener Krägen blockiert, unmöglich für mich, an sie heranzukommen. Träge schlichen die Viertel-

stunden hin, bis endlich der Kognak seine Wirkung tat und die Generäle anfingen, sich auf ihre Zimmer zurückzuziehen. Mir fiel jedesmal ein Stein vom Herzen, so oft wieder einer verschwunden war.

Jetzt verloren auch die Stabsoffiziere sich nach und nach, und Höchstorff fand, daß es hoch an der Zeit sei für die älteren Herrn, die eine schlaflose Nacht gleich umwerfe. Er war jung wie ich und hoffte auch noch auf eine kleine Fidelität mit der Baronin. In diesem Alter haben einem schlaflose Nächte noch nichts an, vorausgesetzt, daß sie lustig sind. Aber für die Herren mit den goldenen Krägen war es wirklich schon spät geworden, denn am andern Morgen hatten sie ja alle früh auszurücken, wenn auch nicht gerade so früh wie ich. Ich war am schlimmsten dran, ich war der Pechvogel, denn die Avisoposten mußten natürlich bis zur Stunde, wo der Beginn des feldmäßigen Schießens angesetzt war, längst aufgestellt sein. Aber gerade ich dachte am allerwenigsten daran, unserer liebenswürdigen Wirtin jetzt schon Gutnacht zu sagen, ich hatte Zeit genug, hatte ich doch beschlossen, gar nicht erst zu Bett zu gehen.

Jetzt fing es wirklich an, amüsant zu werden. Die meisten Herren hatten sich zurückgezogen, schließlich hielten nur noch fünf oder sechs von den leistungsfähigsten Kameraden mit mir aus, durchwegs schneidige Kavalleristen. Es ging toll zu, ein Rittmeister setzte sich an den Flügel und sang Kuplets, die ein bißchen auf der Schneide balancierten. Das regte

die Baronin sichtlich an, sie gab Chansons zum besten, die immer graziös blieben, wenn sie auch, wie ich zugeben muß, reichlich pikant waren. Sie wurde immer ausgelassener, und als der Rittmeister die Klavierbegleitung übernahm, produzierte sie sich als Tanzsängerin; es war reizend, wie sie das Kleid hob und ihren entzückenden Fuß sehen ließ, und manchmal auch das prachtvoll geformte Bein. Sie tanzte mit großer Anmut, wenn auch etwas wild, und was sie, ich glaube in spanischer Sprache, dazu sang, klang oft kaum wie ein Singen, sondern erinnerte mehr an jene kurzen befeuernden Schreie, welche Zirkusreiterinnen ausstoßen, wenn sie auf dem Rudelbrettschimmel durch brennende Reifen springen.

Bald wurden wir alle von einem förmlichen Wirbel ergriffen, schlugen den Salonteppich zurück und walzten wie die Wahnsinnigen. Die Baronin flog von Arm zu Arm, ihr Atem sengte wie Feuerhauch, ihr Gesicht strahlte von Glückseligkeit, ihre Augen jauchzten förmlich in toller Lust. Abwechselnd trommelte einer von uns aufs Klavier, die übrigen drehten sich wie verrückt im Kreise. Offizier mit Offizier, wenn es nicht anders ging; bis die, welche es satt hatten, ohne Dame zu tanzen, übereinander herfielen und sich gegenseitig die Baronin aus den Armen rissen, der es ganz gleich war, mit wem sie tanzte. Wie die Weiber in den Urzeiten folgte sie dem Stärkeren und schmiegte sich an jeden, dem es gelungen war, sie den andern abzujagen.

Wie gerade ich wieder einmal dieser Glückliche

war, spürte ich auf einmal ihre ganze süße Last in meinen Armen, sie ließ sich einfach fallen, und ich mußte sie halten. Unter fortwährendem Lachen stöhnte sie: „Genug, genug, ich kann nicht mehr, ich kann nicht!“

Ich trug sie zu einem Divan, setzte mich ihr knapp gegenüber in einen weichgepolsterten Armstuhl und betrachtete sie. Sie kam mir jetzt geradezu schön vor mit ihren geröteten Wangen und den vor Vergnügen feuchtglänzenden Augen. In der Hand bewegte sie einen großen Schildpattfächer mit schwarzem Straußfedernbesatz, während ich mir mit dem Taschentuch Kühlung zuwehte.

„Warum haben Sie mir vorhin eigentlich gratuliert?“ fragte sie jetzt unvermittelt.

„Weil Ihnen der große Salto mortale so gut gelungen ist.“

Sie begriff sofort, wie ich es meinte, und zeigte lachend ihre prachtvollen Zähne.

„Ach, mein Gott, ich bitt' Sie! Es war eigentlich viel lustiger — früher ... Ich hätt' es auch gar nicht mehr notwendig gehabt, das Heiraten. Mein Trick hat immer wieder gezogen, und das Geschäft ist gut gegangen.“

„Sie hatten sich also wirklich eine Spezialität ausgedacht?“ fragte ich.

„Na und ob! Etwas ganz Sensationelles! Das hat ja meinem Baron so imponiert. Glauben Sie, der hätt' mich sonst geheiratet? Sie, das war ein

Kenner! O, ich hab' mir den Ehestand ehrlich verdient, das können Sie mir glauben!"

Ein Husarenleutnant trat auf sie zu und machte ihr Komplimente über ihren spanischen Tanz.

„Da ist ja gar nichts dabei," sagte sie, „da kann ich schon noch ganz andere Sachen!"

Ich fragte, worin ihr Trick eigentlich bestehe?

„Das werd' ich Ihnen doch nicht auf die Nase binden?" lachte sie ... „Übrigens — wenn es Ihnen Spaß macht, geb' ich Ihnen einmal eine Extravorstellung. Ihnen ganz allein, weil wir alte Bekannte sind. Sonst kriegt jetzt niemand mehr etwas von mir zu sehen, es würde sich auch für eine Baronin nicht schicken. Aber zu meinem Privatvergnügen arbeite ich noch immer; man kommt sonst gar so aus der Übung."

Der Husar, der etwas von einer „Extravorstellung" aufgeschnappt hatte, schlug Lärm: „Die Baronin will die Gnade haben, uns eine Vorstellung zu geben — bravo, bravo!" Und alle Offiziere begannen in die Hände zu klatschen.

„Was Ihnen nicht einfällt!" meinte sie lachend; „und heute doch nicht mehr —?"

„Natürlich, natürlich! Heute noch! Bitte, bitte!" riefen alle wie aus einem Munde und das Klatschen wurde immer stürmischer.

Sie lauschte lächelnd dem Applaus und sagte mit einem fast wehmütigen Zucken um die Lippen: „Es klingt doch ganz eigen ..."

Plötzlich erhob sie sich.

„Also, weil wir schon so lustig beisammen sind! Wenn es euch einen Spaß macht, meinetwegen — ausnahmsweise! Lang bitten hab' ich mich nie lassen, das find' ich gar so fad. Eigentlich bin ich auch gerade in der richtigen Stimmung."

Sie rauschte zur Tür und wendete sich noch einmal gegen uns um: „Bloß Toilette muß ich erst machen, das dauert eine Weile. Also ein bissel Geduld, wenn ich bitten darf. Und dann, meine Herrn, selbstverständlich: Diskretion — Ehrensache!"

Darauf verneigte sie sich mit unnachahmlicher Anmut und ließ uns allein. Wir ergingen uns in den abenteuerlichsten Mutmaßungen, was jetzt kommen würde, und waren natürlich furchtbar gespannt. Die Baronin ließ uns so lange warten, daß wir schon zu argwöhnen anfingen, sie hätte uns zum besten. Aber gerade wie unsere Ungeduld ihren Höhepunkt erreicht hatte, erschien ein Diener und meldete, die Frau Baronin lasse sagen, es werde gleich losgehen. Zugleich servierte er uns vorzügliches frisches Pilsnerbier. Wir wurden wieder zuversichtlich, das kühle, prickelnde Getränk regte unsere Lebensgeister an, und wir begannen sechs-, acht- und zehnhändig Klavier zu spielen und ebenso vielstimmig, als wir Offiziere waren, dazu zu singen.

So verging uns die Zeit leidlich rasch, und der Lärm, den wir schlugen, war so groß, daß wir einen Mann, der in den Salon getreten war und sich uns näherte, eine gute Weile gar nicht bemerkten. Es war der Haushofmeister, der Herr in der eleganten

dunkelblauen Livree mit den Silberknöpfen, dessen Bekanntschaft zu machen ich schon bei meiner Ankunft die Ehre gehabt hatte. Er lud uns ein, ihm zu folgen, und führte uns in einen großen, hellerleuchteten Saal, der völlig schmucklos und ähnlich wie ein Turnsaal eingerichtet war. An der einen Schmalseite stand eine Reihe Sessel, auf denen Platz zu nehmen er uns mit jenem steinernen Lächeln, das ich schon an ihm kannte, und einer herablassenden Handbewegung aufforderte.

Kaum saßen wir, so trat hinter einem samtenen, mit Silber durchwirkten Purpurvorhang, der das andere Ende des Saales unseren Blicken entzog, die Baronin hervor. Sie war in weißem Seidentrikot, trug hochgeschnürte weiße Atlasschuhe, Pagenhöschen und Korsage aus weißem Atlas, der von Silberflitter glitzerte, und warf uns Kußhände zu. Der Haushofmeister reichte ihr die Hand, sie neigte sich zurück, sprang auf seinen eingekrümmten Arm, seine Schulter und schwang sich im nächsten Augenblick in ein Paar Ringen, die hoch an der Decke hingen.

Es folgte nun ein sehr gewandt ausgeführter Luftakt. Sie steckte die Beine durch die Ringe und saß darin, sie ließ sich plötzlich in die Kniekehlen fallen und schwang mit dem Kopf abwärts hin und her, sie glitt noch tiefer herab und hing nur mehr mit den Zehen der Füße in den Ringen, schließlich bloß mit den Zehen eines einzigen Fußes. Jetzt zog sie sich wieder empor, hielt die Ringe mit den Händen, ließ im Schwung eine Hand los, ließ beide

Hände los und trug die ganze Last ihres Körpers mit dem Kinn. Und dann faßte sie wieder mit den Händen zu, drehte sich wie ein Rad, schwang sich fast bis an die Decke, ließ plötzlich beide Ringe los und flog durch die Luft auf ein anderes Paar Ringe hinüber, ließ im Rückschwung auch diese los und durchschnitt abermals die Luft, um rücklings zu den Ringen zurückzufliegen, auf denen sie sich zuerst geschwungen hatte.

Jedermann kennt die verschiedenen Evolutionen der Luftgymnastik, jedermann hat sie im Zirkus oder im Orpheum von mehr oder minder geschickten Artisten ausführen sehen. Diesmal gewannen sie für uns einen ganz besonderen persönlichen Reiz, wir glaubten nie etwas so Hübsches, etwas so Graziöses, etwas so Halsbrecherisches gesehen zu haben. Die Baronin war unerschöpflich. Von den Ringen ging sie zur Stange über, von der Stange zum Seil, vom Seil zum Schwebereck, auf dem sie die kühnsten Wellen ausführte. In gewissen Zwischenräumen sprang sie aus der Höhe, fast von der Decke des Saales, mit einem kleinen aufreizenden Schrei herunter und stand auf den Schultern des Haushofmeisters, der ihr als sachverständiger Assistent bei allen Übungen die nötigen Handreichungen leistete. Dann lächelte sie uns zu und sandte mit den etwas gezierten Armbewegungen der herkömmlichen Mimik Kußhände nach allen Seiten aus. Und im nächsten Augenblick stemmte sie ihre Handballen wieder gegen die emporgehobenen Hände ihres Partners, stand ruhig wie eine Kerzen-

flamme, die Fußspitzen nach oben, erwischte mit der Ferse irgendeinen Halt in der Luft und zog sich wieder an die Saaldecke empor.

Wir kargten nicht mit unserer Bewunderung und klatschten rasend Beifall. Sie saß jetzt hoch oben auf dem Schwebereck still und schaukelte nicht mehr. Der Haushofmeister zog einen länglichen Gegenstand aus der Brusttasche, ließ ihn wie zufällig fallen und schnellte ihn mit einer kaum merklichen Bewegung der Fußspitze aufwärts, daß er wie ein Pfeil gerade in ihre Hand flog. Es war eine niedliche silberne Pistole. Sie spielte lässig damit, zog den Hahn auf, zielte in die Luft hinaus und ließ die kleine Waffe schließlich auf der Spitze ihres rechten Zeigefingers wie einen Kreisel sich drehen, während sie mit der andern Hand kokett an ihrer Koiffüre ordnete. Sie schien eine kleine Weile ausruhen und neue Kräfte sammeln zu wollen. Der Haushofmeister hing inzwischen eine Tafel aus. Es stand mit großen roten Lettern darauf geschrieben: „Welt-Unikum!"

Wir wußten, daß jetzt das Große kam, das Sensationelle. Einer jener Tricks, die im Orpheum die Musik verstummen machen, daß das ganze Haus mit angehaltenem Atem erwartungsvoll lauscht. Und wir saßen gespannt und lautlos, man hätte eine Stecknadel fallen hören.

Jetzt klatschte der Haushofmeister in die Hände. Er war einen Schritt vorgetreten und stand gerade unter der Baronin, die wie erstarrt auf dem Schwebereck saß. Er hatte die Augen emporgerichtet, die

aufmerksame Spannung eines Menschen, der Verantwortung trägt, malte sich auf seinen Zügen. Wir sahen, wie die Baronin sich langsam, langsam rückwärts überneigte, sie hob die silberne Pistole behutsam über die Augen und zielte nach hinten gegen den roten Sammetvorhang, der das Ende des Saales abschloß. Plötzlich ein scharfer Knall, der Vorhang rauschte nieder. Sie hatte die Pistole abgedrückt und die Schnur durchschossen, an der er befestigt gewesen, eine reich gedeckte Tafel stand da, von Girandolen mit brennenden Wachskerzen bestrahlt, mit Blumen geschmückt, glitzernd von Silber, Porzellan und geschliffenem Glas.

Und wie mit einem Schlage fast, zugleich mit dem Knallen des Schusses und dem Sinken des Vorhangs, hatte die Baronin sich rücklings herabgestürzt. Sie überschlug sich in der Luft und stand knapp vor dem Haushofmeister auf dem Boden.

Sie führte die Hände an die Lippen, warf uns lächelnd Küsse zu und reichte beide Hände über die Schultern ihrem Partner hinüber, der sie ergriff und die schlanke, geschmeidige Gestalt über seinen Kopf hinweg nach rückwärts schwang. Wieder überschlug sie sich in der Luft und stand im nächsten Augenblicke hoch inmitten des glänzend gedeckten Tisches auf einem Tafelaufsatz, der sich in mehreren Etagen übereinander aufbaute.

Es war eines jener Geräte aus zierlich durchbrochenem Porzellan, wie man sie, mit Konfekt und Naschwerk gefüllt, zum Nachtisch herumreicht. Die

Kerzenflammen an den Girandolen flackerten im Luftzug, und eine leise Erschütterung klirrte durch den Saal, aber nicht ein einziges Glas war umgefallen. Abermals warf uns die Baronin, indem sie die Hände mit den herkömmlichen Bewegungen der Tänzerinnen zu den Lippen führte, Küsse zu, und wir brüllten vor Begeisterung.

Plötzlich höre ich den Oberleutnant von Höchstorff neben mir sagen: „Teufel!"

Ich blicke hin und sehe, daß er seine Uhr in der Hand hält, und daß es bald halb fünf am Morgen ist. Wie ich ins Freie gekommen bin, weiß ich nicht. Es war heller Tag, auf einer Wand des Schlosses lag die volle Sonne. Im Hof bereits reges Treiben, Pferde wurden gestriegelt, Sättel und Riemenzeug geputzt. Mein Tier stand gezäumt, mein Zorn entlud sich über meinen Burschen, der behauptete, mich vergebens gesucht zu haben, und diesmal in der Tat vollkommen unschuldig war.

Ich sprang in den Sattel, meinen Tschako hatte ich, aber keine Kartusche und keinen Säbel. Der Bursche rannte auf mein Zimmer und brachte mir beides. Während ich den Säbel umschnallte und den goldenen Riemen der Kartusche über die Schulter warf, galoppierte ich bereits auf der Landstraße hin, in der Richtung gegen das Dorf.

Die Geschütze meines Zuges standen unbespannt neben dem Dorfbrunnen und sahen mit dem festgeschnallten Pfropfen im Maul so friedfertig als nur möglich aus. Die durften heute vom Kriegshand-

werk ruhen, ihre Bedienungsmannschaft sollte ja die Avisoposten stellen. Ein Kanonier war zur Bewachung zurückgeblieben und stand „Habt Acht", als ich anritt. Ich fragte nach dem Feuerwerker und der Mannschaft. Was ein Feuerwerker sei, wußte er und deutete mit der Hand ins Gelände hinaus. Auf alle andern Fragen aber erhielt ich nur jene Antwort, die leider in unserer Armee immer häufiger wird: „Nix deutsch!"

Ich war erst seit acht Tagen eingerückt und kannte den Feuerwerker noch nicht genauer. Insbesondere, in wieweit auf seine Umsicht und Verläßlichkeit zu vertrauen wäre, darüber hatte ich kein Urteil. Fort war er mit der Mannschaft, das sah ich. Ich wußte nicht, sollte ich zornig darüber sein, daß er mein Eintreffen nicht abgewartet hatte, oder sollte ich die Hoffnung daraus schöpfen, daß er aus eigenem Antrieb das Nötige vorkehren würde. Diese altgedienten Unteroffiziere, die in derselben Gegend Jahr für Jahr dieselben Übungen mitmachen, wissen oft besser, was zu geschehen hat, als ein Reserveleutnant. Sie brauchen, um Avisoposten auszustellen, kein Verzeichnis der dafür in Aussicht genommenen Punkte, wie ich es in der Tasche hatte. War mein Feuerwerker ein solches Juwel? Jedenfalls blieb mir nichts anderes übrig, als ihn zu suchen, um, wenn das Nötigste nicht getan sein sollte, wenigstens das noch Mögliche zu veranlassen.

In rasender Eile sprengte ich dem Manöverterrain entgegen. Zu spät kam ich auf alle Fälle,

denn die ganze Postenlinie zu umreiten, deren Sicherung mir anvertraut war, dazu benötigte man gut zwei bis drei Stunden. Aber zu meiner eigenen Beruhigung hätte ich mir wenigstens durch eine Stichprobe gerne die Gewißheit verschafft, daß die Posten trotz meiner Nachlässigkeit aufgeführt waren. Ich schonte mein Pferd nicht und mäßigte seine Gangart nur, wenn ich zu fürchten anfing, daß seine Kräfte sich vorzeitig erschöpfen könnten. Wo es steil bergauf ging, sprang ich aus dem Sattel und zog das Tier am Zügel hinter mir nach.

Trotz des frühen Morgens begann es schon heiß zu werden, ich war in Schweiß gebadet, die Sonne glühte am Himmel wie ein überheizter Ofen, dessen man sich nicht erwehren kann. Ich hatte die Straße verlassen und Flurwege eingeschlagen, um rascher ans Ziel zu gelangen. Bald ging es an Feldern entlang, bald durch einen Eichenbusch, bald durch Ried und Torfgegend in moorigen Niederungen und jenseits wieder steil hinan in ausgedehnte Föhrenschonungen. Ich hatte eine gewisse Ahnung, ein Gefühl dafür, wo der Bezirk lag, in dem das Schießen stattfinden sollte. Jetzt wurde ich auf einmal unsicher, griff in die Brusttasche, die Generalstabskarte hervorzuholen, und — hatte sie nicht bei mir!

Zu Hause, in meinem Zimmer, lag sie auf dem Tisch, das wußte ich ganz genau.

Auf gut Glück ritt ich weiter, konnte mich aber nicht mehr zurechtfinden. Es war eine ganz einsame, waldig-sumpfige Gegend, in die ich geraten

war, nirgends ein Gehöft, nirgends ein Ausblick in die Ferne, nach dem ich mich hätte orientieren können. Ich sah nach der Uhr, es ging auf halb sieben. Um sechs Uhr begann in der Regel das Schießen. Die offizielle Meldung, daß die Avisoposten ausgestellt seien, werde manchmal gar nicht abgewartet, hatte ich mir sagen lassen. Man nahm als selbstverständlich an, daß es geschehen sei. Die Meldung mochte fast zur Formalität herabgesunken sein, weil es noch nie vorgekommen war, daß ein Postenkommandant seine Pflicht so gröblich vernachlässigt hatte, wie ich heute.

An einem seichten Bachlauf, aus dem mein Gaul zu trinken begehrte, hielt ich mit klopfenden Pulsen und überlegte. Wie leicht konnte ein Bauernwagen, wie leicht irgendein Wanderer sich in das bedrohte Gebiet verirren! Auch die Baronin fiel mir ein. Ich hatte es mit eigenen Ohren gehört, wie sie nach dem Gastmahl mit einem General über das feldmäßige Schießen sprach und dann einen Diener beauftragte, früh am Morgen den Jagdwagen für sie einspannen zu lassen. Sie wollte von einer Höhe herab zusehen, und der General hatte sie noch halb scherzend gewarnt und hinzugefügt, der Angriff würde sich voraussichtlich gerade gegen die hochgelegenen Straßen richten.

Mein Pferd sog in gierigen Zügen das Wasser in sich, ich klopfte ihm den schaumbedeckten Hals und blieb dabei mit der Hemdstulpe am Riemenzeug der Revolvertasche hängen. Ich schnallte auf, nahm meinen Armeerevolver heraus und ließ die Trommel umlaufen, die leer war. Darauf füllte ich sie mit

sechs scharfen Patronen aus meiner Kartusche und versorgte die Waffe wieder in der Satteltasche. Es war einfach selbstverständlich, daß ich es nicht überleben durfte, wenn heute durch meine Schuld Menschen zugrunde gingen.

Plötzlich glaubte ich Schüsse fallen zu hören. Der Ton kam ganz aus der Ferne, aber ich war sicher, mich nicht getäuscht zu haben. Jenseits eines bewaldeten Höhenrückens, an dessen Fuße ich mich befand, mußte geschossen worden sein. Ich zog die Zügel an, ritt durch den Bach und auf der andern Seite eine abgeholzte Schräge hinan. Es war nicht gerade ein Weg da, aber doch eine abgeschliffene Eintiefung, durch die man gefällte Stämme herabgeschleift haben mochte. Nach einer Viertelstunde hielt ich auf einer mäßigen Höhe, die mir einen Blick in eine ganz neue Welt gewährte. Ich übersah jetzt ein weit ausgebreitetes Gelände, das wellig auf und ab ging, Hügel und Mulden, Felder, Hutweiden und Wiesen, von helleren und dunkleren Waldschachen durchschnitten. Ein Trompetensignal schlug an mein Ohr.

Und in diesem Augenblicke sah ich tief unter mir und in ziemlicher Entfernung etwas aufblitzen und erkannte eine größere Artilleriemasse mit ihren in der Sonne funkelnden Geschützrohren. Wie lange Käfer krabbelten die Bespannungen mit ihren vielen, vielen dunklen Beinen auf einer fast weißen Landstraße, die sich etwas bergan und näher zu mir herauf zog, und auf einmal schwenkten sie ab und warfen

sich in die Stoppelfelder zur Seite. Ich erkannte, daß es reitende Batterien waren. Im rasenden Galopp fuhren die Geschütze auseinander. Von meinem erhöhten Standpunkt aus sah ich sie in musterhaft eingehaltenen Distanzen in die Gefechtslinie auffahren, nett und ordentlich ausgerichtet wie kleine Bleikanonen, die ein Knabe zum Spiel auf einer Tischfläche aufmarschieren läßt. Die Bespannungen der Geschütze, je drei Pferdepaare vor einem jeden, schienen fast zu fliegen und den Erdboden kaum zu berühren, die Geschütze selbst, als hätten sie gar kein Gewicht, sprangen wie Kinderwägelchen über die breiten Schollen, die Bedienungsmannschaften, in mächtige Staubwolken gehüllt, aber in strengster Ordnung trotzdem, stoben, ihrer sieben Reiter nach jedem Metallrohr, hinter ihnen drein. Und so Geschütz um Geschütz wie ein riesiger, todbringender Fächer, der sich über das ansteigende Gelände unter mir ausbreitete.

Jetzt hörte ich deutlich Kommandorufe schallen: „Protzt ab! Kehrt euch!"

Wie eine ganze Reihe von Hampelmännern an einem einzigen Faden, so sprang die Bedienungsmannschaft von den Rücken der Pferde, die in einzelnen Koppeln zu den Munitionswagen zurückgeführt wurden, und hob die Geschütze aus den Protzkästen. Ich hörte ein kurzes, scharfes Krachen, das mich bis ins innerste Mark erbeben machte.

Das mir so wohlbekannte Schnurren und Pfeifen ging durch den wolkenlosen Himmel, dann schnalzte ein fernerer, minder scharfer Knall durch die Luft,

und über der jenseitigen Höhe, auf der ich eine breite Chaussee hinziehen sah, stand eines jener heimtückischen grauen Rauchwölkchen, die das regelrechte Krepieren eines Schrapnells anzeigen.

Ein Windstoß trug deutlich die gelle Stimme des Kommandanten zu mir herauf: „Nummer zwei — Feuer!"

Und unmittelbar darauf ein neuer Krach und wiederum das Seufzen und Wimmern wie vom Himmel herunter und dann abermals das Schnalzen der krepierenden Granatkartätsche, die in der Luft platzend ihren Hagel von Stahlkugeln und Sprengstücken über die auf der Höhe hinziehende Chaussee streute.

„Nummer drei — Feuer!"

Wie wahnsinnig stieß ich meinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es gleich einem Vogel dahinschoß. Es war nur mehr ein Gedanke in mir: ich mußte jenen Batterien Einhalt gebieten, ihnen meine Schuld entgegenschreien, daß die Avisoposten nicht aufgestellt waren, daß jeder Schuß arglose Menschen gefährdete, wertvolle Menschenleben kosten konnte!

Im Hinsprengen bohrte und marterte es in meinem Hirn: Die Folgen, die Folgen! Ich war ja militärisch ehrlos nach dieser Meldung — selbstverständlich! Aber hier galt es kein Bedenken mehr. Menschenleben waren in Gefahr!

Wie ich an einem Föhrenwäldchen entlang in die unter mir hinziehende Landstraße einbiege — wer

kommt mir da in gemächlichem Trab entgegengeritten? Mein Feuerwerker!"

Ich reiße mein Pferd herum, er pariert das seine, tut schnell die Zigarre aus dem Mund, legt die Hand an den Tschako und sagt: „Herr Leutnant, ich melde gehorsamst, die Avisoposten sind aufgestellt."

Wenn wir beide in diesem Augenblicke nicht zu Pferd gesessen, sondern einander zu Fuß gegenübergestanden hätten, ich glaube, ich wäre ihm um den Hals gefallen und hätte ihn geküßt. Der pockennarbige häßliche Mensch mit der eingequetschten Regennase und dem lächerlich martialischen Roßbusch, der wie ein sich sträubender Tüncherpinsel an der linken Seite seines Tschakos in die Luft starrte, hatte für mich das Aussehen eines gottgesendeten Himmelsboten, der mir die Erlösung aus unsagbarer Seelenqual verkündete.

Indessen faßte ich mich rasch und erinnerte mich, daß ich der Leutnant war. Sehen Sie, so ist der Mensch . . .

Und indem ich zwei Finger an meinen Tschako legte, sagte ich gemessen: „Ist gut!"

Ballast.

Ballast.

Es war am Tag des großen Rekords in den steirischen Bergen.

Als der berühmte Norweger am Ziele eintraf, wurde er von den Sportsleuten, die sich auf der schneereichen Höhe versammelt hatten, mit Händeklatschen und donnerndem „Ski-Heil!" begrüßt. Ihn hatte die Anstrengung keineswegs erschöpft. Nach wenigen Minuten bereits, die den in der sportlichen Körperpflege üblichen Vorkehrungen gewidmet waren, zeigte er Lust, seine Leistung noch durch ein besonderes Schauspiel zu krönen.

Er trat an die Böschung vor, ließ sich den rechten Schneeschuh abschnallen und fuhr, indem er den freien Fuß hinten, auf den linken Ski setzte, aufrecht die steile Berglehne hinunter. Man sah ihn kleiner und kleiner werden, wie der Blitz schoß er davon, und erst tief unten, am schwarzgrünen Waldsaum, stoppte das kühne dunkle Pünktchen in der unendlichen, blendend weißen Schneewüste mit einem eleganten Telemarkschwung.

Eine unbändige Lust ergriff bei diesem Anblick die Zuschauer. Eins nach dem andern setzten sie sich auf ihre Skier und sausten hinter dem Norweger

drein die Schneelehne hinab, Männlein und Weiblein. Aber auf halbem Weg befand sich eine natürliche Schneeschanze, oder, wenn man will, eine Terrainstaffel von beträchtlicher Höhe und Breite, die man von oben nicht hatte bemerken können, und die sich ohne großen Umweg nicht umgehen ließ. Eine hübsche, frische Dame, nicht mehr ganz jung, aber doch auch noch nicht angealtelt, wagte den Sprung nicht und bremste zaghaft. Ein gesund gebräunter, kräftiger und gewandter, wenngleich auch nicht mehr ganz junger Skifahrer, der unmittelbar hinter ihr drein gesaust kam, hielt knapp neben ihr mit einem gewaltsamen Ruck, daß ein ganzer Sprühregen von Schnee aufstob.

„Sind Sie noch nie gesprungen?" fragte er lachend.

„Noch nie. Es sieht ein bißchen ängstlich aus?"

„Ach wo! Es handelt sich bloß um ein paar Kleinigkeiten, die man dabei beachten muß."

Er erklärte rasch, worauf es ankomme, und gab ihr eine ganze Reihe von Verhaltungsmaßregeln.

„Und nun Courage und los!" sagte er. „Ski-Heil!"

Er setzte sich wieder in Bewegung, schoß wie ein Pfeil in die Luft hinaus, kam unten glücklich auf seine beiden Skier zu stehen und glitt aufrecht den Rest der Halde hinunter. Dann endete er gleichfalls in einem Telemark und stand still, um nach seiner neuen Bekanntschaft zurückzuschauen. Aber was er am Fuß der Schanze sah, war nichts als ein paar Skier, die

aus einer Schneestaubwolke heraus wie eine große Schere in den Himmel zwickten.

Die Dame krabbelte auf und kam endlich angeschoben. Sie lachte herzlich und zeigte dabei zwei prachtvolle Reihen gesunder Zähne von seltener Reinheit und Regelmäßigkeit, die blendend weiß zwischen den granatroten Lippen und den von Kälte und Skiluft geröteten Wangen standen. Die Wickelgamaschen, der kurze Rock aus hellbraunem Loden, die leicht gekrausten schwarzen Haare waren über und über mit Schnee bepudert. Am wollenen Sweater und am wollenen Mützchen ließen sich die Spuren der eben erlittenen fröhlichen Niederlage nicht mit der gleichen Sicherheit feststellen, da beide Kleidungsstücke die Farbe des Schnees trugen.

Sie plauderten ein weniges miteinander, die natürliche, angenehm wienerische Art des Fräuleins gefiel ihm ausnehmend gut. Inzwischen hatte das Trüppchen Skifahrer sich gesammelt, und da die Dame sich in Gesellschaft von Bekannten oder Verwandten befand, gelang es ihm nicht mehr, viel in ihre Nähe zu gelangen. Man bewegte sich den Wald entlang gegen die nächste freie Halde und fuhr endgültig ab; denn die kalten Schatten des Tales krochen bereits hoch bis an die Berggrate hinan, die in der früh scheidenden Wintersonne glühten.

An der Reichsstraße angelangt, hatte er sie und ihre Gesellschaft ganz aus dem Auge verloren. Er schnallte die Skier ab, schulterte sie und trottete den Mühlgang entlang, an dem Eiszapfen von vorsint-

flutlicher Größe hingen, gegen den Ort. Am Abend suchte er in der rauchigen, menschenerfüllten Gaststube vergeblich nach seiner neuen Bekannten. Erst als er den Zug bestieg, traf er wieder mit ihr zusammen. Indessen war das Coupé dicht besetzt und die Gelegenheit zu Gesprächen spärlich. Eine Zeitlang unterhielt er sich mit ihr über die Vorteile der norwegischen gegenüber der Lilienfelder Bindung, der sie ihrerseits den Vorzug einzuräumen schien. Bald aber nickte sie ein, vor Müdigkeit nach dem im Freien verbrachten Wintertag.

Er konnte nicht schlafen und sah nur immer auf sie hinüber. Ihr zartes Handgelenk bewegte sich, während ihr Arm auf der gepolsterten Lehne ruhte, leise schaukelnd hin und her, willenlos der Bewegung des Zuges anheimgegeben, im gliederlösenden Schlummer. Und der dunkle Schatten ihrer Schirmmütze zuckte im matten Schein der Coupélampe über das weltentrückte Antlitz, auf dem jetzt trotz der gesunden Farben, die die Schneeluft darüber hingezaubert hatte, etwas wie ein leiser Zug von Kummer sich zu verraten schien . . .

Und dann war auf einmal Wien da, das große, wiederhallende Bahnhofsgewölbe mit weißglühenden Bogenlampen . . . Man traf Anstalt, sich zurechtzumachen.

„Wissen Sie, Fräulein, so oft ich da einfahre, denke ich schon wieder an den nächsten Sonntag in Mürzzuschlag," sagte er nicht ohne bestimmte Absicht.

Sie lobte den Skisport. Und was für einen

großen Spaß er ihr mache. Nur daß sie eben noch Anfängerin sei . . .

Und dann, in derselben Weise wie er, anscheinend ganz beiläufig, bemerkte sie: „Übrigens übe ich gewöhnlich in Lilienfeld."

Er wußte genug.

* *
*

Den nächsten Sonntag fuhr er natürlich mit seinen Skiern nach Lilienfeld. Sie war wirklich da und freute sich ganz offenkundig über sein Kommen. Er nahm sich die Freiheit, dem bewährten Meister ein wenig ins Handwerk zu pfuschen, und gab ihr Unterricht auf eigene Faust. Sie emanzipierte sich von der Riege und hielt sich mehr zu ihm. Sie fuhren einen guten Teil des Tages miteinander und waren fröhlich wie die Kinder, unter dem blauen Winterhimmel, auf den makellos weißen Schneehalden, denen die Sonne, ohne sie aufzuweichen, gerade soviel von ihrer eisstarren Härte nahm, als es für das Skilaufen gut ist. Als er sie wieder einmal „Fräulein" nannte, verbesserte sie ihn: „Nicht Fräulein, bitte, ich bin Frau."

Er entschuldigte sich, daß er versäumt hätte, sich vorzustellen. Er hieß Weyland und war Architekt.

Abends fuhren sie wieder gemeinsam heim. Er saß neben ihr im Coupé, und sie schlummerte diesmal nicht. Sie redeten vom Sport und fanden übereinstimmend, daß man die ganz unschuldigen und kindlichen Freuden des Daseins wieder umso höher zu

schätzen beginne, je reifer man werde, und je mehr Trauriges man erlebt hätte. Er erfuhr, daß sie schon vor drei Jahren, noch ziemlich jung, Witwe geworden sei. Da sagte er: „Ganz ähnlich wie ich, nur daß meine Frau noch lebt."

Sie begriff, daß er getrennt oder geschieden war, und wollte ihn bedauern, aber er meinte: „Eigentlich ist es nur ein Glück, wenn man so eine los ist."

Beim Abschied lud sie ihn ein, sie einmal um die Teestunde zu besuchen: „Ich bin fast immer allein; Familienanhang hab' ich gar keinen und auch nur zwei, höchstens drei Freundinnen."

„Ganz ähnlich wie ich," sagte er abermals. „Vom Beruf abgesehen, verkehre ich intimer eigentlich nur bei einem einzigen Freunde, dem Bildhauer Strehl, der auch eine reizende Frau hat."

Er ließ nicht lange auf sich warten und kam schon einen der nächsten Tage. Sie wohnte in der inneren Stadt, die Einrichtung deutete auf alten Familienwohlstand. Es waren schwere, biedere Möbel aus der guten Zeit, gediegene Stoffe, behagliche Innenräume, die die Überlieferung getönt und abgestimmt hatte, keine vorübergehende Mode. Er fühlte sich sogleich wohl, sein Kunstsinn wurde gestreichelt.

„Es ist wunderbar," sagte er angeregt, „daß der Mensch es in der Hand hat, durch Form und Farbe etwas wie inneren Anteil und Herzensfreude zu wecken, also Leben. Während das Geschmacklose im besten Fall gleichgültig läßt. Und die gottverlassene Gleichgültigkeit ist doch eine Art Seelentod."

„So ist Ihnen Freude gleichbedeutend mit Leben?“ fragte sie nachsinnend.

„Aber ganz gewiß! Sich freuen heißt aufleben, gleichgültig sein — absterben. La grande maladie de l'âme c'est le froid. Es ist wie bei unserm physischen Teil. Eigentlich sterben wir fortwährend ein wenig, mit jedem Ausatmen, mit jedem Wimperzucken, wodurch immer ein Stück unseres Daseins rein leidend und vegetativ ins All zurückkehrt, als Wärme, Elektrizität, Bewegung. Dagegen ist jede fröhliche Mahlzeit etwas Positives, eine Art Wiedergeburt, ein kleines Auferstehungsfest, wodurch der arbeitenden Vernichtung ein Schnippchen geschlagen wird. Darum sind auch gesellige Festschmäuse,“ sagte er lustig, „ganz in der Ordnung und eine durchaus vernünftige Sitte.“

Sie lachte mit ihm und drückte auf den Knopf der Klingel: „Da wollen wir doch wenigstens eine Tasse Tee miteinander trinken, nicht wahr?“

Das Mädchen brachte den Tee, und Frau Agathe begann mit der ihr eigenen freien Anmut die Wirtin zu machen. Während sie das goldene Getränk in die chinesischen Tassen goß, durch deren feine Wände das Licht wie ein liebliches Wunder hindurchschimmerte, betrachtete der Architekt wie damals im Eisenbahncoupé die schlanke Biegung ihres Handgelenks und hatte seine Freude daran. Er ließ das ernstheitere Gespräch mit Vergnügen unter den Tisch gleiten und machte sich bloß durch einen Stoßseufzer Luft, den er aus dem Grunde eines heiter und zu-

versichtlich gestimmten Herzens hervorholte: „Gott, ist das Leben schön!“

Bescheiden und ein wenig verlegen, da sie sich beobachtet fühlte, bezog sie die Bemerkung auf die Herrlichkeiten, die sie vor ihm aufmarschieren ließ: „Sie sind wenigstens ein dankbares Gemüt, das muß ich gestehen. Aber Sie haben recht: Ein empfänglicher Sinn für die kleinen Freuden des Alltags ist alles. Gibt es etwas Holderes als den Duft edlen Tees? Und etwas Belebenderes als den Atem frischer Bergnarzissen?“

Sie schob die in Bronze montierte Vase, in der die Narzissen blühten, näher an ihn heran.

„Hier ist Rum und Sahne. Hier Haselnußzwieback. Hier sind Brötchen. Hier Zigaretten.“

Er ließ sichs gut sein und war der Stunde dankbar, die sie zusammengeführt. Den nächsten Sonntag herrschte Tauwetter, die Skier mußten ruhen. Er kam abermals zum Tee. Und seither öfters, manchmal zwei, dreimal die Woche, je nachdem seine Geschäfte ihm gestatteten, abzukommen. Denn er war als Architekt gesucht und hatte oft alle Hände voll zu tun.

Sonntags aber, ganz regelmäßig, so oft die Schneeverhältnisse es erlaubten, wußte er sich immer frei zu machen, und sie blieben ihrem Sport treu, der ihnen doppelt lieb geworden war, seit sie ihn gemeinsam betrieben.

* *
*

Einmal — es ging schon gegen Ende März, und er hatte sie wieder in ihrer Wohnung aufgesucht — da wurde auch die Vergangenheit zwischen ihnen berührt.

Er fand sie an diesem Tage sichtlich gedrückt, und da er nie vorher schwankende Launen bei ihr beobachtet hatte, so legte er seine Hand auf die ihrige (so weit waren sie schon) und fragte scherzend: „Was ist Ihnen denn über die Leber gelaufen?"

„Ach Gott, es ist eigentlich nicht der Rede wert," sagte sie; „ich habe nur alte Briefe geordnet. Und wenn man so wunde Stellen in sich hat, von früher her, wissen Sie, da genügt manchmal ein kleiner Anlaß, und alles erwacht wieder und tut neuerdings weh. Bei solchen Gelegenheiten seh' ich es erst, daß ich über manches noch nicht hinausgekommen bin, das der Zeit nach schon weit hinter mir liegt."

Vorsichtig und teilnehmend, weil er meinte, daß eine Aussprache ihr das Herz erleichtern würde, lenkte er das Gespräch auf ihre Schicksale. Er hatte sie nie von ihrem verstorbenen Mann sprechen hören und im stillen angenommen, daß sie unglücklich verheiratet gewesen sei. Jetzt erfuhr er das gerade Gegenteil. Sie hatte sehr jung geheiratet, aus Liebe, und es wäre die denkbar glücklichste Ehe gewesen; aber ihr Kind war früh verstorben und die Aussicht auf weitere Nachkommenschaft schon bei der Geburt des ersten fast zerstört worden. Dann erkrankte der Mann, der ein vielbeschäftigter Arzt gewesen war, und zog sich durch Jahre mit einem schweren Leiden hin.

„Frohe Tage hab' ich nicht viele gesehen," sagte sie; „immer Kummer und Sorge ... Und wie ist Ihr Leben gewesen?"

„Auch voll Kummer und Sorge. Nur daß die Ursachen wieder ganz andere waren."

Mittellos von Haus aus, hatte er sich unter Entbehrungen aller Art emporgerungen; dann ein gleichfalls mittelloses Mädchen geheiratet, für sie gesorgt und geschafft und sich endlich durchgesetzt, in angestrengter Arbeit. Und wie er jetzt seiner Gattin den lang ersehnten Wohlstand zu Füßen legen konnte, da hatte er sie treulos und verbuhlt erfinden müssen.

„So etwas könnte rasend machen," sagte er ... „Jetzt ist es wenigstens zu Ende. Seit bald drei Jahren leben wir getrennt ... So lange ungefähr ist auch Ihr Mann tot?"

„Vielleicht hätte er sich länger erhalten — ich wäre immer so gern an die Riviera oder nach Ägypten mit ihm gegangen; aber er konnte ja ohne Tätigkeit nicht leben. Noch den letzten Winter, der ihm vergönnt war, ließ er sich als Schiffsarzt auf einen Ozeandampfer verpflichten. Er ist auf hoher See gestorben — denken Sie! Man hat ihn ins Meer versenkt! ..."

Sie schwiegen beide eine Zeitlang, endlich seufzte sie auf: „Das sind unheilbare Dinge, wir wollen lieber nicht mehr davon sprechen!"

„Sie haben recht!" sagte er lebhaft. „Lassen wir das Vergangene ruhen!"

Das Dienstmädchen trat ein, den Tisch abzu-

räumen. Als sie sich wieder entfernt hatte, setzte Agathe sich mit einer Handarbeit auf den Divan, und er nahm ihr gegenüber Platz.

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen," sagte er. „Versuchen wir es, einander bloß als freundliche Gegenwart zu nehmen. Gleichsam als wären wir neu geboren von dem Tage an, wo wir einander zum ersten Male begegneten. Was vor dieser Stunde liegt, sei ausgelöscht für immer, alles Unholde, Quälende, Belastende der Erinnerung! Wir wollen es mit keinem Worte, keiner Frage, keinem Gedanken mehr berühren! Was denken Sie darüber?"

„Wir können es ja versuchen," meinte sie. „Es wäre freilich schön, wenn man so gewissermaßen ganz von vorne wieder anfangen, gleichsam ein neues, befreites Leben beginnen könnte. Halten Sie es für möglich?"

„Ich halte es nicht nur für möglich, ich glaube sogar, daß in gewissen Zeitabschnitten jeder Mensch, der in sich stark und frei werden möchte, gut täte, einen ähnlichen Entschluß zu fassen. Die Vergangenheit ist manchmal wie Ballast, der uns niederzieht. Der Luftschiffer, der höher steigen will, muß sich entschließen ihn auszuwerfen."

„Sie meinen also, daß wir aus unserm Leben einfach streichen sollen, was zurückliegt? Daß wir sozusagen gar keine Vergangenheit mehr hätten, Sie und ich?"

„Nur eine Gegenwart und eine Zukunft! Durch alles Vorhergegangene machen wir einen dicken

Strich. Bloß die Seiten unseres Lebensbuches, die noch nicht aufgeblättert sind, sollen unser sein. Sind Sie es zufrieden?"

Er streckte ihr die Hand hin, und sie schlug ein.

„Werfen wir also Ballast aus," sagte sie dankbar, „und versuchen wir in höhere Regionen aufzusteigen!"

Er sprang empor und schritt mit gesteigertem Lebensgefühl im Zimmer auf und nieder.

„Wir heben uns von der Erde," rief er triumphierend, „wir fliegen, ich spür' es, daß wir fliegen!"

„Gemach, nur gemach, lieber Freund!" mahnte sie lächelnd. „Daß wir nicht bis in die Wolken fliegen, dafür ist schon gesorgt. Dazu wären wir wohl auch beide nicht mehr ganz jung genug, meinen Sie nicht? Und in der zweiten Hälfte des Lebens wird man überhaupt bescheidener. Man weiß, daß es nicht gleich das sogenannte Glück sein muß. Ein bißchen froh sein ist auch schon etwas ... Glauben Sie, daß wir nächsten Sonntag noch einmal hinaus können?"

„Es kommt sicher noch ein starker Schneefall!" versicherte er mit Überzeugung. „Den wollen wir dann gehörig ausnützen, nicht wahr? Und uns noch ein letztesmal an unsern Skiern freuen! Es wird eine etwas wehmütige und doch gesteigerte Freude sein, wie man sie empfindet, wenn man weiß, daß jeder Tag gewissermaßen ein geschenkter ist ..."

* * *

Von der letzten Skitour, die sie diesen Winter unternahmen, kehrten sie als Verlobte heim. Es hatte

sich wie von selbst gemacht, nur mit wenigen Worten, ganz schlicht und besonnen.

Da seine erste Frau noch lebte und zur Zeit der Eheschließung beide Teile katholisch gewesen waren, so standen seiner Wiederverheiratung die bekannten Hindernisse des österreichischen Eherechts im Wege. Die Schwierigkeiten waren umso größer, weil sich das Auseinandergehen der Eheleute formlos vollzogen hatte. Es mußte erst die Scheidung eingeleitet werden. Sie zu vereiteln, hatte die schuldige Gattin nicht die Macht; aber Verzögerungen aller Art konnte sie durch dazwischengeworfene Einwände leicht bewirken. Und von dieser Gelegenheit machte sie aus Übelwollen reichlich Gebrauch. Es verstrich ein Jahr, ohne daß man viel vom Fleck gekommen wäre. Und es vergingen weitere anderthalb Jahre, ehe alle Formsachen erfüllt, alle Scheinbarkeiten glaubhaft gemacht, alle Lästigkeiten beseitigt waren und die Trauung endlich in aller Stille stattfinden konnte. Es war eine sogenannte ungarische Ehe, ein Notausgang aus dem unleidlichen Irrgarten der veralteten Gesetzesparagraphen.

Nach einer lang ausgedehnten Hochzeitsreise, auf der Weyland und Frau Agathe ohne Hast und still vergnügt die Natur- und Kunstschönheiten von halb Europa dankbaren Gemütes auf sich hatten wirken lassen, kehrten sie an einem schon dämmernden Novemberabend nach Wien zurück und fuhren vor dem Hause vor, wo sie schon früher eine ihren Bedürfnissen und Wünschen entsprechende Wohnung gemietet

hatten. Sie fanden die Fenster erleuchtet und stiegen gespannt die Treppe hinauf. Weylands Freunde, der Bildhauer Strehl und dessen Gattin, hatten es übernommen, während der Abwesenheit des neuvermählten Paares die Wohnung instand zu setzen. Sogar zwei Dienstmädchen hatte Frau Strehl aufgenommen, und das eine von ihnen, ein niedliches Kammerkätzchen in schwarzem Kleid, mit blanker Latzschürze und schneeweißem Häubchen, öffnete jetzt, als Frau Agathe auf den Klingelknopf drückte, die Eingangstür und begrüßte ihre Herrschaft, die sie noch nicht einmal kannte.

Der Architekt fragte sogleich nach Strehls, er setzte voraus, daß sie ihn und seine Frau in der Wohnung erwarten würden; sie hatten aber dem Dienstmädchen bloß herzliche Grüße aufgetragen und sagen lassen, daß sie für heute nicht mehr stören wollten.

Die Heimgekehrten traten ein und legten ab. Sie fanden es entzückend, daß sie sich bloß ins fertige Nest zu setzen brauchten, und konnten nicht genug rühmen, wie zartfühlend die Freunde gehandelt hätten, indem sie ihnen alles liebevoll bereitet und sich selbst dann unsichtbar gemacht hätten. Das Gefühl des eigenen Heims nach so vielen Hotelzimmern umflutete sie mit wohliger Wärme.

„Die Strehls behandeln uns," sagte Agathe, „als ob wir ein ganz junges Hochzeitspärchen wären, das sich nach dem enfin seul sehnt."

„Es hat etwas für sich, das Alleinsein," meinte er; „besonders wenn man zum erstenmal seine Be-

hausung betritt. Komm, wir wollen die Zimmer besichtigen, ich bin begierig, wie sich meine Möbel machen."

Er hatte jedes Stück der Einrichtung selbst entworfen und gezeichnet, nach seinem eigenen Geschmack, gediegen und gemäßigt. Es war alles nagelneu erst aus den Händen der Handwerker hervorgegangen. Das Alte hatten sie zurückgelassen, sowohl was sie, wie auch was er an Möbeln besessen hatte. Es sollte nicht der kleinste Gegenstand an die Vergangenheit erinnern. Ganz von vorne wollten sie beginnen, in einer neuen Umgebung, ein neues, kluges, freundliches Dasein voll Herzlichkeit und Freudigkeit, Seite an Seite. Genau wie sie sichs vorgenommen.

Nun wandelten sie Arm in Arm durch die Zimmer und bewunderten jedes Stück. Es war alles verständnisvoll an seinen Platz hingepaßt. Es sprach jeder Raum seine eigene Sprache, je nach seiner Bestimmung. Nichts fehlte, und alles war so zweckdienlich und behaglich als möglich. Sogar an ein Kinderzimmer war gedacht; da lachte Frau Agathe und schüttelte den Kopf: „Optimist!"

Schließlich besuchten sie auch noch die Küche und machten der ihnen noch unbekannten Köchin ihre Aufwartung. Frau Strehl schien eine gute Hand bewiesen zu haben, es war eine offene, riegelsame Person, die verheißungsvoll lachend ankündigte, das Abendessen sei gleich bereit, die Herrschaften möchten sich nur ins Speisezimmer verfügen, dort würden sie bald beurteilen können, ob sie ihnen nach Gusto koche.

Eben hatten sie sich an dem hübsch gedeckten Speisetisch, auf dem alles von Neuheit funkelte, behaglich niedergelassen und den Suppenlöffel zur Hand genommen, als die Flurglocke heftig klingelte. Das Kammerkätzchen ging hinaus, nachzusehen. Weyland meinte, Strehls würden sie schließlich doch noch persönlich begrüßen kommen. Sie lauschten.

Es dauerte eine Weile, endlich kehrte das Mädchen zurück, verlegen, befremdet, hilflos. Ein Kind stehe vor der Tür, ein kleiner Bub. Herauszubringen sei nichts aus ihm; aber einen Zettel trage er um den Hals, wie ein Postpaket, der sei an Frau Weyland adressiert.

Man hieß sie den Knaben hereinführen. Es war ein hübscher Junge, aber mehr als ärmlich angezogen und ziemlich verwahrlost, nicht einmal ordentlich gewaschen und gekämmt. Verschüchtert stand er da, mit offenem Mund, und ließ die großen dunklen Augen an der Decke umherirren. Auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, blieb er die Antwort schuldig, gerade als verstünd' er nicht deutsch.

Der Zettel, den das Kind um den Hals gehängt trug, war, wie sich jetzt herausstellte, eigentlich ein Brief. Frau Agathe erbrach ihn, wurde rot und blaß und reichte ihn ihrem Manne. Auch er erblaßte. In ungelenker, schlecht leserlicher Schrift stand auf dem Blatt geschrieben: „Ich sterbe im Elend und weiß mir nicht mehr zu helfen. Mein Kind hungert und friert, die Abfindung, die sein Vater gezahlt hat, ist durch meine lange Krankheit verbraucht. Was soll

aus dem Buben werden? Seien Sie barmherzig und nehmen Sie sich seiner an! Er heißt Peterl. Eine Verlassene."

Das Dienstmädchen erinnerte sich nachträglich, Schritte die Treppe hinuntereilen gehört zu haben, in dem Augenblick, da sie die Wohnungstür öffnete. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte irgend jemand den Knaben bis an die Tür gebracht und für ihn auf die Klingel gedrückt. Von dem Kinde selbst Aufschluß über seine Herkunft zu erlangen, schien wenigstens vorderhand aussichtslos. Es mochte drei oder vier Jahre zählen und hatte ein recht kluges Gesichtchen, wenn es auch blaß und schlecht entwickelt aussah; aber es schwieg beharrlich, niemand wußte, ob aus Befangenheit oder aus Trotz.

Frau Agathe richtete sich zuerst aus ihrer Erstarrung auf, indem sie dem Mädchen befahl, die Suppe warmstellen zu lassen. Dann nahm sie den Knaben an der Hand: „Nun, Peterl? Was meinst du? Vor allem, denk' ich, wollen wir ein Bad nehmen und uns ein bißchen nett machen — hm? Komm, mein Kind, komm!"

Damit führte sie den Kleinen hinüber, ruhig und ohne ein Zeichen von Erregung, aber auch ohne sonst ein Wort zu sagen, oder nur um sich zu blicken.

Weyland ging mit großen Schritten im Speisezimmer auf und nieder. Immer ging es ihm im Kopf herum: „Ich sterbe im Elend . . ."

Als Frau Agathe zurückkehrte, trug sie den Knaben im Bademantel sorglich auf dem Arm und

setzte ihn freundlich neben ihren Platz an den Speisetisch: „Die unsaubern Kleider kann Peterl überhaupt nicht mehr anziehen, die sind zu garstig. Morgen werden wir neue kaufen, schöne, reine! Und jetzt wollen wir uns das Essen recht gut schmecken lassen, nicht wahr? Hat Peterl Hunger?“

Sie sagte das alles zu dem Kinde und vermied es, ihren Mann anzusehen. Der setzte sich schweigend auf seinen Stuhl, das Mädchen brachte die Suppe und dann den Braten und dann noch eine Mehlspeise. Es war eine sonderbare Mahlzeit zu dreien. Frau Agathe aß wenig, sie hatte vollauf damit zu tun, den Kleinen zu füttern. Sie tat es in so herziger und mütterlicher Weise, daß Weyland ihr mit Entzücken zugesehen hätte, wären seine Gedanken durch den seltsamen und rätselhaften Fall nicht halb benommen gewesen. Er blieb einsilbig und verstimmt und überlegte hin und her, wie er sich zu der Sache stellen sollte. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß auch er den aufgetragenen Speisen wenig Ehre angedeihen ließ. Und die Köchin hätte glauben müssen, ihre neue Herrschaft nicht zur Zufriedenheit bedient zu haben, hätte nicht Peterl, der einen recht gesegneten Appetit entwickelte, den Ausfall einigermaßen gutgemacht.

Nach Tisch brachte Frau Agathe den Knaben zu Bett. Die neue Kinderstube wurde eingeweiht. Weyland wartete im Speisezimmer auf seine Frau, mit seinen Gedanken beschäftigt. Als sie endlich eintrat, sagte er: „Ich möchte ein paar Worte

mit dir sprechen." Sie setzten sich einander gegenüber.

„Es ist eine sonderbare Lage, in die wir geraten sind," begann er. „Ich bin nicht gesonnen, mir irgend einen Wechselbalg, den man uns anonym ins Haus schickt, ohne weiteres aufdrängen zu lassen. Für heute bleibt allerdings nichts übrig, als das Kind zu behalten, wir können es nicht auf die Straße hinausstoßen, das ist klar. Für morgen aber habe ich die Absicht, den Knaben der Behörde zu übergeben. Ihre Aufgabe wird es sein, seine Herkunft zu ermitteln und ihn anderwärtig entsprechend unterzubringen, wenn die Mutter wirklich gestorben sein sollte. Dies ist meine Meinung. Wie denkst du darüber?"

„Was die Mutter anlangt," sagte Frau Agathe ruhig, „so stimme ich auch dafür, sie womöglich auszuforschen; schon aus dem Grunde, um die letzten Stunden einer Sterbenden zu erleichtern, falls es noch möglich ist. Vielleicht kannst du der Behörde dabei sogar behilflich sein und ihr gewisse Anhaltspunkte an die Hand geben. Denn als heiliger Antonius in der Wüste dürftest du in den Jahren nach deiner Scheidung nicht immer gelebt haben, und der reine Zufall wird es ja wohl auch nicht sein, daß gerade uns dieses seltsame Hochzeitsgeschenk ins Haus geschneit kam."

„Ich kann dich versichern . . ." rief er lebhaft.

„Versichere nichts, bitte!" fiel sie ihm rasch ins Wort. „Du bist mir durchaus keine Rechenschaft

schuldig. Ich will mich auch bloß mit den gegebenen Tatsachen befassen. Da ist nun also der Knabe, den du morgen der Behörde ausliefern möchtest. Ich würde dir raten, es nicht zu tun. Ich bitte dich sogar darum. Ich halte es nicht nur für menschlicher, sondern auch in unserem Interesse für klüger, eine zuwartende Haltung einzunehmen und ihn vorderhand bei uns zu behalten. Er war heute begreiflicherweise arg verschüchtert, auch fehlt es ihm zweifellos an Pflege und Erziehung. Seine Anlagen aber scheinen mir gut, er ist nicht nur ein hübsches, ich halte ihn auch für ein aufgewecktes Kind. Im Bade hat er sogar schon ein wenig gelacht und „Pritschi, prischti" gesagt, und bei Tisch hat er sich auch ganz manierlich benommen. Als ich ihn in sein gutes Bettchen brachte, küßte er mir so warm die Hand und schmiegte sich so dankbar an mich, daß ich die Überzeugung gewann, es stecke eine kleine Menschenseele in ihm. Ich glaube, er wird sich herausmachen und ein ganz netter Junge werden. Angenommen, wir bekämen selbst keine eigenen Kinder, was ich leider für wahrscheinlich halte, so wären wir vielleicht einmal dankbar, ihn zu besitzen — ich wenigstens."

Weyland stutzte und dachte nach.

„Wenn du es so nimmst, dann ist es allerdings etwas anderes ... Eine freiwillige Adoption können wir ja allenfalls in Betracht ziehen. Bloß gegen den Zwang setze ich mich zur Wehre. Denn eine rechtliche Verpflichtung liegt absolut nicht vor."

„Bist du sicher," fragte Frau Agathe ernst, „daß

an der Mutter dieses Knaben und an dem Kinde selbst nicht ein großes Unrecht begangen wurde?"

„In ihrem Briefe gibt die Mutter es selbst zu, daß eine Abfindungssumme gezahlt wurde. Damit ist jedes Unrecht getilgt."

„Wir Frauen denken anders in diesem Punkte," sagte Agathe.

„Erlaube, du widersprichst dir einigermaßen," begann Weyland abermals. „Du sagst, ich sei dir keine Rechenschaft schuldig, und dennoch hältst du mir sozusagen eine Art Moralpauke. Ja, ich muß gestehen, ich hatte vorhin, als das Kind ankam, und als du dich mit ihm beschäftigtest, sogar ein wenig das Gefühl, als hättest du einer leisen Verstimmung gegen mich in deinem Herzen Raum gegeben. Ich frage mich vergebens, weshalb? Ich bin nie ein Tugendheld gewesen, das will ich nicht behaupten, aber für die Ungehörigkeit, uns den Knaben da ins Haus zu schicken, bin ich doch auf keinen Fall verantwortlich. Und dennoch warst du, wenn ich nicht irre, gegen mich — wie soll ich sagen? — ein wenig aigriert."

„Du hast dich nicht getäuscht," sagte sie offen. „Aber jetzt hab' ich es überwunden. Es war auch im Grunde keine Verstimmung gegen dich, sondern gegen die Männer überhaupt. Wer von ihnen kann behaupten, daß er schuldlos sei, uns Frauen gegenüber? Mein Peterl ist nur eines der unzähligen lebendigen Zeugnisse ihrer Schuld."

„Ihrer Schuld?" fragte Weyland verwirrt.

„Wessen Schuld, bitte? Von wem sprichst du eigentlich?"

Frau Agathe lächelte.

„Selbstverständlich nicht von dir! Du hast ja keine Vergangenheit, nicht wahr? Die haben wir doch als Ballast über Bord geworfen. So kannst du auch keine Schuld auf dich geladen haben, das ist klar. Ich spreche auch bloß von den Männern überhaupt. Und die haben alle ihre Vergangenheit, das kannst du mir glauben, und alle sind einmal auf diese oder jene Art schuldig geworden uns Frauen gegenüber."

Weyland war aufgestanden und ging mit gesenktem Haupt im Zimmer auf und nieder.

„Besser als die Männer überhaupt," sagte er, „bin ich auch nicht! Das ist mir wohl bewußt. Und auf meinem Kerbholz steht sicher so viel Schuld verzeichnet wie auf dem aller anderen."

Sie lächelte noch immer, während Tränen in ihren Augen standen.

„Dann hilf mir, Freund, wenigstens einen kleinen Bruchteil der allgemeinen großen Schuld, von der ich spreche, sühnen! Laß uns diese Schuld gemeinsam wieder gutmachen, soweit es in unseren Kräften steht! Laß sie uns gutmachen an diesem Kinde, dessen Mutter im Sterben liegt, und das nie einen Vater hatte!"

Er blieb stehen und sah sie zweifelnd an.

„Wenn ich dich recht verstehe, so ist es ein großmütiges Anerbieten, das du mir machst. Aber ich fürchte, es könnte früher oder später ein Augenblick

kommen, wo du dieses Kind, das nicht dein eigenes ist, als störendes Element in unserer Ehe empfändest, als — Ballast, wenn wir bei dem Vergleiche bleiben wollen, den ich unberechtigterweise aus meiner Vergangenheit in unser neues, befreites Leben mit herübergeschleppt habe."

„Fürchte nichts, ich weiß, was ich tue!" sagte sie fest. „Ich tu' es in der Überzeugung, daß wir Frauen Mutter werden können, nicht bloß durch die Schmerzen der Geburt, wir können es auch werden durch die Liebe. Und an Liebe soll es unserm Peterl nicht fehlen, das verspreche ich dir. Ich werde mir dieses Kind, das heute noch nicht mein ist, weil eine andere es geboren hat, ehrlich zu verdienen suchen. Wir wollen es zu einem tüchtigen Menschen und wackeren Skifahrer erziehen. Ist es dir recht so?"

Da eilte er auf sie zu, beugte sich nieder und küßte ihre Hände.

„Du Gütige! . . ."

Das
Grand Hotel
zum Schwarzen Adler

Das Grand Hotel zum Schwarzen Adler.

„Wir haben ja immer weniger Zeit und fahren nur mehr mit dem Schnellzug; aber wenn man Land und Leute wirklich kennen lernen will, geht doch nichts über das Wandern zu Fuß."

„Den einen Vorzug hat es jedenfalls, daß es gesund und jung erhält," sagte die Hausfrau galant.

Der alte Herr lächelte geschmeichelt.

„Und daß es lustig ist. Gott, was für frohe Stunden danke ich meinen Wanderungen! Denn solang ich noch rüstiger war, durchkreuzte ich unser schönes Vaterland nach allen Seiten. Zu Fuß natürlich, wenn es irgend anging. Sogar ganz gewöhnliche Straßenwanderungen hab' ich nicht gescheut. Gerade an der Straße erlebt man oft am allermeisten."

„Zum Beispiel?" fragte die junge hübsche Frau und blickte zu ihm auf wie ein rechtes Schmeichelkätzchen.

Der Hausherr wollte nicht zudringlich scheinen und sagte gar nichts; aber er entkorkte eine Flasche und goß ein. Mit behaglichem Schmunzeln sah der alte Herr das flüssige Gold in seinem Glase. Er langte ungeniert nach der Flasche, drehte sie herum und las die Marke.

„Kalterer!... Kalterer See!... Mir scheint, Sie kennen meine schwachen Seiten?"

Er stieß mit der Hausfrau an, dann mit dem Hausherrn und trank bedächtig.

„Was habe ich in Tirol nicht alles erlebt!" sagte er, seinen Gedanken nachhängend. „Und gar in dem paradiesischen Südtirol!... Da fällt mir gerade eine Schnurre ein, aus dem Rebenland südlich von Bozen. Überetsch heißt es — Sie kennen ja die Gegend, nicht wahr, dieses gesegnete Weingebirge aus Porphyr, das sich zwischen dem Mendelstock und dem Etschtal ausbreitet, und auf dem auch Kaltern liegt? Heute wird es von der Mendelbahn durchquert, und die meisten Leute sehen sich die unzähligen malerischen Edelsitze, die im Eppan verstreut liegen, höchstens durchs Coupéfenster an und streben nur nach der Höhe. Damals bin ich noch zu Fuß gewandert, und waren die Straßen staubig, und meinte die Sonne es manchmal gar zu gut, so war man um so froher, ans Ziel gelangt zu sein und in einer gemütlichen Wirtsstube hinter einem kühlen Glase Landwein zu sitzen. Dabei kam es ganz wie von selbst, daß man allerhand interessante Bekanntschaften anknüpfte..."

„Mit anderen Reisenden?" fragte die junge Frau.

„Mit Einheimischen natürlich. Um die anderen Reisenden hab' ich mich nie sonderlich bekümmert. Die konnte ich auch in der Stadt kennen lernen, wenn ich wollte. Aber die Bauern und die Bauernknechte, die kleinen Handwerker oder Händler, auch Vaganten,

Dörcher und dergleichen, das waren meine Leute. Die Südtiroler sind weinfrohe Gesellen und trinken gern ihr ‚Viertele'. Einmal hab' ich sogar — erschrecken Sie nicht! — mit ein paar richtigen Strolchen gezecht. Dadurch wurde ich in die Lage versetzt, der Justiz einen großen Dienst zu erweisen. Es handelte sich nämlich um eine gerichtliche Standesperson, die auf unerklärliche Weise in Verlust geraten war. Und der Zufall wollte es, daß gerade ich dazu ausersehen war, Licht in diese mysteriöse Angelegenheit zu bringen."

Er lachte vor sich hin.

„Aber wenn ich Ihnen die Geschichte erzählen soll, so muß ich mit dem Anfang beginnen."

* * *

Also — das war in der Bozner Gegend, im Herbst, das ganze Land hing voll Äpfel und Trauben. Da komm' ich auf meiner Wanderung vom Schloß Lebenberg herunter gegen Abend nach Frangart, einem kleinen Weiler, der am Fuß des Mittelgebirges von Überetsch liegt. Es war ein einfaches, aber anständiges Wirtshaus da, und obgleich ich nicht mehr weit nach Bozen gehabt hätte, so beschloß ich doch hier einzukehren und zu übernachten; denn auf solchen Streifzügen ging ich den Städten gern aus dem Weg. Am allerliebsten waren mir immer die allerkleinsten Orte.

In der kleinen gotischen Kirche von Frangart befindet sich ein von Franz Defregger gestiftetes Altarblatt, das den heiligen Joseph darstellt. Es ist ein

Prachtbild, mit einer Farbenglut gemalt, die sonst dem Pinsel dieses Meisters fremd ist; und die Auffassung so würdig und natürlich zugleich, wie man es selten wiederfinden wird. Ein echter Tirolerkopf von herber männlicher Schönheit und Kraft. Ich sah mir das Bild an und hatte meine Freude dran. Dann bummelte ich in der Abenddämmerung noch ein wenig in der Umgebung des Dorfes umher und geriet in den Karrenweg hinein, der durch das sogenannte Paulser Loch nach den drei Hauptorten des Eppan, Girlan, St. Pauls und St. Michael hinaufführt, und den ich am nächsten Morgen einschlagen wollte. Er steigt durch eine tief eingeschnittene Schlucht empor, die mit Akaziengestrüpp überwachsen ist. Es war schon etwas dunkel, da springen auf einmal aus dem Gebüsch zwei konfisziert aussehende Kerle hervor, daß ich beinah' erschrocken wär'. Und die halten mir alle beide ihre Kappen hin und fangen gleichzeitig zu leiern an: „Bittschön, zwoa vazierende Tischlergesellen, die ihr Portmonnäh zu Haus vergessen haben!"

„Entschuldigen Sie, meine Herrn," sagte ich, „es ist mir zwar eine große Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, aber leider hab' ich auch mein Portemonnaie zu Haus vergessen!"

Da streckt mir der eine von den zwei Lackeln ganz gemütlich seine ungewaschene Pfote hin: „Alsdann, na sagen wir lei du zueinander!"

Der mich angeredet hatte, war ein ziemlich dicker, schon etwas angegrauter Bursch mit einem verzwick-

ten, fettigglänzenden Gesicht, das mich an eine alte Faschingsmaske aus lackierter Pappe erinnerte, welche ich als Knabe einmal besessen hatte. Der andere, der bedeutend jünger war, das gerade Gegenteil: Hager wie ein Zaunstecken, lang wie eine Bohnenstange, mit dünnen baumelnden Armen und einer schwindsüchtigen Haltung wie eine Trauerweide. Aber alle zwei ganz gleich angezogen: Sträflingsmonturen aus gebleichtem Drell und Mützen aus demselben Stoff und rasiert und kurz geschoren beide — schwer zu erraten war es gerade nicht, daß ich es mit entsprungenen Strolchen oder so was ähnlichem zu tun hatte.

„Wo kommt ihr denn eigentlich her, wenn man fragen darf?"

„Aus dem Eppan aber (herunter)."

„Und wohin geht die Reise?"

„Nach Bozen inner (hinein). Kunntescht uns leicht ein Hotel ansagen, wo's niacht krabbelt?"

„Ich steige gewöhnlich beim Greifen ab," sagte ich belustigt.

„Ho je!" machte der Dicke. „Des sell wär' für uns niacht fürnehmb genueg!"

Ich mußte lachen. Der Humor schien meinen neuen Bekannten trotz der mißlichen Lage, in der sie sich befinden mochten, nicht ausgegangen zu sein.

„Also, so feine Herren seid ihr?" sagte ich. „Und wo habt ihr denn im Eppan oben übernachtet?"

Er versetzte mir einen leichten Schlag auf die

Schulter: „Zahlscht uns halt eine Maß, nachher geahn wir's verzählen (wollen wir's erzählen)!"

„Meinetwegen! Abgemacht!"

Wir kehrten in mein Wirtshaus zurück, und ich bestellte Geselchtes und Wein. Die Kellnerin kicherte, die paar Bauern, die an einem Nebentische saßen, steckten die Köpfe zusammen, und die Wirtin schoß mißtrauische Blicke hinter dem Schubfenster hervor, das nach der Küche führte. Ich kümmerte mich nicht darum und lud, als Essen und Trinken aufgetragen wurde, meine Gäste ein, wacker zuzugreifen. Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Der Dicke trank wie ein Faß, und der Schwindsüchtige, der besonders ausgehungert schien, schlang wie ein Wolf. Man hörte eine Zeitlang nichts als das Kauen und Malmen seiner mächtigen Kinnbacken und ab und zu ein verzücktes Stöhnen, das sich in urwüchsigem Behagen seiner kranken Brust entrang: „A sölles Fressen! A sölles Fressen!"

Als das Selchfleisch aufgezehrt war, fragte ich, ob vielleicht noch etwas gefällig wär', zum Nachtisch?

„A Wuscht (Wurst) und an Kas kunnten wir schon noch dapacka (zwingen)!" meinte der Hagere und machte noch immer gierige Augen.

Ich bestellte Wurst und Käse und ließ sie essen, soviel sie wollten. Es dauerte eine gute Zeit, aber schließlich wurden sie doch halbwegs satt.

„Jetzt bedanken wir uns halt recht schian (schön)", sagte ganz manierlich der Dicke, der für

gewöhnlich den Sprecher machte, und sie wischten sich den Mund.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo ich etwas Näheres über meine lieben Tischgenossen zu erfahren hoffte. So war doch die Abrede gewesen.

„Also, aus dem Eppan herunter kommt ihr!" fing ich an. „Und wie hat es euch eigentlich gefallen droben?"

„Schleacht! Ganz miserablich schleacht! Moanscht die wissen, was sich gehört? Fremdenverkehr heben — joa! Und nachher behandeln sie zwoa anständige Reisende wie wir sind, wie Vaganten und Dörcherpack!"

Ich tat, als wunderte ich mich, da geriet er in Eifer. Gar kein Einsehen hätten die Leute da oben, nicht den geringsten Sinn für Touristik! Am besten, man setze keinen Fuß in die Gegend! Er sei schon weit herumgekommen in der Welt, das könn' ich ihm glauben, aber solche Wirtshäuser wie im Eppan hätt' er noch nirgends gefunden. Wasser und Brot bekomme man vorgesetzt statt Wein und Braten, eine Einbrennsuppe zum Frühstück statt Kaffee mit Butter und Honig! Und die Betten! Schragen wären das, die von Ungeziefer wimmelten! Verlange man aber das Beschwerdebuch, so werfe einem der Wirt noch Grobheiten an den Kopf, der Höllenzoch, der vermaledeite, und wolle einen mit allerhand Drohungen schrecken. Ihre Kleider hätten sie zum Reinigen geben wollen, wie es sich doch gehöre, nicht wahr? Da seien sie ihnen einfach stibitz worden! Weggenommen unter

irgend einem windigen Vorwand! Konfisziert! Ihr gutes Gewand! Die Kluft da, die miserablichte Haut, die schandbare ärarische Uniform hätten sie anlegen müssen statt ihrer „Gsaßhosen" (das waren die Beinkleider) und statt ihrer „Boanhosen" (damit meinte er die Strümpfe). Schließlich wär' es ihnen zu dick geworden bei all ihrer Gutmütigkeit; auf und davon seien sie gegangen, ohne die Zeche zu bezahlen!

In welchem Hotel sie abgestiegen wären? fragte ich gespannt.

„Eh' im beschten!" versicherte er. „Im Grand Hotel. Zum Schwarzen Adler hoaßt ma's."

„Im Grand Hotel — zum Schwarzen Adler?"

„Sell woll, sell woll! Man findet's leicht!" sagte er. „Ein Adler mit zwoa Köpf, und einer guldenen Ketten auf'm Bauch huckt über der Tür."

„So, so —? Und der Wirt hat euch unbehelligt ziehen lassen?"

Er schwieg, und auf seinem verzwickten Gesicht malte sich eine gewisse Verlegenheit. Ich wollte nicht weiter in ihn dringen, wir plauderten noch eine Weile über andere Dinge, und ich erkannte mit Befriedigung, daß meine beiden Tischgenossen im Grunde ganz gutmütig-harmlose Gesellen waren. Schweres konnten sie nicht verbrochen haben, nur faule Stricke schienen sie zu sein, die sich in keine Ordnung zu finden wußten, Vagantennaturen, wie man sie in unsern Alpenländern manchmal findet, aus unerklärbarem Wandertrieb, aus einem unüberwindlichen Bedürfnis nach Ungebundenheit . . .

„Jetz geahmer geahn af Bozen inner*)!" sagte schließlich der Dicke zu seinem Genossen, und sie standen auf.

Ich begleitete sie noch vor die Haustür und fragte vorsichtig, wo sie wohl in Bozen abzusteigen gedächten?

„Wir werden halt döchterscht in Bozen auch beim Schwarzen Adler zuekehren," meinte er. „In einer solchen Kluft nehmen sie uns eh' sonst ninderscht ... Sakra Tuifel, daß ich niacht vergessen tu'!" rief er plötzlich. „Den Zimmerschlüssel hammer lei in der Zerstreuung im Sack behalten!"

Er händigte mir einen großen Schlüssel ein und bat mich, ihn im Grand Hotel zum Schwarzen Adler abzugeben, sobald ich ins Eppan hinaufkäme. Der Schlüssel, der eher einem Haustorschlüssel als einem Zimmerschlüssel ähnlich sah, kam mir zwar etwas verdächtig vor, doch versprach ich, da ich einmal in das dunkle Abenteuer verstrickt war, dem Auftrag pünklich nachzukommen. Immerhin war es eine schöne Regung von Gewissenhaftigkeit für einen Spitzbuben, daß er daran dachte, den Schlüssel zurückzustellen.

Beim Abschied wurde er fast rührselig, dankte nochmals für die gute Bewirtung und sagte, indem er meine Hand ergriff und kräftig schüttelte: „Schereien sollen Sie koane niacht haben wegen ins! Darauf können S' Jahnen verlassen! Wir stellen uns noch heut' Nacht in der Polizeiwachtstuben in Bozen. Auf Ehrenwort!"

*) Nun wollen wir nach Bozen hineingehn.

„Gut, ich verlasse mich darauf! Ordnung muß sein!"

Er nickte betrübt und holte einen Seufzer aus tiefster Brust hervor: „Des sell woll! Leider woll! Leider woll!"

Damit zogen sie ab, und ich hörte sie noch eine Weile durch die laue Nacht pfeifen, auf der Straße gegen Sigmundskron. Vor dem Einschlafen zerbrach ich mir noch den Kopf, wie die beiden Spitzbuben aus dem Kotter, oder wo sie sonst gesteckt hatten, entkommen sein mochten? Und auch was es für eine Bewandtnis mit dem riesigen Schlüssel haben könne, der mir anvertraut worden, beschäftigte meine Gedanken. Am andern Morgen indessen hatte ich den kleinen Vorfall beinahe vergessen und stieg wohlgemut durchs Paulser Loch ins Eppan hinan. An den Weinlauben hing in unerschöpflicher Fülle die dunkelblaue Pracht, Traube an Traube, und als ich auf der Höhe stand und das sonnbeglänzte Rebenparadies überblickte, mit seinen stattlichen Ortschaften und weit verstreuten Burgen, da glaubte ich meinen Fuß ins gelobte Land gesetzt zu haben ...

Bald darauf hielt ich meinen Einzug in eine größere Ortschaft — da standen Menschen auf dem Hauptplatz beisammen, die sich anscheinend in großer Aufregung miteinander besprachen. Es waren Weiber und Kinder, Weinbauern und Knechte, auch der Pfarrer befand sich darunter. In begreiflicher Spannung näherte ich mich. Ein jammerndes Weib, an dessen Kittel ein paar heulende Rangen hingen, bildete den

Mittelpunkt der Ansammlung. Ich horchte hin und hörte die Frau klagen: „Erst han i gmoant, er sitzt lei' im Stern, nachher han i nach St. Pauls übri g'schickt, ob er niacht im Ochsen oder in der Blauen Trauben war'. Nachher nach St. Michel, zum Weißen Rössel, zu der Sonn' und zum Bären — ninderscht ischt er zu finden, fuscht (fort) ischt er, der Tuifel hat'n geholt!"

„Wer wird denn läschtern?" mahnte der Pfarrer, der mitten unter den Leuten stand. „Vom Erdboden kann er döchterscht niacht verschwunden sein! Werd halt doch woll irgendwo beim Wein sitzen. Geahn m'r wärlig af Koitern schicken?*)"

Die Frau aber fuhr ungetröstet zu jammern fort. Nach Kaltern hätte sie ohnedies schon früh morgens geschickt, den Stoffel: ob der Vater nicht am Ende dort in einem Wirtshaus säße? Aber er sei noch nicht zurückgekehrt, der Bub!

Inzwischen hatte ich ein wenig herumgefragt, um was es sich eigentlich handle, und erfuhr, der Gefangenaufseher sei auf unerklärliche Weise verschwunden, schon seit gestern früh. In allen Gasthäusern von ganz Überetsch suche man ihn vergeblich. Es dämmerte mir sogleich eine Ahnung auf, daß dieser rätselhafte Fall mit meinen durchgebrannten Arrestanten vom Vorabend irgendwie in Zusammenhang stehen könnte. Aber eh' ich etwas zu sagen vermochte, erhoben sich Rufe: „Da kimmt er! Da kimmt er, der Bua!"

*) Wir wollen geschwind nach Kaltern nachfragen schicken.

Die Straße herauf sah man den Stoffel laufen, ganz abgehetzt. Schon aus der Ferne machte er Zeichen mit den Händen, es sei wiederum nichts! All sein Suchen war erfolglos geblieben, überall hatte er nachgefragt, in Planitzing und in St. Nikolaus, in St. Anton und in Kaltern, beim Goldenen Engel und beim Mondschein, beim Lamm, bei der Krone und beim Andre Hofer. Aber nirgends war der Vater gesehen worden, nirgends hatte er auch nur ein „Viertele" getrunken.

„Na' kann er auch niacht mehr lembig (lebendig) sein!" entschied die Gattin des vergeblich Gesuchten, und neues Wehklagen erhob sich.

Jetzt hielt ich den richtigen Zeitpunkt für gekommen, mich ins Mittel zu legen: Ob sie nicht ein paar Arrestanten hinter Schloß und Riegel hätten? Freilich, hieß es, die zwei Landstreicher und Bettler, die im Kotter säßen! Also, meinte ich, denen müsse man doch etwas zu essen bringen? Sie würden ja rein verhungern, wenn der Gefangenaufseher nicht mehr für sie sorgen könne!

„Mein Josel, wahr ischt's!" rief die Frau entsetzt.

Es fiel ihr schwer aufs Gewissen: Gestern früh hatte ihr Mann ihnen noch die Einbrennsuppe gebracht, seither war er wie vom Erdboden verschwunden gewesen, seither hatte sich auch niemand um die Arrestanten gekümmert, und die armen Teufel hatten vierundzwanzig Stunden lang nichts mehr zu essen bekommen!

Sie lief ins Haus, um den Schlüssel zu holen, und kam händeringend zurück: der Schlüssel war verschwunden!

„Er werd ihn doch woll niacht haben stecken lassen?"

„Vielleicht ist es dieser," sagte ich und zog meinen Schlüssel hervor.

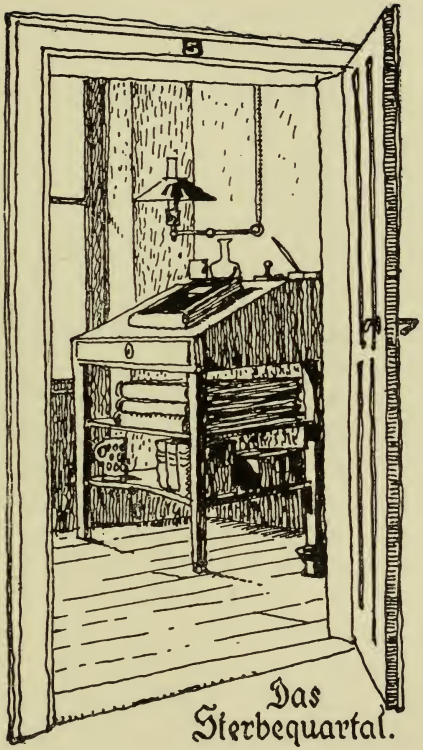
Er war es! Niemand hatte jetzt Zeit, zu fragen und sich zu wundern. Die Frau packte den Schlüssel und lief voraus, die ganze versammelte Gesellschaft folgte ihr auf dem Fuße — ob die Arrestanten am Ende verhungert oder verdurstet wären inzwischen? Auch ich hatte mich dem Zuge angeschlossen. Über dem Tor des Gebäudes erblickte ich den schwarzen Adler mit den zwei Köpfen und der goldenen Kette um die Brust. Nun wußt' ich es: Das war das „Grand Hotel"!

Als wir den Kotter aufsperrten, saß ein Mann mit ärarischer Dienstkappe und kupferroter Nase auf dem Strohsack und schimpfte wie ein Rohrspatz.

„Maria und Josef!" schrie die Frau. „Da ischt er!"

Es war der Gefangenaufseher.

Ich glaube, wär' ich nicht zufällig dazugekommen, der säße noch heute dort.



Das Sterbequartal.

Das Sterbequartal.

Es stieß einem das Herz ab, diesem harten Sterben zuzusehen. An die drei Tage schon dauerte der Todeskampf. Niemand hätte dem dünnen, ausgetrockneten Patron, der sein Leben auf dem Bureausessel zugebracht hatte, so viel Zähigkeit zugetraut. Aber er wehrte sich gegen die Auflösung wie eine starke Natur. Dabei litt er an entsetzlichen Beklemmungen, daß jedes Ausatmen zum Stöhnen wurde. Es war aufreibend entnervend, zum Wahnsinnigwerden, dieses ununterbrochene Ächzen: „Ah —! Ah —! Ah —!"

Die Gattin des Sterbenden ging aus der Stube, sie konnte es nicht länger mit anhören. Diese Nacht würde er auf keinen Fall überleben, hatte der Doktor gesagt, und noch immer rang er. In das winzige, stockfinstere Vorzimmer trat sie hinaus, wo ein starker Geruch von Lysol und Essig war. Nur für ein paar Augenblicke dieses Stöhnen nicht hören, das sie zermalmte! Aber es verfolgte sie, man vernahm es sogar durch die geschlossene Tür: „Ah —! Ah —! Ah —!"

„Herrgott im Himmel, erbarm dich und nimm ihn zu dir!"

Die Tochter stürzte ihr nach: „Mutter, schnell! Jetzt stirbt er!" —

Mit einem verhaltenen Weinen in der Kehle eilten die beiden Frauen ins Krankenzimmer zurück und beugten sich über das Bett. Der Sterbende zählte: „Vier — fünf — sechs — sieben."

Er hauchte die Zahlen nur wie mit seinem letzten Atem. Leise strich die Frau ihm über das stark angegraute Haar: „Thomas? Geh! Plag dich nicht so? Warum zählst du denn?"

Er drehte sich herum und sah sie an.

„Aushalten . . . muß ich noch . . . Acht . . . neun . . . zehn . . . elf . . ."

Die Frauen warfen einander einen bekümmerten Blick zu. Die Mutter bewegte den Zeigefinger an ihrer Stirn, als wollte sie sagen: „Er ist nicht mehr ganz klar."

Jetzt verstummte er, wie erschöpft, und lag mit geschlossenen Augen, aber der Atem ging noch. Es war, als ob er Schlummer gefunden hätte. Lautlos zogen sie sich an den Tisch zurück, wo hinter einem grünen Schirm die Nachtlampe brannte.

„Geh' du jetzt schlafen, Resi!"

Aber das verblühte, hagere Mädchen bewegte entschlossen den Kopf. Es war ihr unmöglich, an Schlaf zu denken, solange der Vater so litt.

„Du hättest es notwendiger, Mutter, es ist die dritte Nacht!"

„Ich verlaß' ihn nicht."

So saßen sie einander gegenüber und lauschten. Das Nachtlicht flackerte, daß die Schatten der dürftigen Einrichtung an den Wänden zuckten.

„Wenigstens aufs Sofa lege dich!“ drängte die Tochter. „Ich wecke dich, wenn es notwendig ist.“

„Es kann jeden Augenblick aus sein. Dann bin ich nicht dabei. Was haben wir vom Leben gehabt? Daß wir zusammengehalten haben. Ich bleibe bei ihm.“

„Du hältst es nicht aus!“

Die abgearbeitete, frühgealterte Frau lächelte schwach.

„Aushalten tu' ich viel! Und werde noch mehr aushalten müssen. Denn wenn er einmal tot ist . . .“

„Wir werden uns schon durchschlagen, Mutter.“

„Ja, wie denn? Von dem bißchen Pension können wir nicht leben. Und Schulden sind auch da von dem langen Kranksein.“

„Eine Zeitlang geht ja noch das Gehalt weiter — nicht?“

„Drei Monate lang, das ist das Sterbequartal. Nachher hebt das Elend an.“

„Ah —! Ah —! Ah!“ begann der Kranke neuerdings zu stöhnen. Sogleich waren sie wieder an seiner Seite. Plötzlich hielt er ein und lauschte. Vom nahen Kirchturm hörte man Mitternacht schlagen.

„Wie spät?“ fragte er aufmerksam.

„Mitternacht eben vorbei.“

„Datum?“

„Der 31. Oktober.“

„Falsch!“

Fragend blickten sie einander an.

„Eigentlich schon der 1. November, Vater," sagte Resi endlich.

„Richtig!... Aber am Ende ... glauben sie mirs nicht ... Eins ... zwei ... drei ... vier ... Ah —! Ah —!"

„Schon ganz verdreht ist er," flüsterte die Mutter.

Schwerfällig schlichen die Stunden hin. Der Kranke fand keinen Schlummer mehr. Immer stöhnte und stöhnte er. Und wenn er einmal ruhiger wurde und eine Zeitlang so dahingelegen hatte, riß er sich plötzlich wieder auf und fing neuerdings zu zählen an. Ob es denn noch immer nicht Morgen sei? fragte er ein paarmal. Endlich kroch die Dämmerung ins Zimmer. Er nahm ein paar Löffel Tee, er zwang sich förmlich dazu, man sah es. Gegen neun wurde die Flurglocke gezogen. Resi, die öffnen gegangen war, kehrte mit hilfloser Miene zurück.

„Ist es der Doktor?" fragte die Mutter gespannt.

„Der Peintinger," flüsterte sie. „Soll ich ihn fortschicken?"

Es war wunderbar, daß der Schwerkranke noch so ein scharfes Gehör hatte.

„Der Peintinger? Er soll hereinkommen!" Er rief es beinahe, er war ungeduldig und befand sich in größter Erregung.

Man ließ den Amtsdiener eintreten.

„Wie steht das werte Befinden, Herr Rechnungsoffizial?"

Aber er gab keine Antwort, richtete sich im Bette auf und machte die Gebärde des Schreibens. Resi

lief um eine Feder. Der Diener reichte ihm den Gehaltsbogen. Ungestüm kratzte er seine Unterschrift hin. Dann sank er zurück.

„Das war ... hart verdient," sagte er friedlich ... „Sie, Peintinger?"

„Haben Herr Rechnungsoffizial noch etwas zu befehlen?"

Seine abgezehrten Züge nahmen einen boshaft-satanischen Ausdruck an, all die in langen Jahrzehnten aufgesammelte Verbitterung der Amtsstube, die erfahrenen Schurigelungen, Schikanen, Zurücksetzungen und Präterierungen, der ganze kleinliche Gram einer engen, kümmerlichen Beamtenlaufbahn drängte sich für einen Augenblick darin zusammen.

„Das Sterbequartal ... zählt erst vom Dezember an — verstanden? Für den November ... gebührt mir noch ... mein Gehalt!"

Sein Atem stockte, mit dem letzten Aufwand der noch vorhandenen Kräfte stieß er hervor: „Geschenkt ... Ah —! Ah —! Ah —! ... Geschenkt ... wird ihnen nichts!"

Und mit einem sieghaften Lächeln um die blau gewordenen Lippen war er hinüber.

Die Heilige

Die Heilige.

Der Abend war merkwürdig kühl für diese Jahreszeit, aber sternenhell; ein donnerndes Geräusch, das von der See kam, lockte uns an den Strand. Zu unserer Überraschung befand das Meer sich in vollem Aufruhr. Durch die Finsternis sahen wir die hungrigen schwarzen Wogen, die sich brüllend gegen das Land wälzten, es war, als ob sie aus ihren Ufern springen und die Erde auffressen wollten. Irgendwo in der Ferne mußte ein heftiges Gewitter niedergegangen sein und das schwere Wasser bis in den Grund hinein aufgewühlt haben. Noch konnten wir, während der klare Sternenhimmel in unendlicher Ausdehnung über uns glitzerte, an einer bestimmten Stelle tief am Horizont das bleiche Zucken sterbender Blitze beobachten, die sich wütend in lautlosen Krämpfen wanden.

Die großartige Musik, die aus dem Meer brauste, überwältigte Ruth, riß sie mit sich fort. Der Rhythmus des rasenden Elements war ihr in die Seele gefahren und bewegte ihre Glieder. Sie begann sich zu wiegen und Schritte zu machen. Sie tanzte. Wie eine Erscheinung aus einer andern Welt sahen wir ihre helle, biegsame Gestalt in der Dunkelheit auf-

und niederschweben. Einen Silberschleier in den Händen bewegend, tanzte sie einen libellenleichten Kontertanz mit dem Meere. Sie wich zurück und drang vor, sie verfolgte und entfloh, bald war es, als würde sie gehascht, bald schien es, als versuchte sie zu haschen. Die heranrollenden Wogen überschlugen sich am Gestade, überschwemmten für einen Augenblick den flachen Strand und leckten mit einem Saum von weißem Gischt bis an ihre Fußspitzen. Aber niemals gelang es ihnen, sie zu netzen. Tanzend zog sie sich vor ihnen zurück, und ihr silbernes Lachen klang über das eherne Grollen der Brandung. Und sobald das Meer seine vorgestreckten Zungen wieder einziehen mußte, folgte sie neckend den zurückweichenden Wassern und chassierte siegreich über den nassen, festgebackenen Sand gegen die offene See. Weiter und weiter, immer der verrinnenden Welle auf den Fersen. Daß wir ein paarmal schon fürchteten, sie hätte sich zu weit vorgewagt; denn das Zwielicht der Nacht konnte täuschen. Bis ein neuer, heftigerer Schwall sie wieder zurückscheuchte. Da tauchte sie unversehrt aus der brandenden Wildnis. Und gaukelnd und tanzend, von gierig lechzenden Wogen verfolgt, schwebte sie ans sichere Ufer zurück, auf dem wir standen, gleich verwundert wie entzückt über das reizend kindliche Spiel.

Weniges später, in den vornehmen, glänzend erleuchteten Räumen, da war sie wie umgewandelt. Nur schwer wußte ich mich darein zu finden, daß diese blendende Erscheinung, so umworben als zurück-

haltend, dieselbe sein sollte, die wir im Freien, am Meere hatten tanzen sehen wie ein kleines Mädchen, das vor Lust und Leben nicht aus noch ein weiß. Sie schien jetzt tiefsinnig und verstört, ich hatte den Eindruck, als ob die vielen Menschen ihr auf die Nerven gingen. Ein Bekannter raunte mir zu, ihr früher Ruhm hätte sie stolz und eingebildet gemacht. Ich fand sie aber, so oft jemand ihre Kunst berührte, eher scheu und ausweichend, offenbar war es ihr peinlich, sich zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gemacht zu sehen, und sichtlich bemühte sie sich dann, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Es traf sich, daß wir an einem Morgen nebeneinander in der Sonne ruhten, hingestreckt in den weichen, glitzernden Sand, auf einer jener verlassenen Dünen, die Sturm und Flut während der bösen Jahreszeit die Küste entlang auftürmen. Friedlich atmete zu unseren Füßen die geglättete See, und eine herbe Brise pfiff und wimmerte leise in den harten, silbergrauen Stauden der Stranddisteln.

„Ich bin mir jetzt vollkommen klar geworden über mich selbst," sagte sie. „Ich werde überhaupt nicht mehr auftreten."

Auf der Seite liegend, den Kopf in die Hand gestützt, blickte ich aufhorchend zu ihr hinüber.

„Es widert mich alles an, was Schein ist," fuhr sie fort. „Diese ganze Welt aus Pappe und bemalter Leinwand. Die falschen Edelsteine und Kostüme. Das ewige Getue, das um die Kunst herum

ist. Als ob es sich dabei um das Höchste und Wichtigste handelte! Ein einziger Schrei, den ein Leidender zum Himmel sendet, wiegt schwerer. Jedes Auflachen der arbeitenden Mädchen da drüben auf dem Felde. Jeder Fluch, den ein Fischer ausstößt ... Schönheit! sagen die Leute. Aber was zählt gegen eine einzige Welle, die ans Ufer rollt, alle Schönheit, die der Mensch erfinden kann!"

Es war alles Licht und Farbe rings um uns. Die Düne, auf der die Sonne brannte. Das Meer voll bunter Segel. Die reichgeschwungene Küste mit Ortschaften und Städten. Das bebaute Land, das von üppigem Grün rauschte, bis zum weiten Halbrund der Berge hinüber, mit dem der vielgestaltige Apennin die Landschaft umarmte. Was sollte ich für die Kunst eine Lanze brechen? Ich zweifelte nicht daran, daß nur vorübergehende Stimmungen aus ihr gesprochen hatten, und schwieg.

Ein andermal schritt ich an ihrer Seite über den Strand. Sie blieb stehen und beobachtete eine Schar kleiner Mädchen in hellblauen Schwimmkleidern, die auf allen Vieren gegen das Wasser krochen. Die Kinder fürchteten sich ein wenig vor der ersten Berührung mit den Wellen, lachten und kreischten: „Páura! Páura!"

„Ich habe eine kleine Freundin unter ihnen," sagte Ruth. Sie trat an die Kinder heran und rief den Namen „Elvira!" Eines der Mädchen horchte auf, sprang in die Höhe und umklammerte ihre Knie. Sie beugte sich zu dem Kinde nieder und unterhielt

sich lächelnd mit ihm. Inzwischen hatte ich mich genähert, Elvira wendete mir ihr von Glück und Freude strahlendes Antlitz zu, und ich blickte in tote Augen.

Bald darauf tummelten die Kinder sich im seichten Wasser und wühlten mit den Händen im Sande. Sobald eines eine Muschel tastete, rief es beseligt: „Anch'io! Anch'io!" Und ich beobachtete, wie Elvira, die ihrer zwei gefunden hatte, sie einer Freundin ans Ohr hielt und damit klapperte. In den höchsten Tönen des Entzückens frohlockte sie: „Due! Due!" Jetzt begriff ich erst, daß sie alle blind waren. Wir befanden uns in der Gegend des Hospizes, ein paar würdige Nonnen saßen unfern unter einem Zelt, die Kinder zu beaufsichtigen.

Ich war bewegt. Daß es Unglückliche gibt, in deren ewige Nacht kein Strahl Licht fällt, hatte mich nie so tief erschüttert als in dieser Minute, im Anblick der Unendlichkeit des Meeres, das in der Sonne glitzernd tiefblau vor uns ausgebreitet lag.

Bekümmert warf Ruth noch einen Blick auf die Kinder zurück, während sie sich zum Gehen wendete: „Die armen Kleinen! Und doch möchte man sie manchmal fast beneiden . . ."

Langsam setzten wir unsern Weg fort, immer den Strand entlang.

„Sehen Sie die fernen Wolken dort?" sagte sie. „Ihr bloßer Anblick ergreift mich, daß ich vor Sehnsucht vergehen möchte."

„So wollen wir alle über uns selbst hinaus . . ."

Sie nickte. „Und unsere erste und oberste Pflicht, die vergessen wir darüber."

„Unsere erste und oberste Pflicht?"

„Glücklich zu sein. Die armen blinden Kinder tragen den Sonnenschein in ihren Herzen. Sie vermissen nichts. Vielleicht finden sie leichter den Weg zu sich selbst als wir Sehenden. Was ist das für ein törichtes Leben, in dem wir uns aufzehren! Die Sehnsucht hat mich zur Kunst geführt. Man sagt, ich hätte vielen Erhebung gebracht, ihnen weihevolle Stunden geschenkt. Ich weiß nur, daß ich selbst unbefriedigt geblieben bin. Immer sehnte ich mich nach etwas, das tiefer, erlösender, dauernder wäre als alle Kunst."

„Sie sind krank an der Welt!" sagte ich.

Sie wollte es nicht zugeben und wehrte ab.

„Die Welt ist krank! Ich fühle mich schon halb genesen, seit ich entschlossen bin, nicht mehr in sie zurückzukehren."

Allmählich fing ich nun wirklich daran zu glauben an, daß es ihr Ernst damit sei, der Bühne zu entsagen. Eine Wiener Zeitung, die mir an einem der nächsten Tage in die Hand kam, beseitigte den letzten Zweifel. Es stand schon darin: Sie wollte gehen. Ganze Spalten waren voll davon. Sie hätte sich um die Lösung ihres Kontrakts bemüht. Sogar eine empfindliche Konventionalstrafe sei sie bereit zu bezahlen, nur um loszukommen. Das Blatt brachte bereits eine Art Nachruf, worin ihr Scheiden beklagt,

der leitende Direktor verunglimpft und mit beredten Worten ihre Unersetzlichkeit dargetan wurde.

Über die Gründe ihres Entschlusses herrschte vollkommenes Dunkel. Die Zeitung riet, wie das so üblich ist, auf Rollenstreitigkeiten, auf gewisse Meinungsverschiedenheiten inbezug auf Besetzungsfragen. Das war sicher falsch, soviel konnt' ich mir denken, aber eine andere ausreichende Erklärung wußte ich mir auch nicht und hätt' es für unzart gehalten, zu fragen. So blieb ich denn auf Mutmaßungen angewiesen, bis es ihr gefallen würde, mich einen Blick in ihr Inneres tun zu lassen.

* * *

Auf freiragendem Hügel, nah an der Grenze zwischen der Romagna und den Marken von Ancona, träumt das halbverfallene Gemäuer der alten, weitläufigen Feste Gradara den grellen Märchentraum der Geschichte. Die Malatesta aus Rimini und die Sforza von Pesaro haben abwechselnd darin gehaust. Es war ein trübverhängter, lauschender Abend, der vom tausendfältigen Schrillen der Zikaden zitterte, als wir gemeinsam diese Höhe erstiegen.

Zu unserer Überraschung drängte sich eine ganze Ortschaft, von der man außen nichts ahnte, innerhalb der Ringmauern zusammen. Mehr Schwalbennester als Häuser, dichtbevölkert übereinandergebaut, mit engen Schloten dazwischen, die die Gassen vorstellten. Ein zufällig erhaltengebliebenes Kulturbild aus verschollener Zeit: Die kleinen Pächter und Ackerbauern

in demütiger Einfalt hinter die Zinnen der Herrenburg geduckt, die sie schirmt und aussaugt.

Im Schlosse selbst, in der noch wohlerhaltenen Kapelle, lächelte uns ein liebliches Bildwerk aus der besten Zeit der Robbia entgegen. Eine Madonna mit Kind von Blumen umgeben, weiß und blau glasiert, mit spärlichem Grün dazwischen. Wir standen betrachtend davor, auch Ruth kniete nicht nieder, und ebensowenig bemerkte ich, daß sie das Zeichen des Kreuzes gemacht hätte. Es war mir nämlich der Gedanke gekommen, daß vielleicht kirchliche Einflüsse die Wendung bestimmt haben könnten, die sich offenbar in ihr vollzog. Man hat es ja schon erlebt, gerade bei Schauspielerinnen, daß sie plötzlich „in sich gehen", oder, wie der Ausdruck lautet, „erweckt werden". Daß ihnen mit einmal ihre Kunst sündig scheint, daß sie sich vom Theater zurückziehen, um zu büßen, oder sich der „Erweckung" anderer zu widmen. Aber ich konnte nichts wahrnehmen, was auf die äußerliche Frömmigkeit des Augen- und Lippendienstes hätte schließen lassen.

Später, als wir zwischen den Buchsbaumhecken und Lorbeerbüschen der Schloßterrasse hinschritten, welche den Charakter der schwebenden Gärten zeigt, denen man auf Fürstensitzen der Renaissance manchmal begegnet, da knüpfte ich an jenes Robbia-Werk an und sagte: „Sie haben sich kürzlich abfällig über alle Kunst geäußert. Man leidet manchmal an derartigen Verstimmungen. Wenn man dann in irgendeinem abgelegenen Winkel, den selten der Fuß eines

Fremden betritt, unversehens einem so keuschen, innerlichen Werke gegenübersteht wie hier in der Kapelle von Gradara, so leistet man wohl im stillen Abbitte. Wie wäre es möglich, eine heilige Stätte würdiger zu schmücken als durch die Arbeit eines wahren Künstlers?"

„Wenn wir nur heilige Stätten wirklich noch besäßen!" antwortete sie lebhaft. „Die hunderttausend Menschen, die alljährlich mit dem Reisebuch in der Hand durch alle Kirchen Italiens pilgern — meinen Sie, daß die Gott suchen?"

„In ihrer Art vielleicht doch!" sagte ich. „Sie suchen Gott in der Schönheit des Menschenwerks."

„Es gab eine Zeit, da meinte ich wohl auch, ihn auf diesem Wege zu finden. Aber meine Seele wurde nicht satt. Jetzt hab' ich es aufgegeben. Ich schäme mich zu sehr vor den Einfältigen, die nichts von Kunstgenuß wissen und in den Kirchen beten. Vielleicht haben wir Ursache, auch sie zu beneiden? Sie sind wie die blinden Kinder, die wir neulich beobachteten, ihre Beschränkung schlägt ihnen zum Glücke aus."

Das klang wie unbestimmte Sehnsucht nach religiösen Emotionen, aber von strenger Kirchlichkeit schien es mir ziemlich weit entfernt, vielleicht sogar in bewußtem Gegensatz dazu.

„Uns anderen," fuhr sie fort, „uns sagt die Kirche nicht mehr, was sie uns eigentlich sagen möchte. Mit allem Aufwand ihrer Schönheit sagt sie es uns

nicht mehr. Sollen wir auf Ewigkeitsgedanken überhaupt verzichten?"

Wir waren an die steinerne Brüstung der vordersten Gartenterrasse getreten. Die weite, fruchtbare Romagna dampfte zu unseren Füßen, wir sahen das bleifarbene Meer im abendlichen Fernnebel verdämmern und die düster schwelende Sonne hinter der hochgetürmten Rocca der Republik San Marino versinken.

„Sehen Sie, das ist es," sagte sie, „warum ich der Welt entfliehen möchte. Weil ich nur einsam, in der freien Natur, etwas wie Gottesnähe fühlen kann. Weit fort von allem, was das Herz vergiftet, von Ehrgeiz und Neid, Kämpfen und Triumphen! Im Umgang mit ganz schlichten, einfältigen Menschen, inmitten des hundertstimmigen Schweigens der großen, lauteren Schöpfung. Da bin ich wie eins mit allem, was frei und rein ist, mit der brandenden Welle, den wehenden Winden und der fliegenden Wolke, ein wahres Kind Gottes . . . Blicken Sie hinaus in dies gesegnete Land! Wenn man immer hier leben könnte? Vielem entsagen, um alles zu gewinnen?"

„Sie stehen am Beginn einer glänzenden Laufbahn," mahnte ich. „Es gibt nicht viele, die berufen sind wie Sie. Wollen Sie die Welt ärmer machen? Sie müssen ausharren und kämpfen — das ist das Los aller, die gesiegt haben. Oder sehnen Sie sich nach Zielloſigkeit? Man muß doch Aufgaben vor sich sehen, um glücklich zu sein!"

„O ein bestimmtes Ziel," meinte sie, „ein so

hohes, wie ich es nie vorher erreicht, schwebt mir freilich vor!"

Vielleicht hatte sie mehr damit verraten, als sie ursprünglich hatte verraten wollen; denn als ich forschte, was für ein Ziel es eigentlich sei, da zögerte sie und wurde rot. Wie alle Hellblonden, deren Hautfarbe zart und rein ist wie ein blasses Rosenblatt, errötete sie überaus leicht; aber so brennend hatte ich sie nie gesehen wie in diesem Augenblick.

„Sie werden über mich lächeln . . ." beantwortete sie stockend meine Frage. „Es hat eben jeder Mensch seine Sehnsucht, nicht wahr? . . . Etwas, das ihm als das Höchste vorschwebt . . ."

Erwartungsvoll sah ich sie an, da schöpfte sie tief Atem. Und von flammender Scham übergossen, gestand sie es ein: „Ganz einfach und wahrhaft möchte ich werden! Vor allem aber gütig, unverdrossen gütig! So recht innerlich vornehm und freudig liebevoll. Alles andere scheint mir gering dagegen: Größe, Klugheit, Reichtum, Ruhm . . ."

Sie hatte beide Hände vor ihr Antlitz geschlagen und stand unbeweglich. Ich gestehe, daß es mich seltsam ergriff, wie dieses junge Weib in tiefen Nöten mit sich rang. Wie sie sich freizuringen versuchte aus dem glänzenden Traum der Kulissen, hinter denen sie wie alle, die es groß meinen, einen aufreibenden Kampf gegen Niedrigkeit und Hinterlist, Gehässigkeit und Entwürdigung gekämpft haben mochte. Wie sie nach dem Menschlichen strebte, das Wahrheit wäre und nicht Schein, und gleich einem verängstigten Edel-

wilde in die Einsamkeit flüchten wollte, um im Brausen des Meeres und Sturmes die Unbeflecktheit eines von Natur aus kinderreinen Herzens zu verteidigen oder neu zu erobern.

Sie hob den Kopf und strich mit einem tiefen Seufzer das reiche Goldhaar über die Schläfen zurück: „Ach, es ist vielleicht gerade das schwierigste von allem, was ich mir erwählt habe!"

Und indem sie sich anschickte, die Stufen der Gartenterrasse von Gradara hinabzusteigen, und sich lächelnd nach mir zurückwendete, sagte sie noch, in einen leichteren Ton hinübergleitend: „Dazu könnt' ich es natürlich nie bringen — beim Theater! Das begreifen sie doch?"

Ich hätte am liebsten mit den Worten Jarnos geantwortet, der über Wilhelm Meisters Anklagen lacht: Daß es beim Theater genau so und nicht anders zugehe wie in der Welt überhaupt. Aber ich zog es vor zu schweigen. Über gewisse tiefeinschneidende Krisen unseres Lebens muß jeder für sich allein hinwegkommen. Was vermag fremde Hilfe? Darum ließ ich sie, während wir langsam zwischen den goldenen, mit Weingirlanden geschmückten Ährenfeldern nach Hause gingen, willig zuhörend ihr Herz ausschütten, ohne weiteren Versuch, ihre Entschlüsse zu lenken. Nur in der Stille vertraute ich der Zukunft. Denn bei allem Ekel, der aus ihren Worten sprach, konnte sie doch in Haltung, Miene und Ton die starke Natur nicht verleugnen, deren eigentliches Rollenfach das der Siegerin, nicht das der Besiegten

ist. Ja, ich vermochte mich des Gedankens kaum zu erwehren, daß sie als geborenes Bühnenblut vielleicht gerade in diesem Augenblick sich selbst die größte und echteste Täuschung ihres Lebens vorspielte.

* * *

Es ging nun die Zeit zu Ende, die ich noch verweilen konnte, und der Tag meiner Abreise rückte heran. Für mein Leben gern hätt' ich noch einmal eine Wiederholung jenes nächtlichen Tanzes am Meer erlebt, der mich so entzückt hatte, und den ich jetzt erst recht begriff, seit ich Ruth näher kannte, seit ich wußte, wie nah ihrem Herzen die Natur war, wie sie eine Art Gottesdienst damit trieb. Aber das hatte damals der Augenblick geboren, zwingend war es über sie gekommen, eine anmutige Wunderlichkeit, die es nur einmal geben konnte, weil der leiseste Hauch von Absichtlichkeit den Zauber zerstört hätte.

Seit dem Abend von Gradara sah ich sie nur flüchtig wieder. Indessen erzeigte sie mir zum Abschied die Aufmerksamkeit, ans Schiff zu kommen, um mich noch einmal zu grüßen. An der Hand führte sie die kleine blinde Elvira. Das Kind überreichte mir ein Büschel korallenroter Granatblüten, während sein stilles Gesichtchen von Glück strahlte; nur die unstet irrenden toten Augen wußten nichts davon . . . Und dann erblickte ich, während der Dampfer mich in die offene See hinaustrug, noch lange ihr wehendes Tuch auf der Mole.

An die drei Jahre gingen herum, ohne daß ich weiter von ihr gehört hätte. Da traf ich im Spät-

sommer einmal, auf dem Schiffe, das allwöchentlich von Triest nach Ravenna verkehrt, mit einem Engländer zusammen, der mein Interesse erregte. An der Abendtafel waren wir ins Gespräch gekommen, und ich erkannte bald, daß ich es nicht nur mit einem Manne von Welt, sondern auch mit einem ausgezeichneten Kenner Italiens, ja mit einem halben Gelehrten zu tun hatte. Offenbar gehörte er in jenen vornehmen Typus, der sich unter Deutschen selten, in England dagegen um so häufiger findet: ich meine den hochgebildeten, wohlhabenden, vielleicht reichen Mann, der sich ohne fachmännische Eichung durch irgendeine Fakultät mit der Leidenschaft des Liebhabers in die Wissenschaft vertieft und nichts weiter damit will, als seine eigene und damit vielleicht auch die allgemeine Erkenntnis fördern. Auch in seiner Erscheinung hatte mein neuer Bekannter etwas typisch Angelsächsisches: die vollkommen durchgebildete, mit gediegenem Geschmack gekleidete elastische Gestalt und das glattrasierte, rosigblühende und fast knabenhaft frische Antlitz, von dem man nicht wußte, ob es einem Dreißiger oder einem Fünfziger gehörte.

Die Unterhaltung, die wir führten, fesselte mich, und bei dem schlichten, offenen Wesen, das ihm eigen war, fiel es mir nicht schwer, wenigstens einen Teil der Verhältnisse, unter denen er lebte, zu erschließen. So erfuhr ich unter anderm, daß er in Italien begütert sei; denn als ich den verführerischen leichten Landwein lobte, der uns zu dem an Bord eingenommenen Abendbrote geschänkt wurde, bemerkte er

lächelnd, die Schiffahrtsgesellschaft beziehe ihn durch seine Gutsverwaltung und er halte sich mir bestens empfohlen, falls es mich gelüste, auch daheim von solchem Tropfen zu kosten. Aber naturgemäß blieb ich bloß auf einzelne Einblicke beschränkt, die ich zufällig gewinnen konnte, und die von einer umfassenderen Bekanntschaft mit seinen Umständen weit entfernt waren. Erst Wochen später, nachdem ich Gelegenheit gefunden, Erkundigungen von dritter Seite über meinen Reisegefährten einzuziehen, bestätigten und erweiterten sich die an jenem Abend gesammelten Eindrücke, und ich erfuhr, daß er ein Lebensstudium an Dante gewendet und neben einer jener zahlreichen Übersetzungen der Komödie, die es in englischer Sprache gibt, auch einen der aufschlußreichsten Kommentare des Dichters geliefert hatte. Außerdem war er mit erfolgreichen Forschungen über die Frühzeit Ravennas, Riminis und Pesaros beschäftigt gewesen, und im Hinterland der letztgenannten Stadt lag auch der schloßartige Gutshof, auf dem er für gewöhnlich lebte. Das Gut selbst, das einen der ausgedehntesten Großgrundbesitze Mittelitaliens ausmachte und ihm auch den zu seinem ziemlich alltäglichen englischen Namen wenig passenden Titel eines Marchese eingetragen hatte, erstreckte sich zu Füßen des mir wohlbekannten Burghügels von Gradara bis tief in das Gebiet der Romagna hinein.

Die Dampferlinie, die wir benützten, gehörte nicht zu den bequemsten und erfreute sich — wenigstens von Seiten der Passagiere erster Klasse — nur eines

geringen Zuspruchs. Die wenigen Reisegefährten, mit denen wir speisten, verstanden nur italienisch, wir konnten also ungestört miteinander plaudern. Und als ich nach Tisch vorschlug, unsere Zigarre im Freien zu rauchen, befanden wir uns überhaupt allein auf Deck; nur ein gut Stück weiter drüben, hoch auf der Kommandobrücke, gewahrten wir in der Dunkelheit eine Gestalt, die eine weiße Mütze auf dem Kopfe trug und im Auf- und Niederschreiten manchmal in den trüben Schein einer Schiffslaterne geriet. Wir rückten uns ein paar Klappstühle zurecht, ließen uns nieder und streckten behaglich unsere Beine aus. Aus dem schwarzen Abgrund zur Seite, von dem wir nur durch die weißgestrichenen Stäbe eines Geländers getrennt waren, hörte man das Meer rauschen. Eine Stauwelle zog an den Borden mit uns hin, immer mit demselben gleichmäßigen Geräusch, immer gleich hoch und stark, wie der Kiel des Schiffes langsam die ruhige Flut durchschnitt. Und außerdem hörte man nichts als das eintönige Stampfen der Maschine.

„Wir werden eine gute Nacht haben," meinte der Marchese.

Die rote Glut seiner Zigarre leuchtete auf, erlosch aber sogleich wieder hinter der Asche, und ich sah nichts mehr als die Dunkelheit vor meinen Augen und in der Ferne das intermittierende Blitzen eines schneeweißen Leuchtturmsignals von irgend einer letzten Küste her, die weiter und weiter in die Nacht hinter uns zurücksank.

„Ich liebe dieses südliche Meer, das so schweig-

sam sein kann," sagte er. „So wie eine Seele, die Frieden gefunden hat. Bei uns im Norden rollen die Wogen ununterbrochen. Immer ist Kampf. Immer Hölle oder Fegfeuer. Ich glaube, das ist der Grund, warum ich mein Leben an Italien hingegeben habe: Paradiesessehnsucht."

„Im Augenblick ist es auch mir lieb, daß die Wellen ruhen; denn der Dampfer, auf dem wir uns befinden, scheint mir reif, ausgemustert zu werden. Für gewöhnlich, muß ich gestehen, zieh' ich es vor, wenn die See wild geht. Da denkt man an Mut, Kraft, Taten."

Wir schwiegen und lauschten der Bewegung des Schiffes, das vermutlich im Begriffe stand, die stilleren Gewässer des weiten Golfes zu verlassen und ins offene Meer hinauszusteuern; denn es fing fast unmerklich zu schaukeln an.

„Glauben Sie eigentlich," fragte ganz unvermittelt der Marchese, „daß es Heilige in unserer Zeit noch geben kann?"

Ich mußte mir die Frage eine gute Weile überdenken, eh' ich eine Antwort fand.

„Heilige im alten christlichen, oder besser katholischen Sinn," sagte ich endlich, „kann ich mir auch in unserer Zeit noch ganz gut denken. Aber angenommen, es gäbe solche, was ich, wie gesagt, für möglich halte, so glaube ich doch nicht, daß sie uns Menschen von heute zum Vorbild dienen könnten. Sie gehören einer abgeschlossenen, einer abgestorbenen Epoche an."

„Und was mangelt ihnen, ihr Leben auch für uns nachahmungswert zu machen?“

„Vielleicht Tätigkeit.“

„Ist etwa ein Leben der Barmherzigkeit nicht tätig?“

„Sagen wir richtiger: Tätigkeit, die neue Werte schafft.“

„Das scheint auch sie empfunden zu haben,“ meinte er, wie zu sich selbst sprechend.

Ich horchte auf, wollte aber nicht fragen, und er sagte nichts weiter. Es wurde abermals still, ganz leise rollte unser Fahrzeug. Und immer das dunkle Rauschen des entzweigeschnittenen Wassers zur Seite. Und immer das heiße, emsige Pulsen in den Eingeweiden des Schiffes und das leise Knarren des Tauwerks oder der Steuerkette, wie ein Ächzen und Stöhnen, das durch angespannte Nerven zittert. Jetzt befanden wir uns längst auf hoher See. Kein Leuchtturm war mehr zu sehen, nichts als die vielgestaltigen Sternbilder, mit denen der Himmel bis an den Horizont übersät war, und zu unseren Häupten der weißliche Schimmer verstreuten Sternennebels.

„Ich lebe mit allen meinen Gedanken vielleicht zu sehr im Mittelalter,“ sagte der Marchese. „Das alte Ideal gilt mir noch für das höchste. Besonders Frauenhaftigkeit in ihrer Vollendung stelle ich mir lieber erhaltend vor als erobernd, lieber nach innen wirkend, als nach außen. Den Glanz der Renaissance und auch die Erfolge unserer Zeit verkenne ich nicht. Da gab es und gibt es Frauen von männlichem

Wollen, die das Leben zu ihren Füßen zwingen. Ich bewundere sie, aber verehre sie nicht. Die verklärte Führerin der göttlichen Komödie, die dem Irrenden die milde Hand reicht, um ihn, von allem Irdischen gereinigt, aufwärts zu leiten, das bleibt mein Traum vom Weibe."

„Manchmal scheint es allerdings, als ob die Gegenwart diesen Traum immer mehr ins Paradies verweisen wollte."

„Eine Zeitlang glaubte ich mich nahe daran, ihn schon hier verwirklicht zu sehen. Sie sprechen mit einem Enttäuschten, der fluchtartig ins Land der großen Vergangenheit heimkehrt, nachdem er sein Liebstes an die Welt von heute verloren."

Seine Andeutungen hatten nicht nur gewisse Ahnungen, sondern auch menschliche Teilnahme in mir erweckt.

„Wollen Sie mir nicht Ihr Vertrauen schenken?" ermunterte ich ihn.

„Fast bin ich es Ihnen schuldig, da ich schon so unbescheiden war, von mir selbst zu sprechen. Inwieweit Erlebnisse, die einem nahe gehen, überhaupt erzählenswert sind, das vermag man selbst freilich nur schwer zu beurteilen. Indessen haben wir noch ein gut Teil dieser Nacht vor uns, und an Schlaf wird in den unwirtlichen Kojen da unten doch kaum zu denken sein."

Ich versicherte ihn, daß mir nichts erwünschter sein könne, als den Rest der Nacht auf Deck, im

Freien und in seiner Gesellschaft zu verbringen. Da begann er zu erzählen.

* * *

„Es ist jetzt ungefähr ein Jahr her, da machte ich die Bekanntschaft eines wunderschönen jungen Weibes, das mich beim ersten Anblick gefesselt hatte. Die Annäherung ging leicht und auf die einfachste Art vor sich. Ein paarmal, wenn ich, auf den Feldern nachzusehen, die Straße entlang ritt, die vom Hafen, an Gradara vorüber gegen den Apennin führt, war ich ihr begegnet. Das zweite oder drittemal nahm ich mir die Freiheit sie zu grüßen, das dritte oder viertemal hielt ich mein Pferd an und verwickelte sie in ein Gespräch.

Sie befand sich stets in Gesellschaft eines blinden Kindes, das fröhlich plaudernd neben ihr herschritt, und verriet trotz ihrer einfachen, halb ländlichen Kleidung eine über das Alltägliche weit hinausgehende Kultur. Daß sie die Fremde sei, die seit ein oder zwei Jahren in unserer Gegend Aufenthalt genommen hatte und vom Volke kurzweg ‚La Santa' genannt wurde, das wußte ich sogleich. Ich hatte oft von ihr gehört, und was man mir über sie erzählte, hatte meine Neugier gereizt; aber persönlich war ich ihr bisher nie begegnet. Als ich sie zum ersten Male ansprach, trug sie ein verdecktes Henkelkörbchen am Arm, und da ihr Haar goldig blond und ihr Aussehen das einer Deutschen war, so dachte ich an die heilige Elisabeth, die ihre Armen und Bresthaften besucht, wie ich es auf alten Bildern gesehen. Sie

stand mir freundlich und ohne Umstände Red' und Antwort, brach aber das Gespräch bald ab, indem sie erklärte, noch einen weiten Weg vor sich zu haben.

Ich wußte, daß sie in der Nähe des Meeres ein kleines Haus bewohnte, wo sie einsam lebte, nur mit einer alten Dienerin und dem blinden Mädchen, das sie ganz zu sich genommen hatte. Von weither pilgerten die Leute dorthin, ihr Wort und ihren Trost zu hören, denn allen Notleidenden und Bedrückten war sie eine Freundin. Ich blieb um einen Vorwand, sie aufzusuchen, nicht lange verlegen. Längst plante ich eine mildtätige Stiftung zum Wohle meiner durch Alter arbeitsunfähig gewordenen Landarbeiter. Hierüber wollte ich ihren Rat erbitten. Denn daß ich von dem Augenblick, wo ich zum erstenmal ihre Stimme gehört, Sehnsucht empfand, mich ihr zu nähern, will und kann ich nicht leugnen.

Wie man dieses Gefühl eigentlich nennen soll — ich wage es kaum zu entscheiden. Ich habe niemals ein Wort darüber sprechen können, auch meiner Mutter gegenüber nicht, mit der ich seit Jahren ziemlich zurückgezogen auf meiner Besitzung lebe, ausschließlich mit meinen Studien und der Verwaltung des Gutes beschäftigt. Ich hätte auch nicht gedacht, daß ich jemals darüber sprechen würde; nur weil Sie mir völlig fremd sind und zugleich Zutrauen einflößen, bringe ich es über mich. Und ich glaube, ich müßte trotzdem schweigen, wenn wir einander im Tageslichte gegenübersäßen. Aber in der Verlassenheit, in der wir uns finden, auf schwanken Brettern

zwischen Himmel und Erde schwebend, löst sich die Zunge leichter. Und das unendliche Dunkel, das uns umfängt, und in dem man nichts hört als das gleichförmige Rauschen des Meeres, scheint alles Geschehene unwirklich zu machen, daß mir zumute wird, als läge die Welt noch unerschaffen im Chaos, und als käme diesem ganzen armen Menschenleben mit allen Geheimnissen, die es verwirren, keine andere Realität zu, als die eines Traumes."

Er schwieg, und ich hüllte mich fröstelnd in meinen Mantel, es fing an empfindlich kühl zu werden. Aus der steilen Stellung des Siebengestirns konnte ich schließen, daß Mitternacht lange vorüber war. Das Schiff hob sich jetzt manchmal langsam mit allem, was darauf war, als ob es eine Anhöhe erklimmen wollte, und sank bald darauf wieder tiefer und tiefer wie in ein zurückweichendes Nichts hinunter; dann hörte man mit dumpfem Getöse eine Sturzwelle an seinen Flanken zerschellen. Aber es war kein hoher Seegang trotzdem, bloß das natürliche, großzügige Atmen des offenen Meeres bei vollkommener Windstille. Und auch mich überkam das Gefühl, dem Unerschaffenen näher zu sein, dem Ewigen, das vor uns war und nach uns sein wird, inmitten dieses schwarzen Abgrunds von Finsternis, über dem tausend unbekannte Welten zitterten; inmitten dieser heiligen, urgewaltigen Fluten von unberührter Reinheit, die unsern ganzen Planeten umrauschen, und aus denen vielleicht alles Leben geboren wurde, das vor unvordenklichen Zeiten ans Land

kroch, um sich auf dem bißchen Staub und Erde, das übriggeblieben war, in zerfleischenden Kämpfen zu Himmelsträumen emporzuringen . . .

„Wenn Sie meine Geschichte zu Ende gehört haben," hub der Marchese wieder an, „so werden Sie begreifen, daß es mir Erleichterung gewährt, mein Herz auszuschütten. Damals, im Beginne meiner Bekanntschaft mit ihr, da hielt ich mich für den Glücklichsten aller Sterblichen. War es Liebe, was ich für sie fühlte? Ich weiß es nicht. Daß ich Tag und Nacht von ihr träumen mußte, daß der Gedanke an sie mich mit wahrer Seligkeit erfüllte, das hatte jenes neue Erlebnis, das in mir erweckt worden war, sicher mit der Liebe gemein. Aber es war ihm noch kein irdisches Verlangen beigemischt, kein Wunsch weiter als der, sie zu sehen, sie in ihrer Reinheit und Güte bewundern zu dürfen. Denn sie erschien mir damals in der Tat wie eine Heilige, die der Welt entsagt hatte und im treuesten Zusammenhange mit der Natur den tiefsten Gedanken lebte, die in die Seele des Menschen gelegt sind. Mit der ganzen Schöpfung, mit Baum und Gras, Wasser und Wind, war sie gleichsam eins, und wie der große Schwärmer und Poët von Assisi sah sie ihresgleichen in jeglicher Kreatur. Wo es aber gar Menschenliebe galt, da strahlte sie von jener himmlischen Freudigkeit, die nur wahrhaft vornehmen und lauteren Gemütern gewährt ist.

Ich hatte sie in ihrem Hause aufgesucht, um jenen Plan einer Altersstiftung für die ländlichen

Arbeiter der Gegend mit ihr zu besprechen. Ich war wiedergekommen, und wir hatten in ihrem Blumengärtchen unter der mit Weinreben übersponnenen Pergola gesessen, von wo man weit hinausblickte auf das von Segeln belebte blaue Meer. Wir redeten von menschlichen und göttlichen Dingen, ich brachte ihr Bücher, und sie lieh mir von den ihrigen. Aber je mehr ihr ruhiges, fast möchte ich sagen verklärtes Wesen wie ein völlig unzeitgemäßes Wunder sich vor mir erschloß, umso beunruhigter wurde ich in mir selbst. Und so oft ich ihr jetzt im Gelände zufällig begegnete, oder sie, während ich mich ihrem Hause näherte, aus der Türe treten sah, erfuhr ich es wie Dante, da er zum erstenmal Beatricen erblickte, daß der Geist des Lebens, der in der geheimsten Kammer des Herzens wohnt, heftig in mir erzitterte: Siehe der Gott, der stärker ist als ich, kommt mich zu beherrschen!

Einmal nun geschah es, daß ich wieder in ihrer Gesellschaft unter jener Pergola saß, die Luft war rein, wie frisch gescheuert, eine heftige Tramontana wehte, und wir hörten vom Strand herauf das Donnern der Wogen, die wie Rosse mit weißen, wehenden Mähnen herangejagt kamen, um sich am Ufer die Köpfe zu zerschmettern. Da empfand ich ihre Größe und Reinheit deutlicher als je. Wie Sturm und Meer erschien sie mir als ein Teil der Natur, losgelöst aus allen gesellschaftlichen Beziehungen, unter denen wir unsere Mitmenschen sonst zu betrachten gewohnt sind. Denn frei und einsam hatte sie sich

ins Leben gestellt, als eine Freundin Gottes, die keiner Hilfe bedurfte, ein bloßes Sein, kein wirres Wollen. Und was menschlich an ihr blieb, war lautere Güte. Auch daran wurde ich in diesem Augenblicke erinnert; denn das blinde Mädchen, das bei ihr lebte, trat aus dem Hause, um eine kleine Erfrischung vor uns hinzustellen, und nickte uns lächelnd zu, gerade als ob es uns hätte sehen können. Sie strich dem Kinde liebkosend über die Wange, worauf dieses sich still wieder entfernte, von Glückseligkeit strahlend.

Ich konnte mich nicht enthalten, den Gefühlen, die in mir waren, Worte zu geben. Zum ersten Male sprachen wir da über ihr Leben, das mir wahrhaft verehrungswürdig erschien. Und zu meiner Überraschung glitt ein Schatten von Trauer über ihr Antlitz, während ihr Auge sehnsüchtig in der blauen Ferne ruhte.

‚Sie beurteilen mich mit der Nachsicht des Freundes,‘ sagte sie. ‚Könnt' ich doch ebenso zufrieden mit mir selbst sein!‘

‚Und was hindert Sie daran?‘

‚Vielleicht hab' ich es mir allzu leicht gemacht.‘

‚Fühlen Sie denn nicht den Himmelslohn inneren Segens?‘ fragte ich fast erschrocken.

‚Wenn man lebt wie ich, so ist es kein Verdienst, die Menschen zu lieben. Sie empfangen von mir, und ich habe nichts von ihnen zu fürchten. Im Kampf müßte man stehen, um sich ganz zu kennen — meinen

Sie nicht? Der Entsagende und Weltflüchtige hat leicht gütig sein.'

Es war in gewissem Sinne eine Enttäuschung für mich, ein falscher Ton, wo ich vollendete Harmonie vorausgesetzt hatte. Aber es wurde auch meine Hilfsbereitschaft wach, oder — wie soll ich sagen? — die Hoffnung, etwas bedeuten zu können in ihrem Leben. Das ist das eigne an der Liebe, daß Schwächen sie beleben: Die Sterne, die begehrt man nicht . . . Vielleicht ist der beste Teil der Liebe, das, was selbstlos an ihr ist, die Trunkenheit des Wahns, beglücken zu können. Die Spur von Kummer, die ihre reine Stirn getrübt hatte, reichte hin, meiner Verehrung jenen Einschlag irdischer Leidenschaft einzuflechten, der das Göttliche menschlich macht, oder — wenn Sie wollen — das Menschliche göttlich.

Es kam die schlechte Jahreszeit mit endlosen Regengüssen und dann ein rauher Winter mit Springflut und Sturm. Eine traurige Zeitlang verschwand sie mir gänzlich und lag krank. In der geheizten Stube, wo sie einen deutschen Ofen hatte setzen lassen, fand ich sie dann wieder, in der Gemütsverfassung eines leise enttäuschten Vorfrühlings, dem in der Natur draußen noch keine Kraft der Erneuerung entsprach; denn die kahlen Weinranken schlugen wie Peitschenschnüre gegen die niedrigen, mit rieselnden Wasserschleiern verhängten Stubenfenster.

Damals verzagte sie an allem und klagte, daß sie mit dem heißesten Verlangen nur in die Einöde geraten sei. Wenn sie sich nicht der Vermessenheit

zieh, so war es sicher nur darum, weil sie beobachtet zu haben glaubte, daß man einem Fehler umso schwerer entgehe, je unumwundener man sich andern gegenüber dazu bekenne. Das hatte sie mir einmal offenbart. Ich fühlte, daß das Ungewöhnliche, das sonst ihre ungewollte Natur war, sie jetzt mit fremden Augen anblickte und der Zweifel sie peinigte, ob sie berechtigt gewesen wäre, menschliche Größe aus sich selbst zu erstreben, ohne Hilfe der sanktionierten Gnadenmittel. Wie denn die lautersten Vorbilder sittlicher Heldenhaftigkeit nicht ohne Augenblicke des Zagens und Verzagens durchs Leben gekommen sind.

Ich gab ihr zu bedenken, wie niederziehend das Weltleben sei, und wie der höchste Sieg darin bestehe, dem Kampf zu entsagen und nur seiner eigenen Vollendung zu leben. Ich pries sie glücklich, daß sie den Berg der Läuterung beschritten und sich zur göttlichen Einfalt der Natur durchgerungen hätte. Ich suchte sie zu überreden, daß sie sich auf dem richtigen Wege befände, ich bebte vor Angst, daß sie sich untreu werden könnte; denn das bloße Bewußtsein, daß es in dieser Welt ein Wesen gab wie sie, war bereits zu einem entscheidenden Faktor meines Lebensglückes geworden.

Versunken in das himmlische Licht ihrer Augen, hatte ich hingerissen, vielleicht mit lebhafterem Anteil gesprochen, als unsere Beziehungen es rechtfertigen mochten.

‚Hören Sie!‘ unterbrach sie mich, mir ihren Blick entziehend. Da fühlte ich den Widerspruch,

daß ich sie gleichsam überirdisch sehen wollte, und doch selbst nicht wunschlos geblieben war. Und als sie mich jetzt mit einem fast mitleidigen Lächeln gleichsam sanft von sich wegschob, mußte ich der Verse denken:

„Vincendo me col lume d'un sorriso,
Ella mi disse: Volgiti ed ascolta,
Che non pur ne' mie' occhi è Paradiso." *)

Und ich horchte schweigend. Sie aber sagte: ‚Wissen Sie, daß mir eine Wahrheit aufgegangen ist in der großen Einsamkeit, in der ich mich all die Zeit her befand? Sie kam nur ganz langsam näher, wie die Wahrheit immer, zögernd und unbemerkt fast, aber eines Tages plötzlich — war sie da. Worin sie besteht? In der Erkenntnis, daß es nichts Heiligeres gibt als das Leben. Das freie, brausende Leben in Glück und Leid, im Wirbel des Sorgens und Schaffens. Dasselbe Leben, dem ich entflohen war, vielleicht aus Instinkt; denn ich glaube, ich wäre damals noch nicht genügend ich selbst gewesen, und es hätte mich nivelliert. Heute fühl' ich, daß es nur die Schwachen verkleinert, die Freien macht es stärker, so stark, daß nicht einmal die Schuld an sie heranreicht.'

Sie können sich denken, was ich bei solchen Worten empfand. Ich habe Ihnen schon gestanden, daß ich mit zurückgewendetem Antlitz durchs Leben

*) Besiegend mich mit ihres Lächelns Licht — Sprach sie: Nun wende dich und horche schweigend — Mein Aug' ist ja der ganze Himmel nicht.

gehe, versunken in den milden Glanz jener großen Epochen, wo es noch ein Maß außerhalb des Menschen gab, das alle anerkannten, und das sie vor der Zerrissenheit und dem Unfrieden bewahrte, an denen unsere Zeit krankt. Nichts ist mir widerwärtiger als das falsche Evangelium, das das Leben selbst als Gottheit auf den Tron heben möchte, und das ich im Grunde für nichts anderes halte als ein mit mehr oder weniger Geist verfochtenes Mittel, den Zweck eines mehr oder weniger ungebundenen Genießens zu heiligen.

Ich war von da ab entschlossen, um diese Seele zu kämpfen, sie der Welt streitig zu machen. Und ich sagte mir, daß ich zuerst bei mir selbst beginnen und allem verborgenen Wünschen und Verlangen entsagen müsse, damit es ein reiner Kampf wäre. Aber was ist der Mensch? Ich sehe ihn noch immer zwiespältig, als Leib und Seele, die einander durchdringen. Das gilt heute schon fast für ein wenig veraltet, wenn ich nicht irre. Ich sehe ihn so, weil ich mich selbst also fühle, und daß dies der Fall ist, kann ich nicht ändern. Wenn ich jetzt zurückdenke, so kommt es mir vor, als hätt' ich damals, während ich mit der Welt um eine Heilige zu ringen glaubte, doch zugleich auch um eine Geliebte gekämpft, die mir zu entschwinden drohte. Vielleicht tu' ich mir unrecht, wie wir uns oft tun, bei der Beurteilung unserer zurückliegenden Zustände. Bewußt war mir in jener Zeit, von der ich spreche, sicher nur die reine Absicht, dieses junge Weib, das ich auf dem Punkte glaubte, sich

in Irrwege zu verlieren, zur richtigen Erkenntnis der wahren Lebenswerte zurückzuführen. Daß sie mir trotzdem entgleiten würde, hielt ich freilich schon damals für nicht ausgeschlossen; aber die Umstände, unter denen es geschehen sollte, hätte ich nie vorausgeahnt . . ."

Der Marchese hielt inne und saß schweigend vornübergebeugt, den Kopf in die Hände gestützt. Im leise grauenden Morgen konnte ich die Umrisse seiner Gestalt jetzt schon deutlich erblicken. Auf dem fahl gewordenen Himmel waren die weißen Sterne verblichen, und wolkengrau wogte das Meer um unseren Dampfer, als ob es eine unendliche Wüste von Müll und Asche wäre, durch die er sich hindurchwühlte. Eine große Möve schwankte mit schweren Flügeln am Takelwerk des Schiffes vorbei, das Land konnte nicht mehr fern sein.

„Ich will mich kurz fassen und Sie nicht mit der Schilderung meines Seelenzustandes behelligen" — nahm der Marchese seine Erzählung wieder auf. „Nur was sich an tatsächlichen Geschehnissen noch ereignete, kann für Sie von Interesse sein.

Der Frühling war mit seiner Pracht ins Land gezogen, und wir unternahmen jetzt manchmal gemeinsame Ausflüge in die Berge. Nun erfuhr ich auch, daß meine Freundin Schauspielerin gewesen war, Künstlerin, darf ich wohl sagen, obgleich sie es selbst nicht zugeben wollte. Erst in der Einsamkeit ihres zurückgezogenen Lebens, meinte sie, hätte die wahre Kunst sich ihr erschlossen. Sie leugnete also nicht, daß

das Leben nach innen sie tiefer gemacht hatte, und ich benützte die Gelegenheit, sie daran zu erinnern, um wie viel kostbarer der Königsmantel des wahren Wesens sei, als der Flitter des erfolgreichen Scheinens nach außen. Das bestreite niemand, gab sie zu; aber was nach außen wirke, brauche darum nicht immer Schein zu sein. Im Gegenteil: dauernd gewinne nur das Wahrhaftige und Tiefe Macht.

‚Sogar die Bühnenkunst,‘ sagte sie lächelnd, ‚ist nur scheinbar Schein. Das Wesentliche daran muß echt sein und von innen kommen, soll es hinreißen und mit sich ziehen.‘

Solche Bemerkungen verrieten mir, daß sie fortfuhr an die Welt zu denken, und daß ihr Sinnen insgeheim daran arbeitete, einen Weg ausfindig zu machen, der in sie zurückführen könnte. Ich verdoppelte meine Bemühungen, es ging um ein Ideal, eine Überzeugung. Einmal ruhten wir unter einem alten Feigenbaum im Gebirge, am Rand einer halbverfallenen Zisterne. Eine Bauersfrau, die mit ihrem halbwüchsigen Jungen vorüberkam, erkannte sie, eilte auf sie zu und fiel ihr fast zu Füßen, um ihre Hände zu küssen. Ich erfuhr, daß sie sich vor längerer Zeit der in Not geratenen Witwe erbarmt und den Jungen irgendwie in die rechte Bahn gebracht hatte. Die überströmende Dankbarkeit der schlichten Landleute ließ darauf schließen, daß ihnen in entscheidenderer und persönlicherer Weise die hilfreiche Hand entgegengestreckt worden war, als die alltägliche Wohltätigkeit es zu tun pflegt.

Als wir heimgingen, kam ich auf den kleinen Zwischenfall zurück und bemerkte, einen höheren Ruhm könne niemand erwerben, als solche Liebe der Schlichten und Einfältigen.

‚Es gab eine Zeit, da kannte ich keinen andern Ehrgeiz,‘ sagte sie.

Und als ich fragte, ob sich das jetzt geändert hätte, da meinte sie, schließlich sei alle Wohltätigkeit doch bloß ein mühseliges Erhalten, kein fröhliches Schaffen.

‚Den Starken müßte man wohltun können, indem man ihnen neue Ziele weist, oder ihr Herz stärkt, daß sie ausharren!‘

Sie werden es begreifen, daß ich widersprach und die Ewigkeitswerte des Gemütes in Schutz nahm gegenüber allen Zielen des Fortschritts, die sich nachträglich so oft als nichtig, oder sogar schädlich erweisen. Ich erwähne dieser Bemerkung, weil sie entfernt an den Gedanken anklingt, mit dem Sie vorhin auf meine Frage antworteten, was den Heiligen im mittelalterlich-katholischen Sinne mangle, um uns als Vorbilder dienen zu können: ‚Tätigkeit, die neue Werte schafft.‘ Sagten Sie nicht so?“

„Allerdings. Auch meine ich, daß eine Künstlerin, die ehrlich der Kunst dient, so viel Gutes wirken kann, als ihr überhaupt gegeben ist.“

Der Marchese lächelte.

„Gutsein ist kein Beruf, wollen Sie sagen. Oder wenigstens ein solcher, der bloß im Nebenamt ausgeübt werden sollte. Damit mögen Sie recht haben,

im allgemeinen sicher, wenn auch für das weibliche Geschlecht nicht immer. Ich wenigstens habe Frauen gekannt, deren ausschließlicher und eigentlichster Beruf es war, herzensgut zu sein. Und die sind, wie ich schon gestanden habe, für meinen Geschmack die Perlen der Schöpfung. Meine arme Heilige gehörte freilich längst nicht mehr zu ihnen; eine fast krankhafte Unruhe war über sie gekommen, die vermutlich aus dem Gefühl innerer Unbefriedigung hervorging. Ich spürte es gleichsam in der Luft, daß die Dinge einer Entscheidung zutrieben . . .

Im Frühsommer kam unerwartet mein Bruder an, den ich lange Jahre hindurch nicht gesehen hatte. Er ist jünger als ich und in mancher Hinsicht mein vollkommenstes Widerspiel, ein Weltmann und Weltkind von sprudelnder Laune. Der irische Einschlag, der in unserer Familie nachweisbar ist und um mich herum einen Bogen beschrieben zu haben scheint, um mir auszuweichen, kommt umso auffallender bei ihm zum Durchbruch. Kapitän weiter Fahrt auf eigene Faust und nur für wenige, von ihm selbst gewählte Firmen verpflichtet, betreibt er seinen Beruf, der ihn von England meist nach Australien oder Ostasien führt, mehr aus Freude am Abenteurerleben des Seefahrers als um des Gewinnes willen. Weshalb er nach Brindisi gekommen war, weiß ich nicht, genug, er benützte ein paar freie Tage, die verhältnismäßig kurze Strecke mit der Eisenbahn heraufzufahren und uns, meine Mutter und mich, die wir an alles eher gedacht hätten als an seinen Besuch, zu überraschen.

Ich befand mich gerade in dem kleinen Hause am Meer und saß mit der Freundin plaudernd unter jener Pergola, deren ich schon früher Erwähnung getan, als er unversehens vor uns stand, wie vom Himmel gefallen. Kaum hatte ich ihn mit ihr bekannt gemacht, so schickte er sich an, sie zu erobern. In weniger als einer halben Stunde waren die beiden, gleichsam über meinen Kopf hinweg, miteinander befreundet. Das hätte mich ja eigentlich freuen müssen, aber ich gestehe, daß ich voll Eifersucht war; nicht Eifersucht im gewöhnlichen Sinne war es, aber jenes nicht minder peinigende Gefühl, wenn man einen Einfluß über einen Menschen, der einem nahesteht, zurückgedrängt, im Handumdrehen vernichtet sieht. Nun trat mir die große Welt, der ich sie streitig machen wollte, gleichsam verkörpert entgegen, und ich ahnte, daß ich den Kürzeren ziehen würde.

Es war kein Tag vergangen, so wußte mein Bruder mehr von ihr, als ich bis dahin erfahren hatte. Sie schlossen sich aneinander und ließen mich nur so nebenher mitlaufen, ich kam mir verdammt überflüssig vor. Ich hörte sie zusammen lachen, und das Lachen meines Bruders, das mich sonst entzückt hatte, weil es sonnig, frei und herb war wie ein wolkenloser Tag auf hoher See, schnitt mir in die Seele. Dann wurde er wieder ernst und sang das hohe Lied des Lebens. Es mußte einem sehnsüchtig ums Herz werden, wenn man ihm lauschte, wie er von seinen Fahrten, Abenteuern und Kämpfen in fernen Ländern zu erzählen wußte.

Als wir miteinander heimgingen, erhob ich meine warnende Stimme: ‚Sei vorsichtig und schone sie! Sie sucht sich selbst, mach sie nicht irre!‘

‚Ein seltenes Geschöpf!‘ sagte er kurz. ‚Die müßte heraus!‘

An diesem Abend war meine kleine Flotille von Trabakeln auf den Fischfang ausgezogen. Ich versprach mir eine reiche Ausbeute, und da man bei uns den Leuten auf die Finger sehen muß, so ritt ich in aller Frühe, noch bei halber Dunkelheit vom Schlosse weg und gegen den Hafen hinunter, um anwesend zu sein, wenn die mit Fischen beladenen Boote einlaufen würden. Auf halbem Wege sah ich im ersten Morgengrauen einen Mann mir entgegenkommen, der, wenn ich mich nicht täuschte, den Versuch gemacht hatte, sich vor mir seitlich in einem Maisfeld zu verbergen. Aber rasch gab er es wieder auf, da es bereits zu spät war. Ich stutzte. Als wir uns einander genähert hatten, rief er mir einen guten Morgen zu, ich hielt mein Pferd an und erkannte meinen Bruder. Einen Augenblick standen wir uns gegenüber, ohne etwas zu sagen. Dann gab ich meinem Gaul die Peitsche und stob davon. Ich wußte, wie viel es geschlagen hatte . . .“

„Es war wirklich Ihr Bruder gewesen,“ fragte ich, „der so früh am Morgen von der Seeseite kam?“

„Es war mein Bruder gewesen,“ wiederholte der Marchese.

In diesem Augenblicke machte ein langgezogenes, ohrenzerreißendes Geräusch uns zusammenschrecken,

das Heulen der Dampfpfeife ertönte. Der Marchese stand auf und reckte seine Glieder in der frischen Frühluft, auch ich hatte mich rasch erhoben, wir befanden uns am Eingang des Kanals Corsini und sahen den uralten, sagenreichen Pinienwald von Ravenna vor uns liegen. Die eben aufgehende Sonne vergoldete die Stämme der mächtigen Bäume, die mit dunklem sturmartigen Rauschen ihre Häupter im Morgenwinde wiegten und miteinander zu raunen schienen, von längst verschollenen Zeiten und untergegangenen Völkern.

Wir waren ans Geländer getreten und standen schweigend nebeneinander, während der Dampfer langsam in den Kanal einbog, der den Binnenhafen von Ravenna mit dem Meere verbindet. Die schmale Wasserstraße war glatt wie ein Spiegel, der klare, zartblaue Himmel, der über uns leuchtete, grüßte auch aus dem langen, schnurgeraden silbernen Streifen, den unser Dampfer bedächtig keuchend verschlang, die düsteren Pinien, die die Ufer begleiteten, ragten verdoppelt mit ihren schwarzgrünen Kronen gegen die blendende Helle oben und die blendende Helle unten. Und während ich mich der Betrachtung dieses überaus ernsten und doch so anziehenden Landschaftsbildes hingab, das an uns vorüberzog, wühlte ununterbrochen in mir die Frage nach den weiteren Schicksalen jenes jungen Weibes, von dem der Marchese mir erzählte, und das auch mir keine Fremde war.

„Sie sind mir noch den Schluß Ihres Berichtes schuldig," sagte ich endlich.

Er seufzte auf und biß die Zähne zusammen.

„Ach, wenn ich jener Tage denke! . . . Haben Sie es einmal an einem Weibe, das Sie liebten, erfahren, wie es tut, die Reinheit, die Sie still anbetend verehrten, mit einmal in den Staub gezogen zu sehen? Wenn nicht, so sind alle Worte unvermögend, Ihnen zu sagen, was ich litt. Mein Bruder gab sich nicht die Mühe zu leugnen. Ich bestand darauf, daß er sie freien müsse.

Er war kein Libertin, durchaus nicht; aber er konnte mich einfach nicht begreifen. Ich sei stehen geblieben mit meinen Anschauungen, meinte er gutmütig spottend; die Moral, die mir in den Gliedern stecke, gebe es gar nicht mehr.

‚Leben — oder nicht, das ist der Gegensatz, um den sich alles dreht,‘ sagte er. ‚Die reizende junge Person beginnt ihre Verkehrtheiten zu überwinden — laß sie doch in Frieden!‘

Übrigens hatte sie Eindruck auf ihn gemacht, und es fiel mir nicht allzu schwer, ihn umzustimmen. Wenn ich meinte, daß es ihr recht wäre, und wenn sie sein Seefahrerleben mit ihm teilen wollte, ihm könne es auch recht sein. Und so versprach er schließlich über mein Zureden, um ihre Hand anzuhalten. Sie gab ihm einen Korb. Ich ging selbst hin, mit ihr zu reden, und fand sie mit Einpacken beschäftigt. Alle Zimmer standen voll von Koffern.

‚Ich reise!‘ rief sie mir entgegen. Es klang wie ein Schrei der Erlösung. Das blinde Mädchen, das sie begleiten sollte, war ihr beim Einpacken be-

hilflich und ging geschäftig ab und zu wie eine Sehende, immer mit dem stillen, wie von innerem Glück leuchtenden Antlitz.

‚Ich komme im Auftrag meines Bruders,‘ sagte ich, ‚seine Werbung zu wiederholen.‘

Sie streckte mir die Hand hin und sah mir bewegt in die Augen.

‚Sie sind gut,‘ sagte sie, ‚und ich habe Ihnen für vieles zu danken. Aber sehen Sie, Ihr Bruder ist Seemann, und ich bin Schauspielerin. Sollen wir uns gegenseitig hemmen? Wir taugen nicht zueinander. Leben Sie wohl!‘

‚Und Sie werden wieder ganz der Kunst und — dem Weltleben gehören?‘

‚Man hat mich hier La Santa genannt,‘ sagte sie mit einem verlorenen Blick in die Ferne. ‚Ich will versuchen, etwas wie eine — moderne Heilige zu sein. Halten Sie das für möglich?‘ Sie lächelte und Tränen rollten ihr dabei über die Wangen. ‚Wenn man so recht wahrhaft und echt, gütig und innerlich vornehm bleiben könnte, auch mitten unter Menschen, im Trubel des Tages und der Arbeit? Ich will es versuchen. Nochmals: Leben Sie wohl!‘“

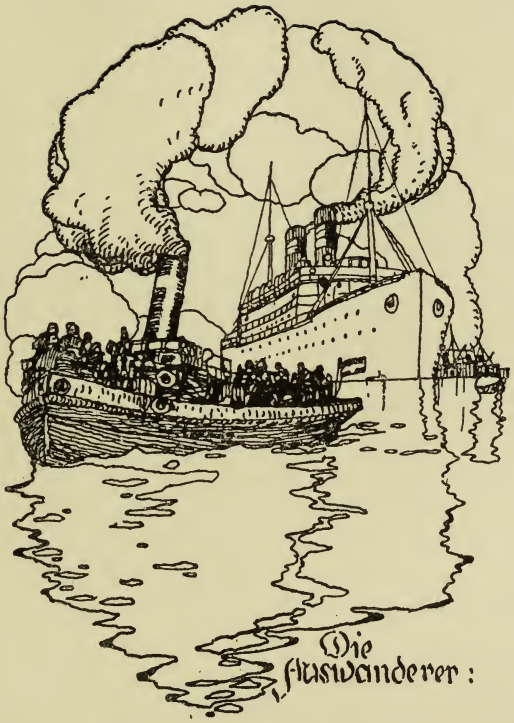
„Und sie ist wirklich — zurückgekehrt?“ fragte ich gespannt.

„Ich komme von Berlin,“ sagte der Marchese. „Es ließ mir keine Ruhe. Ich sah sie in mehreren Rollen. Niemals habe ich einfacher und tiefer, nie wahrhafter und ergreifender spielen sehen. Ob es ihr gelingen wird, im Lärm und Schmutz dieses markt-

schreierischen Großstadtlebens von heute den edlen Kern ihres Wesens unbefleckt zu erhalten, das ist freilich eine andere Frage. Ich glaube nicht an — moderne Heiligkeit."

„An ihren Willen dazu," sagte ich schonend, „wollen wir wenigstens glauben. Und muß nicht alles, was Leben hat, sich verjüngen und erneuen? So wertet man heute auch die Tugenden vielfach anders als in vergangenen Zeiten."

Da tauchten bei einer Wendung des Dampfers die Türme und Kuppeln von Ravenna über dem Pinienwald hervor, dieser wunderbaren Stadt des stillen Absterbens, in der die kostbaren Denkmäler eines frühen, uns schon halb fremd gewordenen Christentums starr und schwermütig ihrem sicheren Verfall entgegenträumen.



Die Auswanderer:

Die Auswanderer.

Ein geschnürtes Bündel lag auf dem Tisch, und ein winziger Koffer stand daneben.

Der junge Bursch, der an dem Tische saß, war kräftig gebaut, grobknochig, aber von fahler Gesichtsfarbe. Er hatte die Ellbogen aufgestützt und stierte ins Weite. Meilenweit war er fort mit seinen Gedanken. Von den dürftigen Einrichtungsstücken, die ihn umgaben, sah er nichts, bemerkte nicht das ängstliche Getue des alten runzligen Weibes, das sich in seiner Nähe zu schaffen machte. Durch die weißgetünchten Wände der Dachstube hindurch schweifte sein Blick in blaue Fernen, weidete sich an farbigen Bildern von südlicher Pracht, azurnen Meeren, sonnbeglänzten Küstenstrichen, wo Kolibris an Lianenkelchen nippten und freie, heitere Menschen in Gleichheit und Brüderlichkeit zusammenwohnten.

„Wenn du dir's halt doch noch überlegen möchtest? . . ." sagte die Mutter schüchtern.

Er schwieg und sagte gar nichts.

Immer dunkler wurde es in der Stube. Vor dem Fenster lag der Novembernebel.

Schleichende Dämmerstunde . . .

Die kleine Petroleumlampe brannte, auf dem

Sparherd brodelte das Wasser. Als die Kartoffeln gargekocht waren, setzte sie eine ganze Schüssel voll davon auf den Tisch, daß es nur so dampfte. Sogleich machte er sich darüber und begann zu essen.

Sie saß ihm gegenüber und sah ihm zu, wie eine Mutter auf ihr Kind blickt, das an ihrer Brust trinkt, mit derselben wehmütigen Freude. Wehmütig, weil immer der Gedanke dabei ist: Bald wirst du anderswo deine Nahrung suchen . . .

Selbst aß sie nichts. Nicht einen Bissen hätte sie hinuntergebracht. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie zitterte am ganzen Körper und dachte nur immer: Wenn er sich's halt doch noch einmal überlegte? . . .

Der Sohn zog, während er kaute, einen silbernen Siegelring vom Finger, der vom verstorbenen Vater war. Er legte ihn auf den Tisch.

„Den laß' ich dir da . . . man kann nicht wissen . . ."

Wie wenn ihr ein Stück Herz herausgerissen würde, empfand sie es. Fest stand es also? Unabänderlich? . . . Ohnmächtig ihre Mutterliebe, die ihr so groß, so stark, so unüberwindlich schien? Unfähig, ihn auch nur um Haaresbreite von seinem Entschlusse abzudrängen! Instinktiv sah sie sich nach Bundesgenossen um.

Sie sagte: „Die Franzi ist heut' dagewesen . . . hat geweint . . ."

Er rührte sich nicht. Nur wie hilflos zuckte er

die Achseln, während er seine Mahlzeit hinunterwürgte.

Und nun fing die Alte selbst zu weinen an.

„Die Franzi hat gesagt . . . sie glaubt . . ."

„No, no, also! Was glaubt sie denn?"

Die Alte schluchzte. „Ja, ihr Männer macht es kurz, und wir sitzen dann da . . ."

Er legte das Messer weg, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und starrte finster vor sich hin.

Es ging etwas in ihm vor, gewiß! In ängstlicher Spannung, mit neu erwachtem Hoffen hing das Auge der Mutter an ihm.

„Du, Mutter . . ." sagte er. „Ich habe ihr verboten zu kommen . . . es wird mir zu hart . . . Nicht wahr, du bist so gut und sagst ihr's . . . Ich werd' ihr schon Geld schicken — von drüben . . . Sie kann sich drauf verlassen! Ein Lump bin ich nicht!"

Die Mutter schluchzte auf. Von drüben! So war alles vergebens! Immer hat sie's gesagt: „Mit der verfluchten Sozialdemokratie!"

Da wird er lebendig, beugt sich vor, legt die Faust auf den Tisch. Seine Augen funkeln, und die Zähne bleckt er wie ein wildes Tier.

„Dagegen sagst du mir nichts, Mutter! Da versteh' ich keinen Spaß, daß du's weißt!"

Und dann kriegt er das Messer zu fassen, mit dem er die Kartoffeln geschält, und stößt es in die Tischplatte, daß es zitternd darin stecken bleibt.

Die Mutter trocknet die Tränen, geht an ihre Arbeit, säubert das Kochgeschirr, räumt die Betten

ab. Sie murrt nicht mehr, wehrt sich nicht länger. Wie ein geduldiges Lasttier ist sie, dem man eine neue Bürde aufgeladen, und das die überschwere Fracht weiterschleppt, weil es nun einmal nicht anders sein kann, bis zum Zusammenbrechen.

Was sie ihm an den Augen absehen kann, das tut sie ihm noch. Den silbernen Ring muß er durchaus wieder an den Finger stecken. Und an Franzi wird sie schon alles bestellen! Überhaupt — wenn es nur ihm gut geht, drüben! Sorgen braucht er sich keine zu machen um sie und Franzi! Sie werden sich schon weiter helfen . . . mit Gottes Hilfe!

„Mit Gottes Hilfe" — zaghaft ist das Wort über ihre Lippen gekommen, so als ob sie sagen wollte: Entschuldige, daß ich altes Weib noch so dumm bin!

Und als er sie vor dem Schlafengehen auf die Wange küßte, was er sonst nie tat, da blühte aus ihrem dumpfen Kummer ein sänftigendes und beinahe beglückendes Gefühl auf, das sie freilich nicht in schöne Worte hätte fassen können: Ergebung in Gottes Willen, der alles zum Besten lenken würde.

Noch lange lag sie wach und lauschte zärtlich den Atemzügen des Sohnes, der sogleich eingeschlafen war. Aller Trost, der aus dem Glauben quillt, war mit ihr. Und endlich schlief auch sie ein, einen demütigen Seufzer auf den Lippen, der so schwer wog, oder so leicht — wie ein Gebet.

* * *

In dieser letzten Nacht zu Hause hatte der Sohn einen dunklen Traum. Ein weites Flachland neb-

liger Niederungen sah er vor sich, das von braunen Schwaden beißenden Kohlenrauchs erfüllt war und vom üblen Geruch des Schweißes. Schwer hob sich seine Brust, wie eine Maschine keuchend, aber von Sehnsucht beschwingt flogen seine Blicke in die Ferne, wo ragende Berge das Flez begrenzten und mit jähen Felsenmauern über dem Dunst der Ebene leuchteten. Frühlingsgrüne Palmenwälder krönten die sonnigen Höhen, und weiße Tempel grüßten aus der reinen, heiteren Luft lachend und lockend zutal.

Mit einmal beginnt es sich zu regen in den Niederungen. Eine mißfarbige Wolke, wälzt es sich gegen den Berg. Menschen im Arbeitskittel, Hunderte, Tausende, dicht gedrängt wie ein Bienenschwarm. Heerscharen der Tiefe, erwacht, die strahlende Hochburg zu stürmen. Mit dumpfem Geschrei rennen sie an und prallen gegen den Wall der Felsen. Schon erreichen die ersten die steinernen Mauern, beginnen hinanzuklettern, mit Todesverachtung, wie toll. Aber die Wände sind zu glatt, zu steil, kopfüber stürzen sie nieder, reißen im Falle die Nächsten mit sich, zermalmen durch die Wucht ihrer Leiber die Nachstürmenden, massenhaft, Mücken im Herbst.

Aber schon drängt es neuerdings heran, über Leichen, über Sterbende hinweg, die Felsen empor. Immer wieder machen sich neue Scharen in verbissener Wut an das totbringende Wagnis. Immer höher und höher schwillt der Menschenknäul, der mit gebrochenen Gliedern am Fuß der Felswand zuckt. Schier unerschöpflich an Streitern scheint die qual-

mende Niederung. Ganze Heersäulen strömen hervor aus dem Rauch der Essen, der am Boden hinkriecht, graue, rußige Menschenwolken. Und mit dumpfem, weithinhallenden Geschrei wälzen sie sich gegen ihr Verhängnis.

Nun reißt es auch ihn mit fort aus der Erstarrung, in der er das grausige Schauspiel betrachtet. Eine wilde Lust überkommt ihn, die freie Höhe zu gewinnen, jauchzend, in tollen Sprüngen, eine rote Fahne schwenkend, rennt er mit Tausenden von Genossen gegen den unbezwungenen Bergwall. Aber schwer und schwerer werden seine Schritte, wie lehmige Erde spürt er es unter den Füßen, und als er zu Boden blickt, gewahrt er, daß er auf Leichen watet, in ganzen Bächen roten Bluts.

Entsetzt will er umkehren, aber da gibt es kein Zurück mehr, die Menge, die hinter ihm herstürmt, verschluckt ihn, schiebt, drängt, stößt ihn vorwärts, aufwärts! Nach Glanz und Sonne lechzend, stürmt er weiter, klimmt über Hügel von Zerschmetterten hinweg, tritt unter seine Stiefel, was sich noch regt, nur hinan, hinan die blutige Straße!

Bis nah an die sonnbeglänzte Höhe reicht schon der Wall von menschlichen Leibern. Im Schweiße seines Angesichts, kletternd und watend, arbeitet er sich die Leichenböschung empor. Nur ein niedriger Felsgrat ist noch zu bezwingen, der darüber hinausragt wie starrendes Gletschereis aus Moränen. Schon glaubt er die reine, befreite Bergluft zu trinken. Seine Schläfen hämmern, rote Nebel gaukeln vor seinen

Blicken, zu Boden sinken möcht' er vor Erschöpfung. Sehnsüchtig späht er nach den Palmen und Palästen, die er aus der Ferne geschaut — aber die sind verschwunden, wie weggeblasen. Sehnsüchtig sucht sein Auge den heiteren Himmel, das Licht. Aber eine dumpfe stahlgraue Dunstschicht hat sich über das Firmament gebreitet und die strahlende Sonne in einen düster schwelenden Klumpen verwandelt. Matt, verschleiert wie ein ausgeronnenes Auge glost sie unheimlich auf die wahnsinnigen Menschen nieder.

Ein trostlos verschlacktes Stück Erde liegt vor ihnen, nicht anders als jenes, das sie eben verlassen. Langsam beginnt es sich in graubraune Fetzen einzuhüllen wie ein armes hungerleidendes Weib, das fröstelt. Die Nebel der Niederung sind es, die hinter den Siegern bergan gekrochen kommen und über die Hochfläche den Schwaden der Tiefe ausbreiten, mit Kohlenrauch geschwängert und Blutgeruch von hunderttausend Leichen. Dichter und dichter ziehen die stickigen Wolken sich um sie zusammen, schwer atmen die Lungen, arbeiten und keuchen wie Maschinen . . .

Siehe, da heben sich plötzlich alle Hände und weisen in die Ferne wie auf eine Erscheinung. Ein blinkender Berggrat, der die kahle Ebene begrenzt und in senkrechten Felswänden aus ihr aufsteigt! Gleich einer Fata morgana, duftig und hell, schwebt das Bild über der braunen, klebrigen Atmosphäre, ragt daraus empor wie eine südliche Insel aus schmutziger Brandung, lockt aufs neue die Menschen, um sie vielleicht aufs neue zu narren. Und wieder

sieht man Palmenhaine auf der fernen sonnigen Höhe, und wieder grüßen weiße marmorne Türme und Tempel unter ewig strahlend heiterem Himmel . . .

Da wurde ihm unsagbar weh ums Herz vor Enttäuschung und Sehnsucht. Wie ein körperlicher Schmerz war es, der ihn stöhnend erwachen machte. Und er gewahrte den ersten Schein des Frühlichts auf dem Fenster seiner Kammer. Mühsam versuchte er sich zurecht zu finden. Und allmählich fiel ihm alles wieder ein: Sozialdemokratie . . . Streik . . . Brasilien . . .

Leise stand er auf und begann sich anzukleiden. Wie eine Maschine tat er es, dumpf und fast gedankenlos. Ein Gefühl hatte er, daß er lieber dageblieben wäre. Bei der Mutter. Bei Franzi. Was ließ sich machen? Die Organisation war zu mächtig.

Und alles, was er dachte, war immer wieder dasselbe: „Ist einmal nicht anders . . . Was kann man machen? . . .“

* * *

In derselben Nacht hatte auch die Mutter einen Traum.

Eine Menge Volkes wartete vor dem Portal einer Kirche. Aus dem Innern tönten Orgelklänge und Gesang. Aber niemand konnte eintreten, denn das Tor war verschlossen.

Sie selbst stand mitten in der Menge, ihr Kind auf dem Arm, ihren Sohn. Der war aber noch ganz klein, ein oder zwei Jahre, und schön wie ein Christusknabe. Zärtlich preßte sie ihn an ihre Brust,

blickte ihm in die großen Augen, legte ihren Arm schützend um ihn, daß ihm kein Schaden zugefügt werde durch die vielen Menschen, die ungestüm gegen den Eingang drängten und an die Pforte pochten. Denn immer blieb das Kirchentor verschlossen.

Schließlich wurden die meisten unwillig und entfernten sich fluchend, einer nach dem andern. Nun stand sie allein vor der verschlossenen Tür, ihr Kind in den Armen. Sie brachte es nicht über sich, sich loszureißen, denn die schier überirdischen Klänge, die aus dem Innern drangen, hielten sie mit unwiderstehlicher Gewalt.

Plötzlich springt die Pforte krachend auf, und eine Stimme wie Posaunen des Gerichts heißt eintreten, die da harren.

Ängstlich blickt sie um, nach den andern, die mit ihr warteten, aber sie sind alle fort, verschwunden. Da drückt sie sich zitternd hinter eine steinerne Säule und wagt kaum zu atmen. Aber ein Engel in goldenen Locken und strahlendem Gewand faßt sie an der Hand und führt sie in die hohe düstere Halle, wo die brausenden Orgeltöne rollen. Schwarz wie Särge starren die leeren Kirchenbänke, aber vom Altar dringt durch bläuliche Weihrauchwolken tausendfacher Lichterglanz wie der milde Schimmer des Sternenhimmels.

Demütig und verschämt schreitet sie an der Hand ihres Führers durch die riesige Halle und wagt es nicht, die Augen aufzuschlagen.

Vor dem Altar läßt er sie allein. Sie sinkt in

die Knie, das Kind an sich drückend. Zögernd hebt sie den Blick. Da fällt wie ein beengendes Gewand die Furcht von ihr, und sie sieht einen Kranz holdseliger Engel, kleine und große, die aus Notenblättern singen und silberne Weihrauchfässer schwingen. Und inmitten der Glorie, Christus, der ernst und mild auf sie niederschaut. Die roten Wundmale scheinen zu glühen. Zu seiner Rechten Maria, die Himmelskönigin, in blau und rosenfarbenem Gewand. Die neigt sich in unsäglicher Güte zu dem Kinde nieder und streckt wie segnend die Hände aus . . .

Da erwachte die Mutter und erkannte, daß es nur ein Traum war. Sie lauschte zu ihrem Sohn hinein, der atmete schwer und wälzte sich auf seinem Lager.

Alles fiel ihr wieder ein . . . Sozialdemokratie . . . Streik . . . Brasilien . . .

Aber sie bäumte sich nicht mehr dagegen. Eine wunderbare Zuversicht wohnte in ihrem Herzen. Mochte er hinausziehen in die Fremde, es gab eine Vorsehung, die über ihm wachte. Und vielleicht lag es in ihrem ewigen Plane, ihn auf so weiten Umwegen zu Gott, zum Glauben zurückzuführen, die sündigen Parteigötzen, die er verehrte, nach ihrem wahren Wert erkennen zu lassen! Sind die Ratschlüsse des Herrn nicht unerforschlich? War es nicht wie eine Vorbedeutung, daß sie im Traume ihr Kind an die Stufen des göttlichen Thrones getragen hatte? Hatte nicht Maria sich geneigt, die schmerzhafte Mutter, die all ihren Kummer verstehen mußte wie niemand sonst? . . .

Sie betete: „Herr, Gott, dein Wille geschehe!"

Jetzt hörte sie den Sohn nebenan, der aufgewacht war und sich leise ankleidete. Sie erschrak heftig.

So war der Tag gekommen!

* * *

Wie tot liegt die Fabrik da. Kein Rauch steigt aus dem Schlot. Es ist, als ob einer zu atmen aufgehört hätte.

Mehrere von den Arbeitern richten ihre Blicke hinauf. So fremd, so traurig sieht er aus ohne Rauch. Es tut ihnen ordentlich weh, daß sie ihm zum Abschied das antun mußten, dem langen roten Gesellen.

Ernst und gefaßt stehen die Männer beisammen. Kein lautes Wort fällt. Schweigend schütteln sie einander die Hände, schauen sich in die Augen. Die Weiber flüstern untereinander und wischen sich mit dem Rücken der Hand die Tränen ab.

In der Ferne hängen ein paar Strichregen vom Himmel auf die Erde nieder. Der kalte Novembermorgen, die trostlose Ebene, die vielköpfige Menge, die von Minute zu Minute anschwillt, alles ist in dieselben Farben gekleidet: Farben der Armut.

Still ist es wie auf einem Kirchhof. Aber da kommt ein Trupp junger Burschе an, mit Bündeln und kleinen Koffern, Reisig auf den Hüten wie Rekruten. Sie jauchzen und sind angezecht. Juchhe! Es lebe Brasilien!

Einer aus ihrer Mitte ruft einen Dastehenden an: „So, jetzt kannst wieder arbeiten, die Rädelsführer gehen!"

Der Angeredete ist ein bärtiger Mann mit finsterem Gesicht, der zwei Kinder von drei und fünf Jahren an den Patschhänden hält.

Einen Blick voll Neid und Sehnsucht schießt er auf den Spötter hinüber, dann senkt er ihn wie beschämt auf die mit Wasser gestriegelten Köpfe seiner Kleinen.

Den ersten reut sein Wort. „Laß gehen," sagt er; „wenn wir drüben sind, schreiben wir euch, dann kommt ihr nach!"

Da bildet sich schon der Zug. In Reihen, sechs Mann hoch, setzen sie sich in Bewegung. Wie Soldaten marschieren sie los, Reih' um Reih'. Mancher hat sein Mädel zur Seite, das ihm das Bündel trägt. Die Zurückbleibenden umdrängen sie in Schwärmen oder laufen vor ihnen her. Eltern und jüngere Geschwister hängen sich an die Scheidenden.

„Wir begleiten euch! Nur ein Stück noch begleiten wir euch!"

„Alles mit!" heißt es. „Feierliches Geleit bis zum Bahnhof!"

Ein hagerer alter Mensch springt zur Seite auf eine Tonne. Sein Auge ist unstet, fanatisch, wie es über die Menge hinschweift. Mit lauter Stimme ruft er: „Genossen und Genossinnen! Haltet Ruhe und Ordnung, wenn es durch den Ort geht! Sie sollen sehen, daß wir Arbeiter sind!"

Das Wort zündet. Ja, das sollen sie sehen! Und aus tausend Kehlen steigt zum grauen Morgenhimmel das Lied der Arbeit . . .

Als der Zug den Hauptplatz erreichte, fand er alle Straßenausgänge von Landjägern besetzt.

„Nur die Auswanderer dürfen durch!" hieß es.

„Warum denn? — Warum? — Wir wollen sie ja nur begleiten!"

Die Masse staute sich. Dicht gedrängt standen alle beisammen.

„Was ist denn los? — Warum dürfen wir sie nicht zum Bahnhof begleiten?"

In den vordersten Reihen ging es ans Abschiednehmen. Man hörte Weiber aufschluchzen.

„Leb wohl! Leb wohl! Vergiß nicht aufs Schreiben!"

„Zurück, die nicht abreisen!" riefen die Landjäger.

Das war leicht gesagt. Viele wollten zurück, aber die andern drängten vor.

„Laßt uns durch, wir versäumen den Zug!"

„Laßt die Auswanderer durch!"

„Zurück! Platz machen!" schrien die Landjäger und stießen mit den Gewehrkolben in die Menge. Weiber und Kinder kreischten. Ein mörderisches Gedränge entstand. Hilferufe wurden laut.

„Wozu das alles?" rief es aus der Menge. „In schönster Ordnung hätten sie uns begleitet!"

„Zurück! Platz machen!" schrien die Landjäger und stießen mit den Gewehrkolben in die Menge.

Truppweise passierten die Auswanderer die Kette. Ein kräftiger junger Mensch, der ein Kofferchen

in der Hand trug, pflanzte sich trotzig vor den Postenführer, der die Pässe vidierte.

„Jetzt — warum soll meine Mutter mich nicht bis zum Bahnhof begleiten dürfen?"

Das alte runzlige Weib klammerte sich an seinen Arm und weinte herzbrechend.

„Zurück, wer nicht dazu gehört!" rief der Postenführer.

„Warum, will ich wissen! Warum?"

„Zurück, wer nicht dazu gehört!"

„Warum?" sagte der Auswanderer.

„Zurück!" sagte der Landjäger.

Der junge Mensch schäumte vor Wut. Aber er beherrschte sich.

„Sie wollen uns den Abschied von der Heimat leicht machen," sagte er. „Leb wohl, Mutter! Geh zurück!"

Er küßte die Alte, die schluchzend mit ihren knochigen Armen seinen Hals umschlang.

„Geh, geh, Mutter! Es wird eine Zeit kommen ... Wir wollen hoffen ... Geh ... geh ... leb wohl!"

Er riß sich los, wies den Paß vor und eilte den Genossen nach. Er war schon einer der letzten.

Aber die Alte wollte noch nicht von ihm lassen. Für das ganze zukünftige Leben sollte sie ihn verlieren, ja — das war Gottes Wille. Aber diese Viertelstunde gehörte er noch ihr, nach menschlichem und göttlichem Recht!

So ähnlich fühlte sie es, und entschlossen machte

sie einen Versuch durchzuschlüpfen, ihm nach. Ein Landjäger stellte sich ihr in den Weg. Sie stieß ihn zur Seite, aber ein zweiter faßte sie an den Handgelenken und drängte sie zurück in die Menge. Sie stöhnte unter dem eisernen Druck seiner Fäuste, rang mit ihm, allein spielend bewältigte er sie und zwang sie auf die Knie. Da biß sie ihn in die Hand, daß die Muskeln knackten. Seinen Schmerz überwindend, riß er das Gewehr von der Schulter und traktierte sie mit Kolbenstößen. Seine Nebenmänner sprangen ihm bei, hielten, indem sie mit ausgestreckten Armen ihre Gewehre als Barriere gebrauchten, die unheimlich murrende Menge im Zaum.

Auch ein Offizier von den Landjägern eilte herzu und herrschte das alte Weib an: „Zurück, oder ich lasse sie arretieren!"

Da fuhr sie ihm schon mit beiden Händen ins Gesicht und kratzte ihn, daß ihm das Blut in den Bart rann. Aber er behielt seine Fassung und hieb sie nur mit der flachen Klinge über den Rücken.

Sie biß, kratzte, schlug um sich und spie gleich einer Rasenden. Wie ein wildes Tier wehrte sie sich gegen fünf oder sechs Männer, die mit Kolben und Bajonetten auf sie eindrangen. Nur mit vieler Mühe wurde sie endlich überwältigt und an beiden Händen gefesselt.

Die Menge war inzwischen durch die vorrückende Gendarmerie zurückgedrängt worden. Unter Kreischen und Schreien der Weiber und Kinder floh sie gegen die Straße, durch die sie eine halbe Stunde vorher

so stolz auf ihre Zucht und Ordnung einmarschiert war.

Am unteren Ende des Platzes, der schon gesäubert war, stand die alte Mutter aufrecht, allein, von zwei Jägern mit aufgepflanztem Bajonett bewacht wie ein Mörder, ein gefährliches Raubtier. Wütend zerrte sie an den Handschellen, die ihre Gelenke umklammerten. Sie fühlte: ihr Recht hatte man geknebelt, ihr Mutterrecht, die letzten Minuten an der Seite ihres Sohnes auszuharren, den sie fürs Leben, fürs ganze Leben verlor!

Und diese himmelschreiende Vergewaltigung sah der Himmel ruhig mit an? Stand ihr nicht bei in ihrem heiligen Recht? Schleuderte keinen Blitz gegen die rohen Überwinder? Und sie hatte doch mit Gott in der letzten Nacht so innig Zwiesprache gehalten? Warum rührte er sich nicht, wenn er seine Geschöpfe liebte? Ah — vielleicht war alles ganz anders eingerichtet, als sie bisher geglaubt hatte! Sagte ihr Sohn nicht immer, daß die Starken Kindermärchen erfinden, um die Schwachen zu knechten?

„Hoch die Sozialdemokratie!" schrie sie aus Leibeskräften.

Die beiden Landjäger, die ihr zur Seite standen, geboten ihr Schweigen und pufften sie mit Fäusten in die Seite.

„Hoch die Sozialdemokratie!" schrie sie aus Leibeskräften.

Der Offizier, der sich noch immer das strömende Blut vom Gesicht wischte, trat heran und redete güt-

lich auf sie ein, zu schweigen, es sei zu ihrem eigenen Besten.

Sie hörte nicht auf ihn und schrie aus Leibeskräften: „Hoch die Sozialdemokratie! Hoch die Sozialdemokratie!"

Ihre Hände mochten sie fesseln, ihre Zunge konnten sie nicht knebeln.

„Hoch die Sozialdemokratie!" scholl es nun auch aus dem Gewühl der Arbeiter. Ein wüstes Gejohle, hundertstimmig. Und wie eine Mauer stand plötzlich die flüchtende Menge fest.

Mit gefälltem Bajonett, wie im Kriege, rückte eine Schwarmlinie von Landjägern gegen sie vor. Ein furchtbarer Hagel empfing sie. Man hatte an die scharfkantigen Steine nicht gedacht, die zur Straßenbeschotterung allenthalben in ganzen Haufen aufgeschüttet lagen.

Haßerfüllt standen die Gegner einander gegenüber. Ein regelrechter Kampf entwickelte sich. Auf beiden Seiten wälzten sich Verwundete in ihrem Blute.

Plötzlich erschollen Kommandorufe. Unglaublich rasch und exakt konzentrierte sich die Gendarmerie. „Feuer!" Eine knatternde Gewehrsalve, durchdringend, erschütternd, aber ganz kurz, wie der jäh abgebrochene Ton einer riesigen Rassel . . .

Einen Augenblick war es ganz still. Dann erfüllte jämmerliches Wehklagen die Luft. In wilder Hast, kopfüber flüchtete die Menge durch die enge Straße zurück.

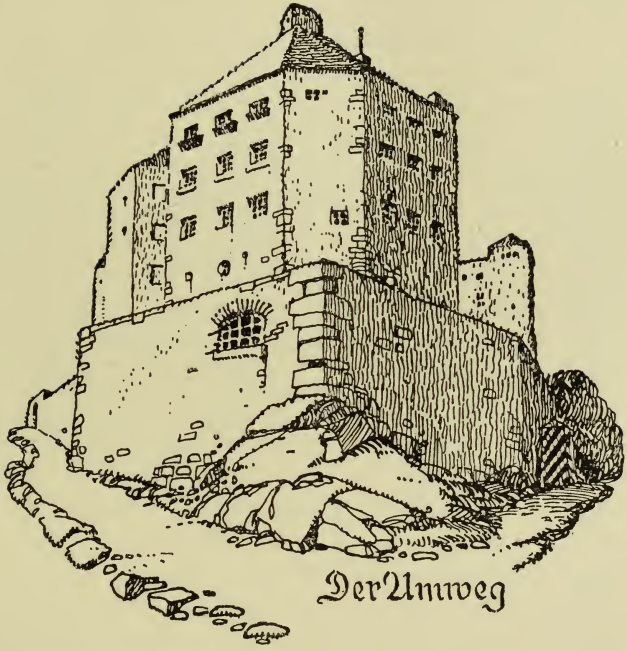
Ganz kaltblütig und ruhig stand der Offizier

mitten auf dem Platz. Er zündete sich eine Zigarre an wie einer, der seine Arbeit getan hat. Jetzt wurde er wieder auf das alte Weib aufmerksam, das sich noch immer auf derselben Stelle befand. Sie schrie ununterbrochen und zerrte wie wahnsinnig an ihren Ketten.

Langsam, gemächlich schlendernd und den Säbel auf der Erde schleifend, näherte sich der Offizier und gab einen Wink, sie nach dem Polizeiarrest abzuführen. Ein Gendarm eskortierte sie. Sie ging gutwillig vor ihm her in ihren Handschellen, durch die stillen Seitenstraßen und Winkelgäßchen. Nur von Zeit zu Zeit kreischte sie auf und schrie aus Leibeskräften: „Hoch die Sozialdemokratie! Hoch die Sozialdemokratie!“

Dann flogen klirrend die Fenster auf, und die Leute steckten die Köpfe heraus.

„Eine Rädelsführerin!“ hieß es. „Man sieht, wie notwenig es war, sich vorzusehen!“



Der Umweg

Der Umweg.

Gut eine halbe Stunde lang mußten sie suchen, ehe sich unter der Sträflingswäsche ein Hemd fand, das genügende Halsweite für den Jöbstl hatte. Und als sich endlich eines fand und der Jöbstl es anzog, da stellte sich heraus, daß der Kragen immer noch zu eng war. Der Aufseher versuchte den Knopf mit Gewalt zuzumachen, weil es sich für einen Sträfling nicht gehört, daß ihm der Hemdkragen offensteht. Und der Jöbstl hielt still und ließ es sich gefallen. Er schmunzelte sogar, denn er dachte, nützen würd' es doch nichts, und der Knopf halt einfach nicht zugehen. Es schmeichelte ihn fast ein wenig, daß von den vorhandenen Hemden just ihm keines passen wollte. Der Aufseher schnürte ihn wie nicht gescheit, ein fettleibiges Frauenzimmer, das schlank aussehen möchte und sich den Bauch mit dem Mieder zusammenraidelt, braucht nicht so viel Gewalt, als wie der Aufseher brauchte, um Jöbstls Hals ins Hemd zu zwängen. Aber schließlich gelang es doch, und der Knopf war zu. Nur daß jetzt der Jöbstl geschwollene Adern an den Schläfen und auf der Stirn bekam, dick wie Regenwürmer. Rot und blau wie der Kopf eines Truthahns wurde sein Gesicht, und zu arbeiten fing es

an in seiner Brust, als ob er die drei oder vier Holzsägemühlen, die daheim in seinem Dorf standen, verschluckt und ins Strafhaus mitgebracht hätte.

„Rochezen tut er — rein wie eine Sau!" sagte der Strafhausaufseher ärgerlich.

„Wenn mich vielleicht," bemerkte der Föbstl bescheiden, „zufällig ein Schlagel treffen sollt' — mein Josel, ich kann nichts dafür!"

Föbstls Tod wollte der Aufseher aber doch nicht auf dem Gewissen haben. Also machen wir lieber den Knopf wieder auf, dachte er. Der Knopf kam ihm zuvor und hüpfte ihm mit einem Freudensprung entgegen. Es war nichts zu machen, das Hemd mußte offen bleiben. Ohnedies zog der Föbstl nur wie durch einen Strohhalm Luft in sich ein, auch wenn der Hemdkragen sperrangelweit offen stand, und wenn nicht ihrer drei oder vier — eine Holzsägemühle wenigstens rasselte immer in seiner Brust, das war gar nichts Besonderes, das war ganz das Normale. Weil er nämlich, um es möglichst schonend auszudrücken, einen etwas zu dicken Hals hatte.

Gut, so bleibt das Hemd offen, strangulieren darf man einen Sträfling nicht, der nicht dazu verurteilt ist. Der Aufseher drückte ein Auge zu und suchte unter den übrigen Kleidungsstücken etwas Passendes. Das fand sich geschwind; mit Ausnahme des Halses war der ganze Mensch z'nicht. Auch die kleinste Nummer schlotterte noch an ihm, aber zu weit tut nichts, nur zu eng bereitet Verlegenheiten. Also bekam der Föbstl einen Anzug aus leichtem

grauen Drell an, der war so lustig und angenehm in dieser warmen Jahreszeit, wie kein Baron es sich besser wünschen konnte. Der Aufseher hatte es lang nicht so gut in seiner dicken Tuchuniform, wie der Jöbstl, und sah noch obendrein nicht viel mehr gleich als einem Briefträger, nur daß die Aufschläge und Litzen violett, nicht orangegelb waren. Dagegen nahm sich freilich die Dienstkappe des Aufsehers, die fast an eine Offizierskappe erinnerte, bedeutend vornehmer aus als die aschgraue Sträflingsmütze, die für den Jöbstl bestimmt wurde. Indessen fand Jöbstl, daß die Aschgraue in die Haut hinein gut genug für ihn sei. So nett beisammen war er überhaupt noch nie gewesen, meinte er, in seinem Leben nicht! Nirgends ein Flicken, nirgends ein Loch. Ordentlich ging es zu in der Anstalt — alles, was recht ist! Als er aber die Mütze aufprobierte, wurde er daran erinnert, daß sie ihm das Haar wurzweg abgeschnitten hatten und den Bart auch. Und was das Schlimmste war: seinen Samprell (Sans-pareille, Schnupftabak) hatten sie ihm weggenommen; denn als er unwillkürlich mit der ihm eigenen gewohnheitsmäßigen Bewegung in die Seitentasche fuhr, um nach der Dose zu greifen, zog er enttäuscht die leere Hand zurück. Da wurde er traurig.

„Vorwärts!“ sagte der Aufseher und ließ ihm den Vortritt. Ins Erdgeschoß führte er ihn hinunter, wo die Werkstätten waren. Bei einer niederen Tür traten sie ein, der Aufseher hatte wirklich Manieren, er ließ ihm abermals den Vortritt. Jetzt waren sie

also in der Tischlerwerkstatt. Dort arbeiteten schon ihrer drei, auch Sträflinge natürlich. Nun zeigte es sich, daß der Aufseher doch keine Manieren hatte. Er hätte den Jöbstl vorstellen können, das hätte sich gehört. Tat es aber nicht. Bloß der Hobelbank stellte er ihn vor und wies ihm seinen Platz an. Ein großer Hobel lag da, eine sogenannte Rauhbank, das war dem Jöbstl gerade recht; als er jedoch mit dem Daumen die Schneide befühlt hatte, begann er zu murren und sah sich nach dem Schleifstein um. Der Aufseher meinte, der Hobel sei lang scharf genug, aber der Jöbstl wies ihm auf dem Brett, das sein Vorgänger zurückgelassen hatte, die Stellen, die unsauber geglättet waren.

„Das ist keine Arbeit nicht! Schämen tät' ich mich, so etwas zu machen!"

Was ließ sich dagegen einwenden? Gut Werkzeug ist halbe Arbeit! Der Aufseher gab nach, holte Wasser und füllte den kleinen Holztrog, in dem der Rutscher lag. So war es recht!

Befriedigt wetzte der Jöbstl das Hobeleisen auf dem Steine. Er brauchte gar nicht hinzusehen, er hatte es in den Fingerspitzen. Mit den kleinen roten Augen musterte er inzwischen verstohlen die neuen Genossen, einen nach dem andern. Ein grobknochiger junger Mensch war da mit einem Kopf wie ein Kürbis, der sägte gerade ein Brett durch. Ein anderer, der mit Stemmeisen und Holzschlegel hantierte, sah aus wie ein rechtes Rabenaas, mit seinem aufgeschwemmten teigigen Gesicht, das einer Semmel glich, eh

daß sie in den Backofen kommt. Der dritte, eine endslange Heugeige mit ganz schmalem Schädel, auf dem die dichten Haarstoppel fast silbern schimmerten, leimte gerade etwas zusammen und klemmte es zwischen zwei Schraubstöcken fest.

Als das Hobeleisen scharf wie ein Rasiermesser geworden war und wieder in der Rauhbank festsaß, fing der Föbstl zu arbeiten an, daß die langen, glatten Hobelspäne sich wie Schmachtlocken ringelten. Die andern drei, die früher miteinander geschwatzt hatten, waren seit Föbstls Erscheinen stumm geworden wie die Fische. Der neue Kamerad machte sie befangen. Emsig handwerkten sie drauf los, ein jeder still vor sich hin und mit voller Aufmerksamkeit in seine Tätigkeit vertieft. Der Aufseher hatte sich entfernt, kaum der schärfste Beobachter, wenn er unversehens in diese Werkstatt getreten wäre, hätte erraten können, daß er sich in einem Strafhause befand, und daß diese zufrieden aussehenden schweigsamen Männer, die ihre Arbeit anscheinend mit so viel liebevoller Sorgfalt und Hingebung verrichteten, Kerkersträflinge waren. Nur die schweren Gitter vor den Fenstern, die grauen Drelluniformen der emsigen Schreiner sowie ihre kurzgeschorenen Köpfe und glattrasierten Gesichter hätten es ihm verraten.

Auf einmal fing der Föbstl an leise vor sich hin zu singen — wenn man es singen nennen konnte; eigentlich hatte er keine Stimme, weil er keine Luft hatte. Aber so ein bißchen gröhlen und johlen in der heimatlichen Art, das ging gerade noch.

Mochte es rosseln und scheppern dabei, soviel es wollte, gesungen bleibt schließlich gesungen, ein Schelm machts besser, als er kann. Und so sang er sich also, während er ruhig weiterhobelte, eine alte Weise aus seiner lieben Heimat und sang sie nicht bloß für sich, sondern ein klein wenig auch für die anderen. Es war wie ein schüchternes Ausstrecken der Fühler, wie ein tastender Versuch, die Natur der neuen Kameraden auszuforschen, vielleicht ein halb unbewußter Wunsch, Beziehungen zu diesen fremden Menschen anzuknüpfen, mit denen man ihn hier zusammengesperrt hatte.

Der schwere, grobknochige Bursch, der an der Säge stand, hielt ein wenig ein und horchte. Er neigte seinen Kürbiskopf, fast war es, als bewegten sich lauschend seine riesigen Ohrmuscheln, begierig, den willkommenen Schall aufzufangen. Der ganze Mensch lauschte, wurde gleichsam zum Gehörorgan, damit nur ja kein Ton verloren gehen möchte. Und nun machte er den Mund auf, setzte plötzlich an, indem er mit der Kehle gleichsam nach der richtigen Note tastete, und fiel mit der zweiten Stimme ein, während er gemächlich seine Arbeit wieder aufnahm. Jetzt spitzte auch der Blasse mit dem gedunsenen Gesicht, das wie eine unausgebackene Semmel aussah, die Ohren und lauschte. Seine stumpfen Augen fingen Feuer, im Takt pochte sein Holzschlegel auf den Griff des Stemmeisens. Und auf einmal erwischte er die Melodie beim richtigen Zipfel und hielt die dritte Stimme, ganz wie es sich gehört. Da konnte auch

die Heugeige, der lange hagere Mensch mit dem silbergrauen Schädel, sich nicht länger zurückhalten, das Lied verführte und lockte. Sein überraschend klangvolles Organ war breit und wuchtig, wie niemand es ihm zugetraut hätte. Er ließ es nur gedämpft heraus, aber es gab dem Ganzen Kern und Körper. Nun bekam der Gesang erst etwas wie ein festes Rückgrat, da der Baß zu den anderen Stimmen stieß und sie auf seine Schultern hob, gleichsam wie der starke Stützpfosten vor einem großen Bauernhaus, der drei kunstvoll übereinandergebaute Holzfölder trägt.

Ein rascher Blick aus Jöbstls kleinen roten Augen schoß aufleuchtend zu den Genossen hinüber, als sich so die ruhiggetragene Weise siegreich über das einförmige Geräusch der Arbeit emporschwang. Es wurde ihm warm ums Herz, er wußte, daß er sich unter Landsleuten befand, nur Karner (Kärntner) können so singen! Er strengte sich an, die führende Melodie recht laut und gefühlvoll herauszubringen, und wurde rot dabei wie eine Pfingstrose, weil er auch noch hobeln mußte und der Kropf ohnedies nicht Luft genug in die Lungen hineinließ. Der Atem strich ihm in krampfhaft keuchenden Stößen durch die Kehle, während aus den Winkeln des offenstehenden Mundes der Speichel troff. Aber er lachte vergnügt vor sich hin, er fühlte sich rein wie berauscht, im siebenten Himmel, und als der Sang zu Ende ging, gönnte er sich kaum Zeit zum Verschnaufen. Sogleich fing er ein zweites Lied zu singen an und später noch ein

drittes. Und jedesmal taten die anderen mit, von Jugend auf hatten sie den Rhythmus dieser Viergesänge in sich eingesogen, zugleich mit der Luft, die von den Bergen und Seen ihrer Heimat wehte. Da war nichts zu verbessern und auszustellen, und jede Note saß an ihrem richtigen Platz. Kein Ton ging fehl, wie eine Orgel stimmten sie zusammen, daß es eine helle Freude war.

Der Aufseher trat ein, gerad als sie das Lied vom langen Christoph sangen:

„St. Christoph, der du getragen hast
In Kindesgestalt den süßen Last . . . ."

Er hörte ihnen eine halbe Minute lang zu, legte vier Schnitten Kommisbrot hin und entfernte sich wieder, leise auftretend. Sie hatten sich nicht stören lassen und sangen ihr Lied zu Ende. Langsam und feierlich ließen sie den letzten Akkord verklingen, dann erst legten sie die Werkzeuge aus der Hand und bissen ins Brot.

„Tun wir jetzt unsere Jause kropfen," sagte die Heugeige, die den Baß gesungen hatte.

Darauf der junge Bursch mit dem Kürbiskopf: „Kropfen tut der Habicht; beim Menschen heißt's fressen."

Und die unausgebackene Semmel, verdrossen brummend: „Alleweil muß er wie ein Jager reden!"

„Wenn ich kein Wildpretschütz wär'," sagte die Heugeige, „so könnt' ich jetzt wo anders sein als in dieser Sommerfrischen."

Der Gesang hatte das Fremde, das anfangs zwischen den drei Erbgesessenen und dem neuen Ankömmling war, aus dem Wege geräumt. Das Band der Landsmannschaft verknüpfte sie, als Kameraden und Leidensgefährten saßen sie beisammen und aßen.

„Wie heißt denn du?" fragte der Baßsänger.

„Jöbstl."

„Und was hast angestellt?"

Eine Zeitlang kam nichts als ein gesteigertes Rosseln und Keuchen aus Jöbstls Hals.

„Gar nichts!" sagte er endlich. „Nichts, als daß ich einen Weg gegangen bin, der immer ein Weg gewesen ist. Die ältesten Leut' im Dorf wissen ihn schon als Weg."

„Wird halt doch wohl ein Verbotsweg gewesen sein?"

„Das wohl. Ein Verbotsweg schon. Das war nämlich so. Der Weg geht mitten durch den Schloßhof. Beim herentern Tor hinein, beim entern wieder hinaus. Jetzt auf einmal fällt es unserm Baron ein und sperrt alle zwei Löcher zu."

„War denn eine Tafel da?"

„Freilich war eine Tafel da. Die hat er aber herunternehmen lassen, weil er ein Karniffel ist."

„Und was ist auf der Tafel aufgeschrieben gewesen?"

„Aufgeschrieben war: Bis auf Widerruf freiwillig gestatteter Weg."

Der lange Baßsänger lachte.

„Also war der Baron in seinem Recht!“ entschied er.

Der Kürbiskopf und die unausgebackene Semmel nickten: Der Baron war im Recht, da gab's keinen Zweifel!

„Freilich, war er im Recht!“ ereiferte sich der Jöbstl; „aber jetzt haben wir halt nicht mehr durchgehen können, wenn wir vom oberen Dorf in die Kirche haben wollen.“

„War denn kein anderer Weg in die Kirche?“

„Freilich war noch ein anderer Weg. Wer mag, kann auch auf der Straße gehen.“

„Also —?“

„Mein Josel! Das ist aber gut zehn Minuten um!“

„Deswegen also hast barduh wollen durch den Schloßhof geh'n?“ fragte der Baßsänger.

„Bin auch gegangen!“ gröhlte Jöbstl und spuckte vergnügt aus.

„Wenn das Tor zugewesen ist!“

„Sind ja ihrer zehn, zwölf starke Bursche mit mir gegangen.“

„Aha!“ machte der mit dem Kürbiskopf. „Jetzt kenn' ich mich aus! Also habt ihr es eingehaut, das Tor?“

„Freilich haben wir es eingehaut. Und mit einem Mordslärm durch den Schloßhof durch und beim entern Tor wieder hinaus.“

„War denn das entere Tor nicht auch zu?“

„Freilich war es zu. Das haben wir auch eingehaut."

Jöbstl griff in den Hosensack um eine Prise Samprell. Als er die Dose nicht fand, zog er enttäuscht die Hand zurück und seufzte.

„Wie viel haben sie dir denn zudiktiert?" forschte der Baßsänger.

„Stücker zehn Jahrln," sagte Jöbstl kleinlaut.

„Da ist etwas nicht in Ordnung," bemerkte der Bursch mit dem Kürbiskopf, der ein Rechtsverständiger war und alles genau studiert hatte. „Dein Paragraph ist Nummer 83: Verbrechen des gewaltsamen Einfalls. Wenn du besserungsfähig und nicht vorbestraft bist, so kannst du höchstens fünf, sechs Monat' kriegen."

„Freilich wohl, das wär' schon richtig," meinte der Jöbstl und kraute sich hinterm Ohr.

„Hat sich der hohe Gerichtshof doch nicht am Ende geirrt?"

„A belei! Aber leider ist halt der Herr Verwalter dabeigestanden."

„Wo?"

„Beim entern Tor."

„Und —?"

Jöbstl war ganz still geworden und schnarchte nur mit offenem Munde nach Atem.

„Hast ihn niedergestochen?" rief frohlockend die unausgebackene Semmel.

„Mein Josel! Nein!" wehrte sich der Jöbstl entsetzt. „Erstochen werd' ich einen haben! Was glaubst denn von mir?"

„Also was dann?"

„Niedergehaut hab' ich ihn. Mit einem Schwartling*)."

„Kommt auf dasselbe hinaus," sagte die unausgebackene Semmel.

„Gar nicht!" wehrte der Jöbstl sich eifrig. „Gar nicht auf dasselbe kommt es hinaus! Indem, daß du nämlich ein Messer absichtlich in die Hand nehmen mußt, verstehst? Einen Schwartling aber kannst du zufällig erwischen, und weißt nicht einmal wie."

Da lachten sie alle und erhoben Widerspruch.

„Geh, hör mir auf! Jetzt will er sich schön machen! Als ob er was Feineres wär' als unsereins. Das bleibt aber allweg ein Ding: Niedergeschlagen, niedergestochen, niedergeschossen!"

Jöbstl schwieg.

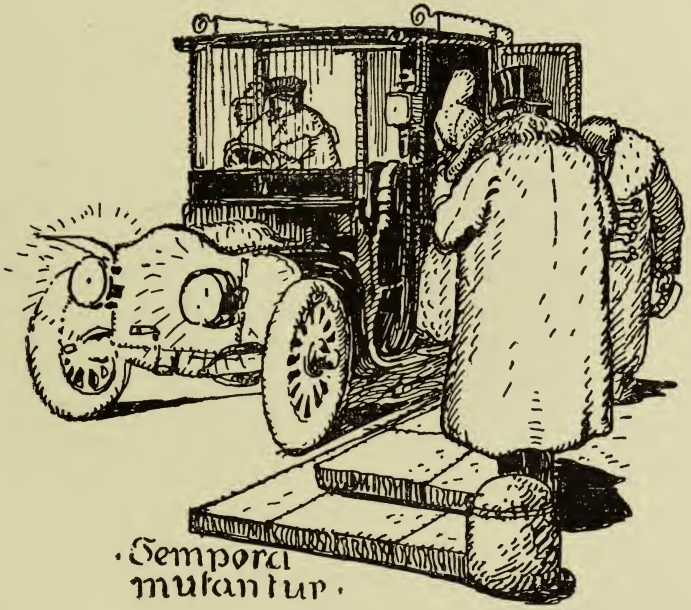
„Siehst es," sagte der lange Baßsänger, „jetzt kannst zehn Jahrln Umweg machen. Hättest zehn Minuten Umweg gemacht, wär' es gescheiter gewesen!"

„Freilich wär' es gescheiter gewesen," sagte der Jöbstl; „aber wenn der Schloßherr schon so ein Karniffel ist — soll einer sich da nicht wehren dürfen, he? Und der Verwalter, das Liatl, daß der gleich umfallen muß, wenn man ihm mit einem g'ringen Schwartling ein bissel aufs Dach klopft — das hat doch im voraus niemand wissen können!"

Er hatte sein Brot verzehrt, faßte mit beiden Händen die Rauhbank und fuhr fort mit mächtigen

*) Brett mit Baumrinde, der Anschnitt eines Sägeblockes.

Strichen über das Holz hinzugleiten. Auch die anderen drei nahmen ihre Werkzeuge wieder zur Hand, und es dauerte nicht lange, so war die kleine Werkstatt mit den vergitterten Fenstern wieder von dem gleichmäßigen Geräusch der Arbeit erfüllt, über dem wie ein Hauch von Berg und Wald und Freiheit, vierstimmig gesungen das Lied vom „Scheanen Karnerland" schwebte.


·Tempora
mutantur·

Tempora mutantur.

Die Klänge der Volkshymne brausten durch den Saal, dessen girlandengeschmückte Wände von Goldstoff flimmerten, unter dem zauberhaften Licht, das aus den Tausenden und Abertausenden rosenroter Glastulpen der Kronleuchter herniederflutete. Von Komiteemitgliedern geleitet, bewegte der Hof mit seinem glänzenden Gefolge von Uniformen sich durch das dichtgedrängte Spalier von Ballgästen gegen den Ausgang, und an der Spitze des Zuges sah man die schlanke und vornehme Gestalt des jugendlichen Erzherzogs schreiten, der in Vertretung des Kaisers auf der Patronessen-Estrade eine Stunde lang Cercle gehalten hatte und jetzt, nachdem er seinen Repräsentationspflichten Genüge getan, leutselig nach allen Seiten grüßend im Begriffe stand, den Saal zu verlassen. Allmählich kam Bewegung in die unübersehbare Menge weißer Hemdbrüste und entblößter Nacken. Die Förmlichkeiten der Eröffnung waren beendet, das eigentliche Fest konnte seinen Anfang nehmen. Die Volkshymne setzte plötzlich ab, und die Kapelle intonierte den Walzer „Kind, du kannst tanzen". Da wirbelten auch schon die Paare im Dreivierteltakt durcheinander.

Ein kleiner runder Herr, dem die Schweißperlen auf der Glatze standen, eilte die Stufen der Patronessen-Estrade empor, unter deren Baldachin eine riesige Wolke blühender Rosen schwebte. Auf der obersten Stufe stieß er mit einem Komiteemitgliede zusammen, das eine ganze Kette voll winziger Orden in Gold und Email auf der linken Frackseite trug, entschuldigte sich verbindlich, indem er ein paarmal „Pardon! Pardon!" stammelte, und schoß weiter.

„Wer ist denn das?" fragte eine der Patronessen, während sie, um ihre Heiterkeit zu maskieren, den Fächer entfaltete.

„Der? Das ist der kleine Fürth, der Chef des Hauses Schwegel und Fürth, Metallwarenexport," sagte der Komiteeherr und lächelte. „Seine kaiserliche Hoheit hat ihn durch eine längere Ansprache ausgezeichnet, das macht ihm halt eine riesige Freud'."

„Da muß er aber auch eine Nummer Eins sein?" meinte die Dame.

„Gewiß ist er das," sagte der Komiteeherr ernst. „Ein genialer Kerl in seiner Art, wenn man es ihm auch nicht ansieht, am wenigsten im Ballsaal."

Inzwischen war der dicke kleine Herr behende zwischen den glänzenden Toiletten auf der Estrade hindurchgesteuert und hatte sich einer Patronesse genähert, die, halb in die Ecke gedrückt, zwischen Lorbeerbüschen unter einem goldenen Blumenkorb voll prachtvoller Orchideen Platz genommen hatte und durch ihr Lorgnon eifrig die tanzenden Paare musterte.

„Wie geht's Liebste? Du hast ja alles aus nächster Nähe mit ansehen können — wie?"

Sie nickte ihm freundlich zu.

„Leider nur sehen. Was der Erzherzog sprach, konnte ich nicht verstehn. Worüber hat er sich so lange mit dir unterhalten?"

Herr Fürth strahlte.

„Nach der Firma hat er sich halt erkundigt und nach der Metallbranche überhaupt. Und ganz perplex war er, daß wir so viel exportieren! Du, das ist ein lieber junger Herr! Und auskennen tut er sich, man sollt's nicht für möglich halten. An dem werden wir noch Freude erleben! . . . Darf ich vielleicht," sagte er, sich verschmitzt an ihr Ohr neigend, „eine kleine Erfrischung besorgen — Frau Rat?"

„Nein, danke!"

Sie stutzte, zog die Augenbrauen hoch und blickte zu ihm auf: „Frau Rat —?"

„Ganz im Vertrauen: Ich höre, daß etwas in der Luft schwebt."

„Oho —?"

„Es heißt nämlich, daß ich durch den Titel eines kaiserlichen Rates ausgezeichnet werden soll."

„Bravo!" sagte sie lächelnd. „Wenn es dir Freude macht, so freue auch ich mich darüber."

„Persönlich halt' ich nicht viel auf solche Dinge, das weißt du. Aber der Firma gibt es immer ein gewisses Air."

„Ganz recht, das ist es . . ." sagte sie müde. Aber sogleich belebten sich die großen, leuchtenden

Augen wieder: „Hast du beobachtet, wie reizend Erna bei der Eröffnungsquadrille aussah? Ich glaube, sie ist das hübscheste Mädchen auf dem ganzen Ball."

Frau Fürth hatte sich erhoben und war an die Balustrade vorgetreten. Durch das Lorgnon suchte sie unter den unzähligen tanzenden Paaren nach ihrer Tochter. Sie war noch immer eine schöne Frau. Die hohe, stattliche Erscheinung wurde durch die großartige Toilette aus weißem Satin mit Irishornament in Silber und Skunksverbrämung aufs Vorteilhafteste zur Geltung gebracht.

Eine Weile stand das Ehepaar schweigend nebeneinander und blickte auf den Wirbel von Tänzern und Tänzerinnen nieder, von dem der ganze Saal wogte. Ein paarmal bildeten sie sich ein, das strahlende Gesicht Ernas im Gewühle auftauchen zu sehn; dann lächelten sie und versuchten es, ihrem Kinde einen Gruß zuzunicken. Aber schon der Bruchteil eines flüchtigen Augenblicks genügte, die schwankende Erscheinung wieder zu verwischen, daß sie wie für immer verschwunden schien, im endlosen Strudel der schwarzen Fräcke und blendenden Dekolletagen.

„Ich habe mich zu einem Spielchen verabredet," sagte Herr Fürth endlich. „Du entschuldigst mich eine Zeitlang — wie? Später komm' ich natürlich wieder nachsehn, ob du keine Wünsche hast."

„Leg dir meinethalben nur keinen Zwang auf," sagte sie liebenswürdig. „Ich werde mir die Zeit auch allein zu vertreiben wissen."

Sie stand noch einige Zeit an der Balustrade und

sah dem fröhlichen Treiben zu. Dann setzte sie sich wieder unter den goldenen Blumenkorb, aus dem, wie gefleckte und getigerte Giftschlangen mit aufgesperrten Mäulern, an leicht geschwungenen Luftwurzeln und Trieben die abenteuerlichen Blüten der Orchideen hingen.

Es war eine kleine Tanzpause eingetreten, die Hunderte und Hunderte von heißen Paaren promenierten jetzt unter den Klängen einer Polonaise im Saale und schwatzten vielstimmig durcheinander. Frau Fürth drückte ihr kostbares Spitzentüchlein an die Lippen, ihre Nasenflügel blähten sich kaum merkbar unter einem halbunterdrückten Gähnen. Plötzlich zuckte sie zusammen, ein außergewöhnlich hochgewachsener schwarzbärtiger Mann, den sie nicht kannte, stand vor ihr und verneigte sich.

„Darf ich Sie vielleicht um einen Rundgang durch den Saal bitten, gnädige Frau?"

Befremdet blickte sie zu ihm auf.

„Ich habe nicht das Vergnügen . . ."

Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, wie ein Automat erhob sie sich und legte ihren Arm in den seinen. Und im nächsten Augenblicke schritt sie an der Seite des stattlichen Mannes, der ihren hohen Wuchs noch um einen halben Kopf überragte, die Stufen der Estrade hinab.

Unten, als das Gewühl sie aufnahm, da kam Frau Fürth erst recht zur Besinnung. Sie neigte sich seitlich von ihm weg, um ihn besser betrachten zu können. Ihr Herz klopfte, daß man auf der zart-

geäderten Haut oder der Kante des Ausschnitts seine stürmischen Stöße hätte wahrnehmen können.

„Hab' ich Sie erschreckt?" fragte er ruhig.

„Ich bin förmlich überrumpelt worden," sagte sie, nach Fassung ringend. „Beinahe hätt' ich Sie nicht wiedererkannt. Sind Sie es denn wirklich?"

Er beugte sich lächelnd zu ihr nieder.

„Ja, ich bin es wirklich, Arthur — wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollen, sich des Namens noch zu entsinnen."

Sie fühlte, daß alles Blut aus ihrem Antlitz gewichen war.

„Habe ich mich so sehr verändert?" fragte er.

„Eigentlich nicht," sagte sie, indem sie sich bemühte, den leichten Ton der Weltdame zurückzugewinnen. „Nur den Bart tragen Sie länger, und an den Schläfen —"

„Spuren von Grau? Mein Spiegel sagt es mir. Wenn ich Sie ansehe, gnädige Frau, so scheint es mir fast unglaubwürdig."

Sie fühlte sich wie neu belebt und seufzte auf.

„Sie schmeicheln, ich weiß es. Da wir uns all die vielen Jahre nicht wiedergesehen haben, müssen Sie ja beinahe — erschrocken sein?"

„Ein freudiger Schreck, als ich Sie erblickte."

„Sie haben mich sogleich wiedererkannt?"

„Auf den ersten Blick!"

Er sprach so ruhig und überzeugt, daß es echt klang. Es tat ihr unendlich wohl. Die Musik spielte die Introduktion zu einer Quadrille, die jungen Paare

unterbrachen den Rundgang und begannen sich auf dem weiten Parkett zu ordnen.

„Wenn Sie nicht auf die Quadrille engagiert sind", sagte er, „so würde ich Sie einladen, in einem der stilleren Nebengemächer mit mir Platz zu nehmen. Ich möchte so gerne erfahren, wie es Ihnen ergangen ist, und von alten Zeiten mit Ihnen plaudern."

Sie wurde unruhig, aber in der Geschwindigkeit fand sie keinen Vorwand, seine Bitte abzuschlagen.

„Engagiert bin ich nicht," sagte sie. „Ich tanze längst nicht mehr. Ich bin sogar schon Ballmutter, denken Sie!"

„Sie scherzen!"

„Nein, leider nicht! Es ist der erste richtige Ball, den meine Älteste heute mitmacht. Freilich ist sie noch recht jung — kaum achtzehn."

„Ja, die Zeit vergeht!" sagte er . . . „Sie haben also mehrere Töchter?"

„Zwei Töchter und einen Sohn. Der ist auch schon Gymnasiast."

Sie hatten ein einsames Plätzchen in einem kleinen, lauschigen Salon gefunden, der mit Blattpflanzen geschmückt war. Niemand befand sich sonst in dem mild erleuchteten Raume, in den die Musik nur gedämpft aus der Ferne herüberklang. Sie setzten sich einander gegenüber und musterten sich gegenseitig eine Zeitlang stumm, mit aufmerksamen Blicken.

„Und Ihr Leben ist immer glücklich gewesen?" leitete er die Unterhaltung ein.

„Ich kann mich nicht beklagen."

„Das ist schon etwas. Das ist sogar ziemlich viel."

„Meine Kinder sind gesund und ganz lieb und nett, mein Gatte ist ein seelenguter Mensch und ein — ich darf fast sagen: hervorragender Geschäftsmann. Seine Tätigkeit nimmt ihn beinahe ganz in Anspruch. Er hat keine üblen Launen, keine hervorstechend schlechten Eigenschaften, er liebt mich sogar in seiner Weise. Wir leben ziemlich gesellig, besuchen alle Premieren und Konzerte, im Sommer reisen wir . . . Ich hab' es ganz gut getroffen und bin leidlich zufrieden. Und Sie —?"

„Ich —? Ich bin wieder in Europa, wie Sie sehen. Seit zwei Monaten. Und da will ich bis auf weiteres auch bleiben. Bis es mich nach neuer Arbeit gelüstet, dann empfehle ich mich wieder. Denn für einen Ingenieur ist drüben doch bedeutend mehr zu holen. Überhaupt ein ganz anderer Zug in der Sache. Nur müde wird man es manchmal ein bißchen. Besonders wenn man kein rechtes Heim hat und tun und lassen kann, was man mag. Dann ist es anstrengend. Dieses ganze geräuschvolle Leben dort und die vielen kühnen Unternehmungen und der Strudel des Vergnügens und diese prachtvollen, stolzen, gescheiten Frauen. Großartig und herrlich alles, aber keine rechte Gemütlichkeit, wissen Sie . . . Übrigens hatte ich sehr schöne Erfolge — in meinem Beruf, mein' ich natürlich."

„Sie sind unvermählt geblieben?"

„Ja."

„Und waren die ganze Zeit drüben?"

„Nahe an zwanzig Jahre."

„Ich hörte damals wohl davon, daß Sie hinübergegangen wären . . . ."

Sie stockte und fragte lächelnd, indem Sie sich vorneigte und ihm unsicher in die Augen sah: „Es geschah doch nicht — aus Liebesgram?"

„Aber gnädige Frau, was denken Sie denn von mir!"

Sie schwiegen eine kleine Weile, dann sagte er ernst: „Wissen Sie, um aufrichtig zu sein — leicht ist es mir damals nicht geworden, den Gedanken an Sie aufzugeben. Ich hatte Sie ganz verdammt lieb . . . . Aber die eigentliche Ursache, warum ich hinüber ging, war es nicht. Ganz einfach: es boten sich mir verlockende Aussichten, meinen Weg zu machen, das war der Anlaß. Und ich hab' es nie bereut. Eigentlich bin ich Ihnen nachträglich dankbar gewesen."

„Dankbar? Nun also sehen Sie!" sagte sie ein wenig enttäuscht und lachte gezwungen.

„Ja, wirklich und aufrichtig dankbar! Trotz des Schmerzes, trotz der Enttäuschung, trotz der Ernüchterung, die mir die Trennung damals verursacht hatte. Denn im Grunde wäre es doch eine Unklugheit gewesen."

„Warum eigentlich?"

„Ich war doch überhaupt noch viel zu jung, um zu heiraten. Viel zu unerfahren!"

„In der Liebe hatten Sie allerdings schon ge-

wisse Erfahrungen hinter sich!" flammte sie plötzlich auf, während eine leichte Röte in ihre Wangen stieg.

Er stutzte, lehnte sich in die Kissen zurück und blickte ihr forschend ins Antlitz.

„Eigentlich wär' ich Ihnen dankbar, gnädige Frau, wenn Sie mich nachträglich darüber aufklären wollten, warum Sie mir damals jenen herzlosen Brief schrieben, der unsere heimliche Verlobung löste."

„Warum?" sagte sie, sich aufrichtend. „Weil ich mich betrogen fühlte!"

„Das ist ein etwas starker Ausdruck, den Sie da gebrauchen."

„Ich finde keinen andern, der der Wahrheit näher käme. An dem Tage, bevor unser Verlöbnis öffentlich gemacht werden sollte, erfuhr ich durch einen anonymen Brief, daß ich nicht die erste war, die Sie mit Ihrer Neigung beehrten."

„Also wegen eines anonymen Briefes!" sagte er bitter.

„Ich überzeugte mich davon, daß er die lautere Wahrheit enthielt. Denn ich habe jene — Putzmacher-Mamsell selbst aufgesucht, die Ihre Geliebte gewesen war, bevor Sie mich kennen lernten."

„Also, wenn ich ohnedies mit ihr brach, als ich Sie kennen lernte —?" sagte der Ingenieur; „was wollen Sie mehr?"

„Sie sind frivol!" brach sie empört aus. „Können Sie nicht begreifen, was alles in mir zusammenstürzte? Ich war ein junges Mädchen aus guter Familie, das Ihnen in unschuldsvoller Hingebung

die Pforten ihres reinen, unberührten Herzens jubelnd aufgetan hatte, ohne zu ahnen, daß Sie — aus den Armen einer andern kamen!"

Er zuckte die Achseln und schwieg. Wie aus weiter Ferne klangen die Rhythmen der „Ballsirenen" in das versteckte Zimmer, in dem sie saßen, halb beschattet unter den riesigen Fächern einer Latania.

Endlich sagte der Ingenieur mit einer Stimme, in der leichter Spott lag: „Die kleine Putzmacherin, die eine so bedeutsame Rolle in Ihrem Leben gespielt hat, wird mich vermutlich wacker verleumdet haben."

„Verleumdet meinen Sie? Nein, da tun Sie ihr Unrecht. Die hatte sich längst getröstet, das können Sie mir glauben! Sie lobte Sie sogar über den grünen Klee und redete mir förmlich zu, recht glücklich mit Ihnen zu werden."

„Und trotzdem?"

„Vielleicht eben deshalb. Gott, wenn Sie wüßten, wie ich geweint habe! Aber ich hatte meinen Mädchenstolz. So einen Bräutigam aus zweiter Hand gewissermaßen — nein, dafür bedankte ich mich lieber."

„Und Ihren Herrn Gemahl, den bekamen Sie dann natürlich aus allererster Hand?"

„Von ihm wußte ich wenigstens nichts. Und dann war ich auch reifer geworden inzwischen .... Sie waren meine erste Liebe gewesen. O was für ein Blütenreich träumt sich da ein junges Mädchen, das in einer reinen häuslichen Atmosphäre aufge-

wachsen ist! Falsch vielleicht — meinetwegen! Aber doch voll Schönheit und Poesie!"

„Kann das Falsche auch voll Schönheit und Poesie sein?"

„Warum nicht, da die Wirklichkeit so leer davon ist? Leider fährt nur allzuleicht der Frost in so einen jungen Frühling, wie es mir geschah. Aber müßte es sein?"

„Nein, wenn man die Mütter unserer künftigen Kinder rechtzeitig daran gewöhnen wollte, Mannes-wert nicht nach mädchenhaften Tugenden einzu-schätzen."

„Ich bin nicht für die Aufklärerei", sagte sie nervös abwehrend. „Das Leben, wie es nun einmal ist, lernt man früh genug kennen. Ein junges Mädchen soll ahnungslos sein wie ein Engel. Besteht nicht gerade darin ihr süßester Zauber?"

„Die Mädchen von drüben, die dem Leben ziem-lich offen ins Auge schaun, verlieren dadurch nicht an Charme."

„Es kommen ja auch bei uns allmählich solche Meinungen auf, ich weiß es; aber ich kehre mich nicht daran. Ich habe meine Tochter genau so er-zogen, wie ich selbst erzogen wurde."

„Wird Ihnen dies gelungen sein?" fragte er, ein skeptisches Lächeln auf den Lippen.

„Warum nicht?"

Er dachte nach.

„Ich bin kein Pädagog. Aber soweit ich das Leben kenne, so scheint mir, daß es eigentlich gar

nicht die Eltern sind, die die Kinder erziehen, wie sie selbst immer meinen."

„Das klingt etwas paradox!"

„Ich glaube, daß eine jede Generation das, was sie ist, unabhängig von der vorhergegangenen wird, vielleicht sogar im Gegensatz zu ihr."

„Und Sie meinen, daß sich die jetzige von der früheren wesentlich unterscheide?"

„Es liegt mindestens ein halbes Jahrtausend dazwischen!"

Frau Fürth lachte und widersprach. Sie redete sich mit Absicht in Eifer. Es war ihr lieb, daß das Gespräch unversehens sich vom Persönlichen entfernt und einen allgemeinen Charakter angenommen hatte. Sie sorgte dafür, daß es die eingeschlagene Richtung nicht mehr verließ, und gewann allmählich die gewohnte königliche Ruhe und volle Herrschaft über sich selbst zurück. So gerieten sie vom Hundertsten ins Tausendste und befanden sich mitten in einer ebenso angeregten als harmlosen Unterhaltung, als plötzlich ein hochgewachsenes Mädchen ins Zimmer stürzte, mit einer in Auflösung begriffenen Ballfrisur. Ein Strähn des schimmernden Blondhaars war auf der einen Seite bis in den Nacken hinabgesunken, daß sie fast einer jungen, blühenden Walkürenmaid glich.

„Mama, wo steckst du doch, ich suche dich wie eine Stecknadel! Sieh bloß meine Coiffüre! Was läßt sich da machen?"

„Aber Kind, Kind, wie siehst du aus!"

Die Mama hatte sich erhoben und zog sie eilends mit sich fort in einen Nebenraum, wo für Spiegel und die notwendigsten Toilettegegenstände gesorgt war. Der Ingenieur lauschte in Gedanken versunken auf die Klänge der fernen Musik. Man spielte jetzt die „Liebeswalzer". Er dachte an das Land jenseits des Ozeans und fand, daß er doch eigentlich fremd geworden sei, hier, in seiner Heimat . . .

Als die Damen zurückkehrten, trug das junge Mädchen ihr reiches Haar nur ganz lose und einfach aufgesteckt, und ihm schien, daß es so ihren vornehmen Kopf viel natürlicher und freier kleidete als früher, wo es zu einem modischen Aufbau verkünstelt gewesen war. Er war aufgestanden und bat darum, dem Fräulein vorgestellt werden.

„Es ist ganz verblüffend, wie Sie Ihrer Mutter gleichen", sagte er, von ihrem Anblick bezaubert.

„Wirklich? Das hat mir noch niemand gesagt!"

Sie errötete, und indem sie ihre Mutter umfing, meinte sie lachend: „Dann bin ich ja schön!"

„Geh, geh!" sagte die Mutter abweisend und kühl. „Herr Ingenieur Klausen meint es nicht so. Er will sagen, du glichest mir, wie ich als junges Mädchen aussah."

„Kennen Sie meine Mutter schon so lange?"

„Es ist nicht so übermäßig lange her, gnädiges Fräulein", sagte er galant. „Hätten Sie vielleicht noch einen Tanz frei?"

„Sie tanzen noch?" fragte Frau Fürth mit leiser Spitze unter einem starren Lächeln.

„Noch? Nein! Wieder! Das heißt, wenn ich eine Tour bekomme."

Fräulein Erna blätterte in ihrem Tanzkärtchen

„Gewiß! Den nächsten Walzer zum Beispiel, wenn es Ihnen recht ist. Die ‚Rosen aus dem Süden'."

„Gott, gibt es die noch immer?" sagte Frau Fürth, indem sie den Arm annahm, den der Ingenieur ihr bot. „Dazu hat man ja schon zu unserer Zeit getanzt!"

Herr Klausen lachte.

„Die Lieder sind noch dieselben, aber die Vögel sind andere geworden."

Er führte sie in den Saal und auf die Patronessen-Estrade zurück, während Erna neben ihnen herschritt, als wäre sie ihre Tochter. Als er die Stufen wieder herabkam, wartete das schöne große Mädchen auf ihn. Er legte seinen Arm um ihre Mitte und wirbelte mit ihr über das glatte Parkett davon.

„Sie sind sicher ein Wiener, trotz Ihrer fremden Aussprache," sagte Erna, während sie durch den Saal flogen.

„Warum?"

„Es ist eine Freude, wie Sie Walzer tanzen."

„Es sind die ‚Rosen aus dem Süden', die mir ins Blut gehn. Ich habe vor zwanzig Jahren in demselben Saal zu demselben Walzer getanzt."

„Da müssen Sie ja fast noch ein Knabe gewesen sein! Übrigens blieben Sie wohl immer in Übung?"

„Ich hatte wenig Gelegenheit zum Tanzen — drüben."

„Wo — drüben?"

„In Cincinnati."

„Was taten Sie dort?"

„Arbeiten."

„Davon müssen Sie mir später erzählen!" sagte das junge Mädchen.

„Gern! Wollen Sie noch einmal herum?"

„Ich bin garnicht müde!"

„Also, los!"

* * *

Mittlerweile hatte Herr Fürth sich auf der Patronessen-Estrade eingefunden, um nach seiner Frau zu sehen.

„Wie geht's, Liebste, was machst du immer — wie?"

„O danke", sagte sie freundlich; „ich amüsiere mich vorzüglich."

Er mußte ein wenig genippt haben, war rot im Gesicht und summte, während er den kurzen Oberkörper im Takte hin und her bewegte, die Melodie der „Rosen aus dem Süden" mit: „Dahi dihi plum plum plum — dahi dihi plum plum plum — dahi dihi plum — dihi plum — dihi plum plum plum . . ."

„Die Melodie kommt mir so bekannt vor", sagte er. „Ich habe kein Gedächtnis für Musik, aber wenn ich mich nicht sehr täusche, so haben wir selbst schon in unserer Jugend zu diesem Walzer getanzt."

„Du sprichst, als ob wir Großeltern wären", sagte sie, ohne aufzublicken.

„Na, das gerade nicht, aber es kann bald werden — wie?"

Sie unterdrückte einen Seufzer.

„Das läßt sich freilich nicht leugnen."

„Dahi dihi plum plum plum — dahi dihi plum . . . ."

„Wenn es dir nicht lästig wäre," sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln, „so würde ich dich bitten, mir eine kleine Erfrischung zu besorgen?"

„Aber mit Wonne, dazu bin ich ja da!"

Er schoß davon, indessen Frau Fürth durch ihr Lorgnon angelegentlich in den Saal hinausstarrte. Und während auch sie ihr stolzes Haupt unwillkürlich im Rhythmus des alten Walzers leise zu wiegen begann und der Blick der schönen, großen Augen sich trübte, verschwamm ihr das flimmernde Gold, das von den Wänden niederfloß, und das ernste Grün der Laubgirlanden darüber und das Meer von rosig glühenden Tulpen an der Decke und das ungestüme Wogen der unzähligen schwarzen Fräcke und weißen Busen in ein einziges Chaos voll Weh und Sehnsucht . . . .

* * *

Der Ingenieur tanzte nicht bloß diesen einen Walzer mit Erna, er wich fast die ganze Ballnacht nicht mehr von ihrer Seite. Und das junge Mädchen verstand sich so gut mit ihm, daß die Mutter mehr als einmal zum Aufbruch mahnen mußte. Es war

spät am Morgen, als die Familie Fürth sich endlich anschickte, den Ball zu verlassen. Herr Klausen half den Damen noch ihre Mäntel umlegen und bemühte sich bis zum letzten Augenblick aufs liebenswürdigste um sie. Er verabschiedete sich nicht eher, als bis er sie bis an ihr Auto geleitet hatte.

„Ein scharmanter Mann das," sagte Herr Fürth, während sie über den Ring sausten. „Es war mir wirklich ein Vergnügen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Du hast ihn doch aufgefordert, unser Haus zu besuchen — wie?"

„Ich vergaß darauf," sagte Frau Fürth knapp.

„Na, das läßt sich ja nachholen. Einen so munteren Gesellschafter hab' ich selten getroffen."

Frau Fürth schwieg. Sie kannte die aufreibende Eigenheit ihres Gatten, zur ungelegenen Zeit, wenn man schon halb ans Schlafen dachte, auf einmal unendlich redselig zu werden, und mußte jedesmal ihre ganze Selbstbeherrschung aufbieten, wollte sie die gewohnte Haltung nicht verlieren.

„Während des Soupers," begann Herr Fürth abermals, „hat er den ganzen Tisch mit seiner sozusagen exotischen Fröhlichkeit angesteckt. Übrigens war es nicht zu verkennen, daß er unsere Erna auszeichnete. Er hat sie nicht nur zum Souper geführt, ich sah ihn auch schon vorher die Kotillon-Quadrille mit ihr tanzen."

„Eine Auszeichnung möchte ich das wirklich nicht nennen," sagte Frau Fürth und gähnte.

„Ich meine nur — es ist ja vielleicht nicht der

richtige Ausdruck; aber es hat mich gefreut. Denn bei all dem muß man zugestehn, daß er sich tadellos benahm, obgleich er in Cincinnati zuhause ist. Nach dem Souper zum Beispiel — das war entschieden korrekt, daß er zuerst dir den Arm bot und dich auf die Patronessen-Estrade führte, eh' er mit Erna den Souperwalzer tanzte. Es ist ein junger Mann, der zweifellos Savoir vivre hat."

„Für einen jungen Mann kann der Ingenieur wohl kaum mehr gelten," bemerkte Frau Fürth, während ihr schon fast die Augen zufielen.

„Es ist schließlich ein jeder so jung oder so alt, als er sich selbst einschätzt," sagte der Gatte.

Jetzt fiel ihm, der stets ein besorgter Familienvater war, plötzlich auf, daß Erna den Eltern die ganze Zeit stumm gegenübersaß, ohne sich am Gespräch zu beteiligen. Er tätschelte zärtlich ihre Handschuhe und fragte beunruhigt: „Dir fehlt doch nichts, Kind? Oder hast du dich am Ende nicht amüsiert?"

„O sehr! Ausnehmend gut, Papa! Es war einfach herrlich!"

Beim flüchtigen Schein einer Straßenlaterne, die an ihnen vorüberflog, sah er für einen Augenblick ihre Augen glänzen, die groß und strahlend waren wie Sterne in einer dufterfüllten Frühlingsnacht...

Da überkam auch ihn ein jugendliches Gefühl unbestimmten Glückes.

„Bei diesem Walzer," sagte er zu seiner Frau, „bei diesem alten, weißt du, zu dem wir selbst noch getanzt haben, da ist mir ganz eigen zumute gewesen.

Fast als ob ich noch was anstellen müßte, eh' es endgültig zu spät ist."

Er lachte aufgeräumt vor sich hin.

Das Automobil hielt vor dem stattlichen Geschäfts- und Familienhaus von Schwegel und Fürth.

„Da wären wir endlich!" sagte die Mama aufatmend und versuchte selbst den Schlag zu öffnen, um nur schnell aus dem Wagen zu kommen.

Vor dem Schlafengehen war sie noch eine Zeitlang mit Erna beschäftigt, das Ablegen der Toilette forderte allerlei Handgriffe. Es gab Schleifen zu lösen, Haften aufzunesteln, Stecknadeln herauszuziehen. Plötzlich fiel das junge Mädchen der Mutter um den Hals und preßte sie an sich, als ob sie sie erdrücken wollte.

„Na — Kind, Kind! Was ist denn?"

„O Mama, ich bin so glücklich! Wirst du mir nicht böse sein? Ich habe mich verlobt!"

„Um Gotteswillen!"

„Du hast doch nichts gegen ihn einzuwenden?"

„Ja, wer ist es denn? Mit wem denn? So sprich doch!"

„Mit dem Amerikaner!"

„Mit — Arthur Klausen?"

„Gott, du siehst so erschrocken drein, Mama! Du wirst doch nicht dagegen sein?"

Frau Fürth schluckte und schöpfte Atem.

„So laß mich nur erst zu mir kommen!"

„Mama," rief das junge Mädchen glühend, „er ist ein prächtiger, ein einziger, ein herrlicher Mann!"

„Kind, Kind!“ stammelte die Mutter, nach Fassung ringend... „Mit einem so reifen, mit einem um so viel älteren Manne!“

„Aber das ist doch gerade das Schöne, daß er schon so viel, so viel gesehen und erlebt hat!“

Frau Fürth hatte sich setzen müssen.

„Jawohl erlebt!“ sagte sie bitter und mit Tränen in den Augen. „Du armes, unschuldiges Kind! Viel erlebt hat der freilich! Bildest du dir vielleicht ein, daß du seine erste Liebe bist?“

„Nein!“ versetzte Erna lächelnd. „Das bild' ich mir wirklich nicht ein, Mama, dafür kenn' ich die Welt zu gut, das kannst du mir glauben! Seine erste Liebe bin ich sicher nicht. Aber vielleicht — seine letzte! Was meinst du? Die müßte dann doch vorhalten?“

„In dieser Angelegenheit,“ sagte Frau Fürth streng, „werden deine Eltern auch noch ein Wort mitzureden haben!“

Sie erhob sich und küßte ihre Tochter auf die Stirn.

„Du bist noch sehr, sehr jung, mein Kind. Eine solche Sache will gut überlegt sein. Dazu haben wir noch Zeit genug vor uns. Für heute wollen wir zu Bett gehn.“

„Gute Nacht!“ hauchte Erna, die ganz blaß geworden war. „Aber, Mama —“

„Noch etwas?“

„Damit du es nur gleich weißt: Gar so viel Zeit haben wir wirklich nicht mehr vor uns, siehst du,

Denn in sechs Wochen muß er nämlich nach Amerika zurück..."

„Nun —?"

„Und da haben wir also ausgemacht, daß er gleich heute an die Red Star Line telegraphiert, um Plätze zu belegen."

„Plätze? So fest beschlossen ist das schon alles?" rief die Mutter starr.

„Sonst könnt' es uns nämlich leicht passieren, daß wir mit einer geringeren Kabine vorlieb nehmen müßten. Und das wäre dann wirklich lästig — das mußt du einsehn, Mama! Es handelt sich doch gewissermaßen um eine Art Hochzeitsreise, nicht wahr, wenn sie uns auch zugleich an unseren Bestimmungsort führt."

Frau Fürth schlug die Hände zusammen und zog sich kopfschüttelnd in ihr Zimmer zurück. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie noch ihren Gatten verständigen und sich mit ihm besprechen sollte.

Als sie an der Tür lauschte, hörte sie ihn in seinem Schlafzimmer hin und her gehn und die „Rosen aus dem Süden" trällern: „Dahi dihi plum plum plum — dahi dihi plum plum plum — dahi dihi plum — dihi plum — dihi plum plum plum..."

Da fiel ihr die Zeit wieder ein, wo sie selbst ein junges Mädchen gewesen war, und das Wort Klausens: „Die Lieder sind noch dieselben, aber die Vögel sind andere geworden." Und sie verzichtete darauf, mit ihrem Manne zu sprechen. Hatte er sich nicht in den

wärmsten Ausdrücken über den Amerikaner geäußert? Und selbst wenn es ihr gelang, ihn auf ihre Seite zu bringen — würde das entschlossene Paar, das sich auf diesem unglückseligen Balle gefunden hatte, nicht trotzdem seinen Willen durchzusetzen wissen? Es stieg eine Ahnung in ihr auf, daß ihr schließlich nichts übrig bleiben würde, als nachzugeben.

Die Kuh.

Die Kuh.

Dem Keuschler Gimpel war wegen einer rückständigen Steuerschuld seine Kuh versteigert worden. Der lange Bachfrieder hatte sie erstanden.

„So, jetzt könnten wir gehen," sagte der Steuerexekutor und Schuldeintreiber, der die Amtshandlung geleitet hatte.

Der Steuerexekutor und Schuldeintreiber saß mit dem langen Bachfrieder und noch zwei andern Bauern, die auf die Kuh mitgeboten hatten, um den wettergebleichten Holztisch unter dem Apfelbaum. Er hob den Kopf und blickte den Bachfrieder erwartungsvoll an. Auf seinem mürben, von den Pocken zerrissenen Gesicht spielten die Sonnenlichter, die zwischen den blühenden Zweigen durchsickerten, und wenn der Wind den Baum bewegte, tanzten die Schatten über die farblosen Wangen, daß es aussah, als ob dieser unangenehme schwitzende Mensch, in dem die oberherrliche Macht und Würde der Staatsgewalt sich verkörperte, Grimassen schnitte.

„Also — und auf diese Weise könnten wir schön nach und nach wieder heimgehn," wiederholte er und stand auf.

Er ergriff die Lenkstange seines Fahrrades, das am Baumstamm lehnte, stützte sich mit dem Ellenbogen in den Sattel und wartete, indem er immer

noch den Bachfrieder anblickte. Der lange Bachfrieder schickte sich endlich an, allmählich zu begreifen, was eigentlich die Meinung war.

„Richtig! Zahlen muß er auch, der Mensch!“ sagte er bedächtig.

Und ohne sich besonders zu beeilen, kramte er das Geld für die Kuh hervor, Goldstücke und Silberkronen, und zählte es auf den Tisch. Da lag es nun und glitzerte in den runden Sonnenkringeln, die sich zwischen dem Frühlingsblütenschnee hindurchstahlen, um sich auf der grauen Tischfläche zu haschen und ihr Spiel zu treiben. Wie aber der Steuerexekutor nach den Gold- und Silberstücken greifen wollte, schob sich die schwere, schwielige Hand des Bachfrieders darüber und deckte sie zu. Nein, eh' er ihm das Geld einhändigte, wollte er sich's noch einmal überlegen. Und um Zeit zu gewinnen, meinte er: Wo denn die Kuh wäre? Die müsse er doch vorerst am Strick haben, bevor er sein gutes Geld für sie hingebe? Damit strich er die funkelnden Münzen wieder ein und steckte sie in seine grüne Plüschweste. Der Steuerbeamte wurde ungeduldig.

„Also vorwärts, so holen wir sie halt, die Kuh!“

Er lehnte sein Rad wieder an den Baum und stieß das Zaungatter auf. Der Schipsel bellte, als er die vier Männer in den Hof treten sah. Es war ein ganz kleiner Köter, halb Spitz, halb Pinscher, aber mit einer Kette angehängt, die für den stämmigsten Fleischerhund gerade recht gewesen wäre. Immer, wenn er ein paarmal gebellt hatte, rasselte der

Schipsel mit seiner schweren Kette in die Hundehütte hinein und verkroch sich im Stroh. Und dann, nach einer Weile, mit neuem Gerassel und neuem Gebell wieder hervor.

Der lange Bachfrieder, als Eigentümer der Kuh, ging voraus, mit Schritten wie ein Mammut und ungefügen Gliedern, von der Schwere und Knochigkeit eines vorsintflutlichen Tieres. Der Schuldeintreiber, als Amtsperson, folgte ihm, und die beiden Nachbarn kamen aus Neugierde mit. Als sie sich dem Stall näherten, fuhr auf einmal ein Weib, man wußte nicht woher, scheinbar aus dem Erdboden heraus, eine kleine, hagere Person, dürr wie ein Zaunstecken, mit einem einzigen Zahn, der vom Unterkiefer über die Oberlippe ragte. Es war die Gimplin, die Gattin des Exekuten. Mit einer eisernen Mistgabel drohend, stand sie vor der Stalltür wie ein Cherub vor dem Paradiesestor und keifte entschlossen den unwillkommenen Gästen entgegen.

„Die Kuh laß' ich nicht wegführen! Wer sie anrührt, dem stich ich die Mistgabel in den Bauch!"

„Im Namen des Gesetzes!" rief der Steuerexekutor. „Geben Sie den Weg frei!"

„Nein!" schrie sie, „und wenn ich zehn Jahr Zuchthaus krieg' — die Kuh greift mir keiner an!"

Hinter den winzigen Fenstern der Holzkeusche, die seitlich im Hof stand, drängten sich Kinderköpfe, die mit ängstlich aufgerissenen Augen und offenen Mündern die Szene verfolgten. Fünf Stück waren es, lauter fast flachsblonde, mit wirren Haarzotteln

und ungewaschenen Gesichtern. Von dem sechsten, das noch in der Wiege lag, hörte man nur ein wie aus weiter Ferne klingendes jämmerliches Quärren. Der Vater der Brut, der Keuschler Gimpel, war nicht daheim; er hatte sich fortgeschlichen und soff sich unten im Wirthaus einen Branntweinrausch an.

Der Schuldeintreiber geriet in Aufregung und schwitzte. Die Würde des Amts stand auf dem Spiel und seine eigene obendrein. Mit hetzenden Worten versuchte er, die Bauern aufzuwiegeln.

„Reißt ihr die Gabel aus der Hand! Werdet euch doch vor so einer Bißgurren nicht fürchten? Wenn ich das hätt' wissen können, so hätt' ich Gendarmerieassistenz mitgenommen!"

Im Zorn nahmen seine teigigen Wangen eine fast scheckige Färbung an, weil die Haut noch fahler wurde, in jedem der unzähligen Grübchen aber, die die Blattern zurückgelassen hatten, ein rotes Fleckchen saß. Den Bauern fiel es nicht ein, sich zu rühren, sie sahen mit voller Gemütsruhe seinem fruchtlosen Eifer zu, die Pfeife im Maul und eine Hand im Hosensack.

„Ist halt der Kauf null und nichtig," meinte der Bachfrieder. „Hat mich eh' schon fast gereut."

„Das gibt es nicht!" eiferte der Exekutor. „Die Versteigerung ist nach Form Rechtens vor sich gegangen. Sie haben die Kuh gekauft, Ihnen gehört sie."

„Auch recht," sagte der Bachfrieder und ließ das Wasser aus seinem Pfeifenkopf tröpfeln; „so wart' ich halt, bis daß Sie mir die Kuh übergeben."

Der Steuerbeamte versuchte es jetzt im guten.

„Schauen Sie, Gimplin, geben Sie nach, es nützt Ihnen doch nichts. Die Kuh ist auf jeden Fall beim Teufel, und wenn Sie das Vieh nicht herausgeben, so werden Sie noch abgestraft auch."

„Mir ist jetzt alles gleich," sagte das Weib. „Ich kann meine Kinder nicht verhungern lassen. Wer mir in die Näh' kommt, den stich ich nieder."

„Sie haben sich die Folgen selbst zuzuschreiben," sagte der Schuldeintreiber.

Er drehte sich um, ging aus dem Hof und schob sein Rad neben sich her. Die drei Bauern folgten ihm in einiger Entfernung, schweigsam und mit ruhigen, ernsten Gesichtern, insgeheim aber voll boshafter Freude, daß er den Kürzeren gezogen hatte.

„Gut, daß ich mein Geld rechtzeitig wieder eingesteckt hab'," sagte der Bachfrieder noch.

„Eh' wahr!" sagten die beiden andern.

Unten an der großen Föhre, wo die Bezirksstraße anfängt, wartete der Steuerexekutor auf die Nachkommenden.

„Morgen um zehn Uhr hole ich Sie ab und übergebe Ihnen die Kuh", sagte er zum Bachfrieder. „Halten Sie das Geld bereit."

Damit schwang er sich aufs Rad und fuhr davon.

Als die Männer sich entfernt hatten, lehnte die Keuschlerin die Mistgabel in die Stallecke, holte den Milcheimer und melkte die Kuh. Spät am Abend kam der Gimpel heim, schimpfte auf Gott und Welt und Weib und Kinder und fiel betrunken ins Bett.

Am andern Morgen, als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, war die Frau schon aufgestanden. Er suchte sie in Hof und Stall und fand sie schließlich in der Kammer, sie hatte noch einmal die Kuh gemolken und legte jetzt ihr Sonntagsgewand an.

„Geh, Pepi, was treibst denn?" fragte er beklommen.

„Ich weiß schon, was kommt," sagte sie. „Mich holen heut' die Schendarmen."

Da machte er sich wieder in aller Stille davon...

Der Schipsel schlug an und rasselte mit seiner Kette in die Hütte hinein. Richtig, den Weg herauf blitzten schon die Messingspitzen auf den Korkhelmen der Landjäger. Ein ganzer Streifposten war es, ein Mann marschierte voraus, ihrer zwei hinterdrein. Als sie im Hofe stillstanden, ging die Gimplin ihnen entgegen. Sie legten ihr Handeisen an, die Keuschlerin weinte leise vor sich hin, die Kinder schluchzten und schrieen und hängten sich an ihre Kleider.

„Im Keller ist noch eine halbe Desen mit Schmalz," sagte sie zu der Ältesten, dann wurde sie fortgeführt.

Nicht lange darauf rückte der Steuerexekutor mit dem Bachfrieder an. Das älteste Mädel, die Dreizehnjährige, hatte eben in einem eisernen Geschirr dem Schipsel sein Futter gebracht, stand jetzt neben ihm im Hof und sah ihm beim Fressen zu. Sie erschrak bis ins Herz hinein, als sie auf einmal die beiden gefürchteten Menschen von gestern erblickte, den Grobknochigen und den Schwapplichen.

„Die Kuh heraus!“ schrie der Schuldeintreiber ihr entgegen.

Das Mädel lief wie eine hurtige Maus auf seinen bloßen Füßen und riegelte behend die Stalltür auf. Sie puffte und schob die Kuh und redete ihr zu, bis das schwerfällige Tier sich bequemte, die Krippe zu verlassen und sich in Bewegung zu setzen. Dann zog sie es am Strick heraus und stand still vor den Männern, das Strickende in der Hand, an allen Gliedern zitternd wie das Wipfellaub der hohen Pappel am Zaungatter. Sie würgte an einem Schluchzen, das ihr die Brust zusammenschnürte, und kleine Erschütterungen, wie sie das unterdrückte Weinen hervorruft, liefen stoßweise durch ihren schmächtigen Körper.

„Wo ist denn die Mutter?“ fragte der Bachfrieder.

„Die Schen — Schen — Schendarmen haben sie fortgeführt.“

„Und der Vater?“

„Saufen 'gangen.“

„Wie viele Kinder seid ihr denn?“

„Unserer se — se — sechse.“

„Kannst du auch schon melken?“ fragte der Bachfrieder.

Die Kleine nickte mit dem Kopf und blickte gespannt zu dem ungeschlachten, wuchtigen Menschen auf, der fast dreimal so groß war wie sie.

Der Bachfrieder paffte aus seiner Pfeife.

„So führst halt die Kuh wieder in den Stall," sagte er endlich.

Mit giftigen kleinen Augen sah der Steuerexekutor ihn an. Sein formloses Gesicht scheckte sich mit roten Tupfen.

„Ich habe Sie schon einmal darauf aufmerksam gemacht, Bachfrieder, daß die Versteigerung abgeschlossen und der Kauf perfekt ist!"

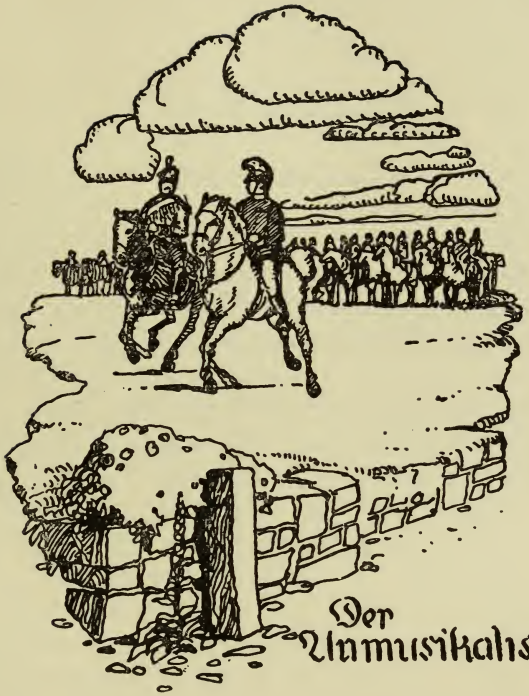
Das kleine Mädel stand zögernd und schwankte zwischen Angst und Hoffnung.

„In den Stall führst sie hinein!" herrschte der Bachfrieder sie an. „Ich schenk' dir die Kuh. Dir gehört sie, hast verstanden? Dir ganz allein!"

Darauf holte er bedächtig die Gold- und Silberstücke aus der Westentasche, zählte sie noch einmal ab und schmiß sie dann dem Exekutor vor die Füße, daß sie im ganzen Hof umhersprangen.

„So, da habt ihr euer Geld! Legt es zu dem andern und kauft Kanonen dafür, Bagasch, dreckige!"

Damit drehte er sich um und verließ mit seinem schweren, gemächlichen Mammutschritt den Hof. Der Exekutor suchte schäumend vor Wut sein Geld zusammen, dann lief er, als ob er die größte Eile hätte, ins Dorf hinunter, wo sein Rad eingestellt war, und fuhr wie der Wind in den Markt aufs Bezirksgericht, um die Anzeige gegen den Bachfrieder wegen Beleidigung einer Amtsperson zu erstatten.



Der Unmusikalische

Der Unmusikalische.

Die Frühjahrsparade war glänzend ausgefallen. Bei der Offiziersmesse blieben die Herren heute etwas länger sitzen als gewöhnlich. Es hatten sogar Pfropfen geknallt; nicht gerade Champagner-, aber wenigstens Asti-spumante-Pfropfen. Der Oberst sah es nicht gern, wenn es hoch herging. Er war für soldatische Einfachheit.

Das erste Glas hatte er auf den allerhöchsten Kriegsherrn geleert, das zweite auf die stets siegreiche Armee, das dritte auf die ruhmvollen Fahnen des Regiments. Damit war es genug. Orgien liebte er nicht. Er erhob sich. Wie ein Mann fuhren die Offiziere in die Höhe. Die Tafel war aufgehoben. Kerzengerade, gleich Rekruten, standen die Herren um den Tisch herum und sahen ihrem Kommandanten zu, wie er den Mantel anzog. Ihm dabei behilflich zu sein, wagte niemand, das hatte er sich ein für allemal verbeten.

„Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß morgen Dienst ist, wie gewöhnlich!" sagte er scharf, legte die Hand an den Schirm seiner Kappe und entfernte sich säbelrasselnd.

Sogleich setzte ein eifriges Scharren mit den Stiefelsohlen ein, und ein schweigendes Klirren von Säbeln, die umgeschnallt wurden: Allgemeiner Aufbruch. Weil das Beispiel eines Obersten für das ganze Regiment maßgebend sein muß. Die höheren Chargen wollten den Jüngeren voranleuchten, die niedrigeren bei den höheren keinen Anstoß erregen. Stumm und gemessen verbeugte man sich, trat bescheiden zur Seite, den goldenen Krägen den Vortritt zu lassen, und verließ streng in der Reihenfolge der Rangordnung das Lokal, genau als sei dies eine sehr ernste dienstliche Verrichtung.

Bloß die Letzten, die noch zurückgeblieben waren, drei oder vier Subalterne, ein Reserveleutnant darunter, konnten sich untereinander nicht einigen, wem von ihnen der Vortritt gebühre. Sie standen, übertriebene Umstände machend, an der Tür, und jeder lud die andern durch verbindliche Handbewegungen ein, zuerst hinauszugehen. Aber keiner wollte der Rangälteste sein. Schließlich fingen sie an zu lachen und meinten, unter solchen Umständen bliebe ihnen nichts übrig, als überhaupt dazubleiben. Also hingen sie Kappe, Mantel und Säbel wieder an die Wand und setzten sich noch einmal zu Tisch, weil es schon durchaus so sein sollte. Übrigens waren sie allem Anschein nach nicht gerade unglücklich darüber, im Gegenteil — ganz behaglich sahen sie drein und zwinkerten einander zu mit den Augen, wie Verschwörer, die im gegenseitigen Einverständnis handeln. Der Reserveleutnant bestellte ein extrafeines Giardi-

netto und befahl, ein Paar Flaschen Heidsieck-Monopol zu frappieren.

„Ist bereits geschehen, Herr Leutnant," sagte der Aufwärter.

„Umso besser, also schießen Sie los!"

Oberleutnant Kutschera sagte, indem er sich eine Zigarre anzündete: „Heute war der Alte aber wieder einmal besonders eklig."

„Bei dem soll man sogar habtacht essen!" meinte der Reserveleutnant ingrimmig. „Da hört sich ja alle Gemütlichkeit auf!"

Ärgerlich trommelte der Regimentsadjutant auf das Tischtuch: „Wenn der dabei ist, so kann fast kein Gespräch mehr aufkommen, außer über dienstliche Sachen!"

„Nicht einmal wie der Major die Geschichte von dem galizischen Schnorrer erzählt hat, hat er gelacht!"

„Der kann überhaupt nicht lachen; sowenig als ein Pferd lacht, das im Göpel geht!"

„Ich hab ihn aber doch schon einmal lachen sehen!" behauptete der Oberleutnant.

„Nicht möglich! Wann und wo?"

„Damals, bei der Affäre von Grafendorf. Ihr wißt doch davon?"

Niemand wußte etwas. Es war zu jener Zeit noch keiner von den andern Herrn beim Regiment gewesen. Der Champagner wurde gebracht und eingegossen, sie hoben die perlenden Kelche.

„Auf alle, die lachen können!" sagte der Reserveleutnant.

Sie stießen an, tranken, und der Oberleutnant erzählte.

* * *

Ich war damals noch ein ganz junger Leutnant, da lud mich ein Kamerad von der Reserve ein, mit ihm einen Ausflug nach Grafendorf zu machen. Eine Regimentskapelle spielte abends draußen, in der Stadt herrschte eine fast unerträgliche Hitze, und wir blieben lange in dem schönen Garten der Wirtschaft sitzen, den ihr ja alle kennt. Die Nacht war sehr angenehm, und Dr. Freiberger — so hieß der Kamerad — hatte die Spendierhose an und traktierte uns. Außer mir war noch Leutnant Hohmann mit, der jetzt als Hauptmann in Bosnien steht, und ein junger Oberarzt — wo der jetzt ist, weiß ich nicht, und sein Name fällt mir im Augenblick nicht ein. Außerdem befanden sich noch zwei oder drei Zivilisten bei der Gesellschaft, gleichfalls Doktoren, glaub' ich, die mit Freiberger oder dem Oberarzt gut bekannt waren.

Es war ein höchst animierter Abend, und Freiberger, der ein netter, lustiger Kerl war, war besonders gut aufgelegt, denn seine Waffenübung ging in ein paar Tagen zu Ende. Er konnte es kaum mehr erwarten, die Uniform auszuziehen, und redete schon immer von der Naphtalinkiste, in der er seinen militärischen Menschen bald wieder einsargen würde, wie er sagte, um ihn auf dem Dachboden zu bestatten. Daß er ein so eingefleischter Zivilist war, das war eigentlich das einzige, was man ihm vorwerfen konnte. Den ganzen Dienst hielt er für eine Art Humbug,

fand überall humoristische Seiten heraus und hatte ein eigenes Geschick, sich von allem, was unangenehm war, zu drücken. Wenn er aber vor dem Hauptmann oder gar vor dem Oberst stand, dann wußte er ein so scheinheiliges Gesicht aufzusetzen und einen solchen Diensteifer zu markieren, daß alle Vorgesetzten überzeugt waren, er sei Soldat mit Leib und Seele. Unser Alter, der damals schon genau derselbe Kommißknopf gewesen ist wie heute, hielt große Stücke auf ihn und empfahl ihn sogar uns Aktiven als leuchtendes Vorbild. Wir lachten natürlich nur darüber, und Freiberger lachte mit. Er war kein Streber im gewöhnlichen Sinne, nur ein richtiger Zivilphilister halt, dem seine Waffenübung furchtbar zuwider war; sonst aber ein ausgezeichneter Kamerad und ein urfideles Haus, wir hatten ihn alle gern und amüsierten uns nie besser, als wenn er eingerückt war.

Auch an diesem Abend in Grafendorf befand er sich in der ausgelassensten Stimmung und unterhielt den ganzen Tisch mit seinen Witzen; wir lachten mehr, als sonst in einem ganzen Jahr, mit einem Wort, es war eine rechte Hetz', und die Zeit ging herum, wir wußten nicht wie. Die Regimentsmusik hatte gerade einen lustigen Galopp gespielt, und das Publikum, das noch da war — es waren außer uns freilich nur mehr ein paar Tische — applaudierte wie nicht gescheit uud wollte durchaus noch eine Zugabe haben. Auf einmal sehen wir, wie die Soldaten ihre Instrumente einpacken und fortgehen wollen.

„Nichts da! Weiterspielen!" schreit der Freiberger

und trommelt mit den Fäusten auf den Tisch. Und wir andern — wir hatten alle miteinander ein bissel über Durst getrunken — trommeln halt auch mit und schreien: „Weiterspielen! Weiterspielen! Da capo! Da capo!“ Und alle Leut' klatschen und schreien und pumpern mit den Gläsern — kurzum, es war ein Heidenlärm.

Der dirigierende Musikfeldwebel, der sich eigentlich geschmeichelt fühlte, verneigte sich immer wieder von seinem Pult aus, weil wir aber nicht aufhörten Lärm zu schlagen, so stieg er schließlich aus dem Musiktempel herunter, trat an unsern Tisch und entschuldigte sich. Er konnte einfach nichts mehr zugeben, es war unmöglich. Der letzte Zug in die Stadt ging um Mitternacht, und es fehlte nur mehr eine halbe Stunde darauf.

Jetzt fuhr es uns auf einmal in die Glieder: „Teufel, da ist es auch für uns höchste Zeit!“

Auch die Zivilisten an den andern Tischen wurden aufmerksam. „Zahlen! Zahlen!“ rief es von allen Seiten, und in ein paar Minuten war der Garten leer.

Wir gingen eingehängt alle nebeneinander her, der Oberarzt, Hohmann, Freiberger, ich und die Zivilisten, die zu unserer Gesellschaft gehörten. Gerade vor uns marschierten die Musiksoldaten, die ihre Instrumente trugen. An der Bahnhofsstraße liegen viele Landhäuser, aus denen doch manchmal ein Lichtschein auf die Straße fiel, sonst wär' es stockdunkel gewesen; das war noch ein Glück, denn mancher von uns wackelte ganz bedenklich.

Auf einmal schreit der Freiberger ganz aufgebracht: „Zum Marschieren gehört doch eine Musik? Also! Wenn die faden Kerle nicht mehr spielen wollen, so spielen wir halt selbst!“

Und eh' ich er verhindern konnte, hatte er einem Soldaten die große türkische Trommel abgenommen und mir umgehängt. Dem Hohmann gefiel das, er bemächtigte sich der messingenen Tschinellen, und der Oberarzt, der beständig wie ein Narr lachte, erwischte ein riesiges Helikon und begann zu blasen.

„Habt Acht!“ kommandierte Freiberger, zog den Säbel und fing aus Leibeskräften zu gröhlen an, mit gequetschter Stimme, wie eine Trompete: „Buhdurutu dumdidlumtum bumdudurutu dumdudurum . . .“

Sofort fiel der ganze angeheiterte Schwarm mit ein, und auch die hinter uns herziehenden Zivilisten, die nicht zu uns gehörten, und die wir gar nicht kannten, beteiligten sich an der Katzenmusik. Ein jeder ahmte irgend ein Blech- oder Holzinstrument nach und tutete, flötete, quietschte und pfiff, daß es wirklich fast wie ein Orchester klang, aber wie ein verrückt gewordenes. Ich gab mit dröhnendem Bumbum den Takt dazu an, und an besonders markanten Stellen holte ich weit aus und entlockte dem Kalbsfell einen wahren Kanonenschuß, daß die Fenster der Häuser klirrten, an denen wir vorüberzogen. Der Oberarzt blies mit voller Lungenkraft in sein Blechinstrument; er traf zwar nicht immer genau die richtigen Töne, fiel aber wenigstens nicht

aus dem Rhythmus. Leutnant Hohmann setzte mit seinem metallischen „Tschinn, tschinn, tschinn“ gewissermaßen die Lichter auf, und Freiberger, wie ein Tambour-Major an der Spitze, mit gezogenem Säbel, führte die lärmende Bande an und kommandierte mit größtem Ernst, als ging' es zu einer Parade: „Habt Acht! Rechts schaut! Links schwenkt! Grad aus!...“

So marschierten wir mit klingendem Spiele vor dem Bahnhofsgebäude auf.

„Halt!“ kommandierte Freiberger.

Wir standen wie eine Mauer.

„Tusch!“

Wir legten uns noch einmal ins Zeug und schlossen mit einem mörderischen Tra-ra, Bum-bum und Tschinn.

Freiberger tutete das Signal „Abblasen!“ und versorgte den Säbel.

Wie wir nachhause gekommen sind, weiß ich nicht mehr. Nur daß es beim Einwaggonieren Krakeel mit dem Schaffner gegeben hatte, erinnerte ich mich am andern Morgen noch. Aufrichtig gesagt, stiegen mir die Grausbirnen auf, als mir einfiel, wie wir es getrieben hatten. Was das für Folgen haben konnte, wenn es unserm Alten zu Ohren kam, das war gar nicht auszudenken!

Es war ja natürlich alles ganz harmlos gemeint gewesen — der reine Ulk! Aber bei strenger und pedantischer Auslegung konnte man schließlich auch viel Schlimmeres darin erblicken. Etwas wie eine Parodie des allerhöchsten Dienstes beinahe!

Besonders um Freiberger war mir Angst. Der konnte geradezu fürchterlich eingehen, viel ärger als wir andern. Der hatte doch den Säbel gezogen und auf offener Straße kommandiert, noch dazu in Gegenwart von Zivilisten! Wenn man sehr rigoros sein wollte, so ließ sich das fast als eine Verunehrung des Portepees deuten.

Am nächsten Tag war Rapport, und weil sich nichts ereignete, glaubte ich schon, wir wären aus dem Wasser. Am zweiten oder dritten Tag darauf war Ausrückung auf dem Exerzierfeld. Da hatte ich auf die Geschichte schon beinahe vergessen. Auf einmal, wie die Kompagnien gerade in die Regimentsformation eingerückt waren, werde ich zum Oberst befohlen. Der stand weit draußen im Feld, ein gutes Stück vor der Front. Ich wußte jetzt schon: Da gibt es etwas, das die Mannschaft nicht zu hören braucht.

Wie ich hinkomme, stehen schon drei andere da: Der Oberarzt, Hohmann und Freiberger — alle Sünder von Grafendorf! Und der Alte geht vor uns auf und ab und macht ein Gesicht —, ein Gesicht, sag' ich euch —! Wenn unser Herrgott am jüngsten Tag die Verdammten anschaut, die auf seiner linken Seite stehen, so bringt er mit dem besten Willen von der Welt, trotzdem er allmächtig ist, kein so wütendes Gesicht zusammen, wie unser Alter damals gemacht hat!

„Herr Oberarzt, sind Sie am Samstag in Grafendorf gewesen?"

„Jawohl, Herr Oberst!"

„Welches Instrument haben Sie gespielt?"

„Das Helikon, Herr Oberst!"

Pause.

„Herr Oberleutnant Kutschera, sind Sie am Samstag in Grafendorf gewesen?"

„Jawohl, Herr Oberst!"

„Welches Instrument haben Sie gespielt?"

„Die türkische Trommel, Herr Oberst!"

„So, so! Und Sie, Herr Leutnant Hohmann?"

„Die Tschinellen, Herr Oberst!"

„Ei, ei! Und Sie, Herr Leutnant Freiberger — waren Sie auch in Grafendorf?"

„Jawohl, Herr Oberst!"

„Und welches Instrument haben Sie gespielt?"

„Keines, Herr Oberst!"

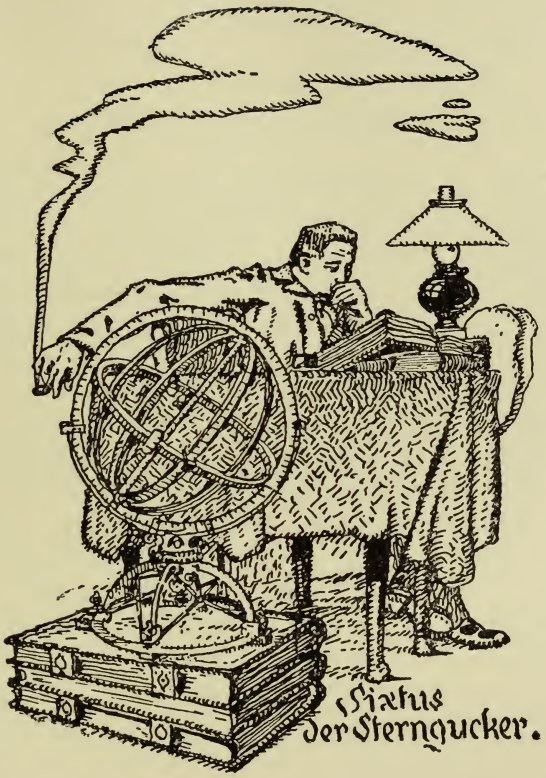
Der Oberst stutzte und hielt ein wenig inne. Ihr könnt mir's glauben, mir klopfte das Herz bis zum Hals herauf. Ich dachte: Jetzt gibt es keinen Ausweg mehr, jetzt muß es herauskommen, daß der Freiberger mit gezogenem Säbel vor uns hermarschiert ist und ganz ernstlich kommandiert hat!

„Herr Leutnant Freiberger," wiederholte der Oberst —, „Sie haben kein Instrument gespielt?"

„Nein, Herr Oberst", sagte Freiberger mit seinem harmlosesten Lächeln, „ich bin gänzlich unmusikalisch."

Der Oberst wendete sich halb zur Seite, strich sich mit der Linken den Bart und hustete ein wenig

in die hohle Hand. Und seht ihr, da war es, daß ich unsern Alten lachen sah! Aber es ist freilich das einzige Mal gewesen, und selbst dieses eine Lachen hat er so viel wie möglich versteckt und so schnell wie möglich verbissen. Und indem er sich uns wieder zuwendete, kommandierte er: „Herr Leutnant Freiberger — abtreten!“



Sixtus
der Sterngucker.

Sixtus, der Sterngucker.

Meine Mutter war eine einfache Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Ihr einziger Fehler bestand darin, — wenn ich an einer solchen Mutter überhaupt einen Fehler finden wollte — daß sie ziemlich unpraktisch war. Nach dem Tode des Vaters errichtete sie in unserem Markte einen kleinen Kramladen und war sehr zufrieden, daß die Leute Zündhölzer und Seife, Kaffee und Stärke, Zuckerln, Reisbesen, Umhängtücher und sogar Filzhüte und Lodenmäntel bei ihr einkauften. Das Geschäft ging gut, aber ich meine immer, wir hätten auch ohne das unser bescheidenes Auskommen finden können. Unsere Bedürfnisse waren gering, und der Vater, von dem die Mutter zu sagen pflegte, er sei zwar ein hochachtbarer Mann, sonst aber ein Sterngucker gewesen, muß nicht so arg schlecht gewirtschaftet haben, als böswillige Nachbarn ausstreuten. Denn er hatte uns von seinem einst stattlichen Besitz immerhin noch ein ganz anständiges Haus in der Marktstraße hinterlassen, mit drei Fenstern ebenerdig gegen die Straße und einem Krautacker dahinter.

Meine Mutter war also eigentlich Haus- und Grundbesitzerin, und mir gefiel es nicht, daß sie sich

mit dem Kramladen plagen sollte. Aber unpraktisch, wie sie war, wollte sie es nicht anders und bildete sich ein, das Geld, das sie mit ihrem Kramladen verdiente — und sie verdiente ein schönes Stück Geld daran — mache sie glücklicher, während sie sich in Wahrheit nur Sorgen damit aufhalste. Denn sie zerbrach sich immer den Kopf darüber, wie sie das Erworbene sicher unterbringen sollte, und ich entsinne mich noch gut, in welcher Angst sie schwebte, als es einmal hieß, die Anstalt, bei der sie ihre Ersparnisse liegen hatte, hätte Bankrott gemacht.

Zum Glück war es bloß ein leeres Gerede gewesen, denn ich glaube, sie hätte sich so etwas, ohne daß sie eigentlich geizig war, ganz ernstlich zu Herzen nehmen können.

Schon zur Zeit, als ich noch ein ganz kleiner Bub war, sagte meine Mutter immer, es müsse einmal etwas Rechtes aus mir werden. Ich war natürlich damit einverstanden und dachte nicht anders, als daß ich einmal den Kramladen übernehmen würde. Dann hätte meine Mutter sich zur Ruhe setzen können, ich hätte nie von ihr fort müssen, und wir wären miteinander die zufriedensten Menschen auf Gottes weiter Erde gewesen.

Als ich aber in das Alter kam, wo es in der Schule meines Heimatsortes für mich nichts mehr zu lernen gab, da eröffnete meine Mutter mir eines Tages, daß sie beschlossen hätte, mich zu meiner weiteren Ausbildung in die Stadt zu geben. Ich erschrak darüber nicht wenig und fragte bestürzt, ob

ich denn nicht dazu ausersehen wäre, ihr Geschäftsnachfolger zu werden. Sie meinte, der Kramladen auf dem Lande sei gut genug für sie, ein junger Mensch aber, aus dem etwas werden solle, müsse in die Welt hinaus, um etwas Ordentliches zu lernen. Außerdem kenne sie mich gut genug, um zu wissen, daß ich für den Kaufmannsstand nichts taugte. Ich sei ein Sterngucker, wie mein Vater einer gewesen, darum sei es am besten, ich verlegte mich auf die Studie und würde Professor.

Ich wollte wissen, was das sei: ein Professor? Da erklärte sie, das sei einer, der ganz anders in der Welt dastehe, als ein kleiner Landkrämer, und wenn ich einmal ein richtiger Professor geworden wäre, dann würde ich ihr's schon danken, daß ich einer sei. Bis dahin aber mög' ich mir keine Gedanken machen und nur alles getrost ihr überlassen, sie würde es schon deichseln, wie es richtig und in Ordnung wäre.

Ich mußte mich fügen und bedauerte nur im Stillen, daß mein seliger Vater nicht mehr lebte, der hätte sicher nicht zugegeben, daß ich einen andern Beruf ergriffen hätte, als der seinige war.

In der Stadt plagte mich arges Heimweh, indessen gewöhnte ich mich schließlich ein, und da ich leicht lernte und meine Lehrer sowie meine Kostgeber gut zu mir waren, so ging mir eigentlich nichts ab, außer meine Mutter und die gewohnte Umgebung. Einmal im Jahr, während der großen Ferien, durfte ich nachhaus, dann fragte meine Mutter: „Sixtus,

wie steht's?" und ich mußte ihr meine Schulzeugnisse vorzeigen. Sie betrachtete sie immer mit großer Genugtuung, denn es standen stets lauter glänzende Noten darin. Ich selbst war aber nur traurig darüber und fragte jedesmal, ob ich denn wirklich Professor werden und mein Leben lang in der Stadt bleiben müsse?

Ich wäre viel lieber Lehrer von ganz kleinen Buben geworden, womöglich in unserem Marktflecken, oder noch lieber irgendwo in der Umgegend, wo es ganz ländliche Gemeinden gab, die aus weit auseinanderliegenden Bauernhöfen bestanden. Den Kramladen einmal zu übernehmen, wünschte ich mir jetzt nicht mehr; ich hatte einsehen gelernt, daß ich wirklich zum Kaufmannsstande nicht taugte. Denn es hätte mich auf die Dauer entsetzlich gelangweilt, immer wieder Stiefelwichse oder Sämereien oder Sensenklingen auf die Budel zu legen und das dafür gelöste Geld in eine Lade zu tun. Meine Mutter zählte jeden Abend das Geld, das eingegangen war, und ich begriff nicht recht, warum sie ihre Zeit damit verdarb; man wußte ja doch im voraus, daß immer ein schöner Batzen Gewinn dabei übrig blieb. Ich las ihr während der Ferien des Abends gern in einem schönen Buche vor, und das Klappern des Geldes störte mich dabei. Ich mußte oft an mich halten, daß ich nicht ungeduldig wurde, aber ich hatte sie zu lieb, um mich nicht in ihre Art zu schicken, und sagte mir, daß aus einem jeden Menschen wird, wozu die Umstände ihn machen. Durch das ewige Sorgen

um den täglichen Erwerb war meine Mutter schließlich dahin gelangt, ihren Kramladen für wichtiger zu halten als das schönste Buch.

Wenn ich in der Stadt war, wollte sie mir immer Geld schicken und konnte nie begreifen, daß ich noch welches hätte. Aber ich benötigte wenig und fand es lästig, immer darauf achtzugeben, daß ich nichts verlöre; darum wollte ich nicht mehr Geld besitzen, als ich gerade brauchte. Ich hatte jetzt auch selbst schon einige Schüler, denen ich nachhalf, denn nichts machte mir größere Freude, als das Stundengeben. Ich wunderte mich nicht wenig, als die Eltern meiner Schüler mir die Lektionen bezahlen wollten. Ich tat es doch zu meinem eigenen Vergnügen, und dafür noch Geld zu nehmen, hätte mir lächerlich geschienen.

Aber die Eltern meiner Schüler schickten das Geld hinter meinem Rücken an meine Mutter. Die nahm es auch für mich in Empfang und schrieb mir einen Brief, worin sie mich einen verdrehten Menschen schalt und wiederholte, was sie schon öfters gesagt hatte, ich sei ein Sterngucker, wie mein Vater einer gewesen. Darüber mußte ich nun wirklich lachen, und mit allem schuldigen Respekt schrieb ich zurück, daß ich mich für einen leidlich gerade gewachsenen Menschen hielte, und daß meiner Meinung nach gerade sie ganz falsch gehandelt hätte, indem sie das Geld für mich annahm. Denn wer hatte schließlich etwas davon? Die Eltern meiner Schüler nicht, die mußten das Geld ja hergeben, meine Mut-

ter nicht, denn die hatte nur die Mühe, es auf die Sparkasse zu tragen, und ich am allerwenigsten, denn ich ärgerte mich bloß über die Leute, die durchaus nicht begreifen wollten, daß einem das Unterrichten wirklich Freude machen könne.

Ich kannte mich nun schon ein bißchen aus in der Welt und wußte mir von den verschiedenen Berufen und von den verschiedenen Wegen, die dazu führen, eine gewisse Vorstellung zu machen. Ich wäre jetzt gerne an eine solche Anstalt übergetreten, wo die Lehrer für die Volksschulen ausgebildet werden. Denn ich sah, daß die höheren Schulen sich alle in größeren oder ganzgroßen Städten befanden, und da ich von Haus aus kein ideal angelegter, sondern ein durchaus nüchterner und praktisch denkender Mensch bin, so hatte ich wenig Lust, mein Leben lang zu jenen zu gehören, die sich aufopfern und das stille, freundliche Sein auf dem Lande mit den Lästigkeiten und Widerwärtigkeiten der Stadt vertauschen. Außerdem hatte sich in meiner Neigung, gerade kleine Buben zu unterrichten, nichts geändert, und je größer sie wurden, desto weniger gern zählte ich sie zu meinen Schülern.

Ich lag deshalb meiner Mutter oft in den Ohren, sie möchte mich in eine Schule tun, wo man zum Landschullehrer erzogen wird. Aber meine Mutter wollte davon nichts wissen und stellte mir vor, was für ein dürftiges Auskommen so ein Landschullehrer hätte, und wie ein Professor doch etwas ganz anderes wäre. Da mir das Lernen wie spielend

von der Hand ging und sie es dank ihrem Kramladen allmählich zu einem ganz anständigen Wohlstand gebracht hatte, so wollte sie nicht einsehen, warum ihr Einziger nicht ebensogut sollte höher hinaufkommen können, wie irgend ein anderer. Sie meinte es sicher so gut, als eine Mutter es nur meinen kann, aber nach ihrer unpraktischen Art schätzte sie eben den Wert des Geldes und der sozialen Stellung höher, als das wirkliche Leben, ganz real und nüchtern betrachtet, es rechtfertigt.

Indessen brachte ich es nicht über mich, gegen ihren Willen zu handeln. Darum machte ich mein Gymnasium fertig und trat dann auf die Hochschule über, wo ich mich dem Studium der Mathematik, Physik und Astronomie widmete. Besonders die letztgenannte Wissenschaft zog mich mächtig an, ich wurde jetzt ein wirklicher Sterngucker und verbrachte manche zauber- und wunderreiche Nacht auf dem Observatorium.

Zwei Jahre hatte ich es so getrieben, als mich das Unglück traf, meine gute Mutter durch den Tod zu verlieren.

Nachdem ich den bitteren Schmerz einigermaßen überwunden hatte, machte ich mir klar, daß es nunmehr meine Pflicht war, die Zügel meines Schicksals selbst in die Hand zu nehmen. Ich überdachte meine Vergangenheit und meine Zukunft und legte mir einen Plan zurecht, der ganz kühl und verstandesmäßig auf rein praktischen Erwägungen aufgebaut war.

Daß ich Lehrer auf dem Lande werden wollte, das stand von vornherein fest. Aus der Astronomie und den verwandten Gegenständen wußte ich genug dafür, in der Erdkunde, Geschichte und Literatur hingegen haperte es, in den medizinischen, juridischen und theologischen Fächern waren meine Kenntnisse gleich Null. Ich wollte mich gründlich auf meinen künftigen Beruf vorbereiten und beschloß deshalb, drei Jahre lang allem Stundengeben zu entsagen und während dieser Zeit an allen vier Fakultäten die für mich wissenswertesten Gegenstände zu hören. Nach dieser allgemeinen Vorbereitung wollte ich dann erst in die Lehrerschule eintreten, die ich in weiteren zwei Jahren als geprüfter Lehrer zu verlassen hoffte.

Ich berechnete — denn ich konnte immer gut rechnen —, daß das nette Sümmchen, das mir nach dem Tode meiner Mutter zugefallen war, gerade hinreichen würde, mir und einem Freunde, der die Heilkunde lernen wollte, fünf Jahre hindurch ein völlig sorgenfreies, wenn auch bescheidenes Dasein zu ermöglichen. Ich befand mich also in der beneidenswerten Lage, mich während dieser Zeit mit ganzer Kraft dem von mir ins Auge gefaßten Ziel hingeben zu können, und dasselbe galt von dem erwähnten Freunde. Der hatte, da er gänzlich unbemittelt war, schon die Hoffnung aufgegeben, das kostspielige medizinische Studium, nach dem seine Sehnsucht stand, ergreifen zu können, und ich war froh, daß sich mir eine so naheliegende Gelegenheit bot,

das zwecklos aufgehäufte Geld, das meine Mutter mir hinterlassen hatte, praktisch zu verwerten.

Somit wäre alles in bester Ordnung gewesen, nur was ich mit dem Kramladen meiner guten Mutter anfangen sollte, wußte ich nicht.

Die Leute sagten, er sei eine Goldgrube, und man würde viel dafür lösen können, wenn sich der richtige Käufer fände. Sollt' ich einen solchen Käufer suchen gehn? Ich hätte nicht gewußt, wo; es wär' mir auch wie der reine Wucher vorgekommen, hätt' ich jemandem noch Geld dafür abgenommen, daß er sich der wenig beneidenswerten Aufgabe unterzog, den ganzen Tag hinter dem Ladentisch zu stehn, um Stiefelwichse, Sämereien und Sensenklingen zu verkaufen.

Zum Glück fand sich gerade zur rechten Zeit eine entfernte Verwandte meiner Mutter, eine brave Wittfrau, die nach dem Tode des Mannes mit ihren zahlreichen Kindern ins Elend geraten war. Diese erklärte sich bereit, die Geschäftsnachfolgerin meiner Mutter zu werden, wenn ich ihr ein kleines Betriebskapital dafür zur Verfügung stellen wollte. Das tat ich mit tausend Freuden — mein Freund und ich konnten uns immerhin noch etwas einschränken — sie übernahm den Kramladen, ohne daß ich mich weiter noch darum zu kümmern brauchte, und es war mir eine große Beruhigung, den Handel, dem meine Mutter einen Teil ihres Lebens gewidmet hatte, in guten Händen zu wissen.

Aus Dankbarkeit, daß sie mir diese Sorge ab-

genommen hatte, schenkte ich ihr auch noch unser kleines Häuschen in der Marktstraße, in welchem der Kramladen sich befindet, samt dem dazugehörigen Krautacker. Solange ich in der Stadt zu leben gezwungen war, hätte ich doch keinen Gebrauch davon machen können, und die Freude, einer unschuldig ins Elend geratenen Familie wieder aufzuhelfen, bot mir reichliche Entschädigung.

Über die fünf Jahre, die nun folgten, ist nicht viel zu berichten.

Ich war fleißig und lernte alles, was nach meiner Schätzung ein Lehrer brauchen kann, genau wie ich es mir vorgenommen hatte. Das ließ sich kurzweilig genug an, indessen war ich durchaus nicht böse, als die Zeit endlich herum war, denn ich sehnte mich schon mächtig, aus der Stadt fortzukommen und endlich meinen Beruf praktisch auszuüben. Kaum war mein Zeugnis ausgefertigt, so setzte ich mich auf und fuhr davon. Ich hatte gerade noch genug Geld in der Tasche, um mir eine Fahrkarte dritter Klasse in meine Heimat zu lösen.

In unserm Orte fand ich zu meiner größten Freude den alten Lehrer noch am Leben, bei dem ich selbst in die Schule gegangen war. Er hätte mich gern als Hilfslehrer zur Seite gehabt, doch war die Bestellung eines solchen bereits im Zuge, und ich kam zu spät. Auch alle größeren Dörfer der Umgebung, in denen sich überhaupt eine Schule befand, waren mit Lehrern schon versehen. Ein jeder von ihnen klagte mir, gerade als hätten sie alle mitein-

ander nur einen einzigen Mund gehabt, wie die Einsamkeit auf dem Lande ihn anöde, wie es ihm an Anregungen mangle, und wie er zuversichtlich hoffe, recht bald in die Stadt oder wenigstens in einen ansehnlicheren Flecken versetzt zu werden.

Ich lächelte über die wunderlichen Käuze und beschloß gemächlich zu warten, bis dem einen oder andern sein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gehen würde.

Inzwischen sollte ich aber eine recht merkwürdige Erfahrung machen.

Ich war in unserem alten Hause an der Marktstraße abgestiegen, wie ich es aus der Zeit gewohnt war, da meine gute Mutter noch lebte. Die entfernte Verwandte, die den Kramladen übernommen hatte, schien sich zwar darüber zu wundern, daß ich wiedergekommen war, doch ahnte ich nicht, daß sie mich ungern bei sich aufnahm, es war mir eben so ganz selbstverständlich, hier eine Heimat zu haben, daß ich mir überhaupt keinen Gedanken darüber machte und es anders gar nicht für möglich hielt.

Als nun aber die gute Frau merkte, daß ich mich für einen längeren Aufenthalt einrichtete, legte sie plötzlich los: Was mir eigentlich in den Sinn komme, so mir nichts, dir nichts bei ihr einzufallen? Und ob das Haus mein sei, oder ihr? Und ob ich nicht wüßte, daß sie genug Mäuler zu stopfen hätte, und mir einbildete, sie würde mich auch noch füttern?

Der Mann kam hinzu — sie hatte inzwischen einen ehemaligen Fleischerknecht geheiratet, welcher

nun Kaufmann war; der sagte, seine Frau hätte ganz recht, und er wüßte überhaupt nichts von mir und wundere sich, was ich bei ihnen wolle?

Ich schämte mich in die Seele hinein, denn von je war mir nichts peinlicher gewesen als der Gedanke, jemandem lästig zu fallen; auch stand, wie sie so über mich herfielen, die Älteste von meiner Kramerin dabei, die Clari, die mir besonders lieb war, und hörte es mit an, wie mir geradezu die Tür gewiesen wurde gleich einem frechen Eindringling.

Das beschämte mich doppelt, doch war ich fast sprachlos und wußte zu meiner Rechtfertigung nicht viel anzuführen. Nur daß ich gemeint hätte, die Frau würde sich noch daran erinnern, daß ich ihr einst aufgeholfen und ihr mein Häuschen und den Kramladen meiner Mutter ohne jedes Entgelt übergeben hätte.

Darauf sagte der Mann, damit sei mir damals nur ein Gefallen erwiesen worden, weil ich als Sterngucker doch nur in Schulden geraten wäre, wenn ich den Handel auf eigene Faust hätte weiterführen wollen. Aber das wisse er längst: wenn man einem Gutes tue, so wolle der dann nur immer mehr, bis eben schließlich nichts übrig bleibe, als einen Riegel vorzuschieben.

Während er sprach, hatte ich so schnell als möglich meine wenigen Habseligkeiten zusammengerafft und beeilte mich auf die Straße zu kommen. Es wollte mir scheinen, daß die Leute den Wohlstand, zu dem sie gelangt waren, nicht so leicht errungen

hätten, wenn ich nicht damals, nach dem Tode meiner Mutter, froh gewesen wäre, die Sorge um mein Haus und meinen Kramladen loszuwerden; aber ich pries mich jetzt doppelt glücklich, daß ich sie losgeworden war. Denn als es mir so recht handgreiflich vor Augen trat, wie gefährlich Besitz den Menschen werden kann, wie er nur zu oft dazu führt, sie hart, unfreundlich und gehässig zu machen, da erkannte ich erst mit voller Deutlichkeit, wie klug und umsichtig ich damals gehandelt hatte, als ich mich meines Hauses und des Kramladens entledigte.

Vorderhand stand ich freilich auf der Straße. Mein Gepäck wog nicht schwer, Geld beschwerte mich auch keins, ich kam mir leicht vor wie eine Flaumfeder, die ein Wind hinweht, wo er mag; es war ein wunderlich erlöstes Gefühl. Wenn doch die Menschen nicht so töricht wären und in solchen Augenblicken das Verkehrteste täten, was man tun kann: sich sorgen! Wird nicht schon im Evangelium der fröhliche Leichtsinn gepredigt von den jungen Raben und den Lilien auf dem Felde? Ich bin ein fehlerhafter Mensch und darf mir nicht anmaßen, die Weisheit des Evangeliums zu ergründen, aber das kann ich sagen, daß mir unsäglich froh zumute wurde, als ich auf einmal spürte, daß ich jetzt ganz in der Luft hing und nicht wußte, wo ich am Abend mein Haupt zur Ruhe legen würde.

Und noch froher wurde ich, als unversehens die blonde Clari vor mir stand, die mir aus dem Hause nachgeeilt war. Sie war schon beinahe wie eine

Jungfrau anzusehen und ergriff mich bei beiden Händen: Die Eltern hätten nicht recht an mir gehandelt, und ich sollte nicht glauben, daß sie das nicht wüßte!

Die Ladentür flog auf, man rief nach ihr, sie eilte zurück und ich stand wieder allein. Ich wendete mich in den sonnig aufgehenden Tag hinaus. Der frische Morgenwind, der mich, leicht, wie ich war, vom Boden aufhob und davontrug, war ein glückseliger Gottesatem. Denn er wehte mich geradenwegs ins Lärchenraith.

Das Lärchenraith ist eine Gegend drei Stunden vom Markt, ansehnlich hoch im Gebirge. Sie geht auf und ab und ist halb grün von Wiesen und Lärchen, halb schwarz von Zirbelkiefern und Tannen. Überall aber ist sie naß. Denn es regnet viel in unserm Winkel überhaupt, und im Lärchenraith kommt noch dazu, daß das Wasser nicht recht abfließen kann. Zu dem Flußtal, das tief unten vorüberzieht, führen keine Bachläufe hinunter, darum sind oben die Wiesen moosig und filzig; nur die auf den vielen grasigen Buckeln liegen, die in munterer Laune über die Hochtrift hinhüpfen, liefern gesundes Futter. Dazwischen sammelt das Feuchte sich, wo es mag, so daß es einem, der, ohne Bescheid zu wissen, durchs Lärchenraith geht, leicht passieren kann, daß er seine Schuhe nur mit Anstrengung aus den Stapfen zieht und in jeder Fußspur einen kleinen Seespiegel zurückläßt. In diesen sohlenförmigen Wasserspiegeln, welche dann den Weg entlang stehen, den er genommen, beschaut

sich aber nur selten der blaue Himmel, gewöhnlich sind es bloß Nebel, die sich darin spiegeln. Denn das Lärchenraith ist ein richtiges Nifelheim, und von Glück kann sagen, wer mehrmals hintereinander erlebt, daß die Nebel, die jeden Morgen darüber hinwallen, sich später auftun und den Ausblick auf die Firnfelder frei geben, die aus nicht allzuweiter Ferne herüberleuchten.

Auf seinem einsam gelegenen Hofe lebte damals und lebt noch heute im Lärchenraith ein alter Freund meines seligen Vaters; er heißt der Lärchenraither, schreiben tut er sich aber Frosch. Den suchte ich jetzt auf, weil er mir unter allen Bauern, die ich kannte, immer der ruhigste und zuverlässigste geschienen hatte, ohne daß ich eigentlich viel von ihm wußte. So oft er in meiner Kindheit in unsern Kramladen gekommen war, fuhr er mir jedesmal, wenn ich neben der Mutter hinter der Budel stand, mit seinen fünf Fingern ins Haar und zauste mich ein wenig; aber er hatte nie ein Wort dazu gesagt. Ich weiß nicht, warum ich so viel Zutrauen zu ihm hatte, aber dieses Zutrauen täuschte mich nicht. Denn als der Lärchenraither hörte, daß ich der Sohn meines Vaters und außerdem noch Lehrer sei, ließ er mich gar nicht mehr fort und sagte, rein als ob er auf mich gewartet hätte, ich möge nur gleich hinaufgehn und ablegen, die Stube stehe schon bereit für mich.

So wär' es nicht gemeint, versetzt' ich dagegen, zum Wohnen allein sei ich nicht auf der Welt und könne nur bleiben, wo man einen Lehrer brauche.

Da hätt' ich eine gute Nase gehabt, meinte er, denn einen Lehrer brauchten sie; aber übers Knie brechen lasse sich nichts, vorderhand mög' ich nur hinaufgehn, er würde schon mit mir reden, wenn es Zeit dazu wäre.

Ich blieb also da und lernte den Bauer und die Bäuerin näher kennen.

Mit dem Bauer hatte es eine eigne Bewandtnis; entweder er war von Haus aus ein Spekulierer, oder das ewige Nebelreißen im Lärchenraith hatte ihn dazu gemacht. Er machte sich gern Gedanken über den Zusammenhang der Dinge, über das Weltall, über das Jenseits und über das Fortleben nach dem Tode. Ich kam gut mit ihm aus, denn er besaß eine Eigenschaft, die man in besseren Ständen nur selten findet: das Kraut und den Salat, die Knödel und die Speckgrammeln, die ich bei ihm genoß, taxierte er nicht höher als das bißchen Belehrung, das ich ihm als Gegengabe bieten konnte, und hielt mich deshalb wie einen willkommenen Hausgenossen, nicht wie einen Abhängigen und im Grunde Lästigen. Die Bäuerin dagegen, die den schönen und sanften Namen Agnes führte, ohne ihn ganz zu verdienen, war eine solche, die mit einer Hand die Pfanne ans Herdfeuer rückt, mit der andern die Kleie fürs Vieh umrührt, mit der dritten die Milch abrahmt und mit der vierten Brot ins Mus schneidet. Wenn sie nicht wär', so trüge das wässerige Gütel dem Bauer kaum das bissel Toback für sein Pfeiflein — das stand mit großen Buchstaben auf all ihrem Tun und jeder ihrer Mienen

geschrieben. Weil sie halt keine hiesige war, so dünkte sie sich etwas Besseres. Der Lärchenraither spekulierte aber, daß Gott es wachsen lasse, wie es ihn gut dünke; und sah schier verwundert zu dabei und blies blaue Wölklein in den Nebel.

Die Gemeinde faßte gut eine Meile im Umkreis, setzte sich aber bloß aus dreizehn Höfen zusammen. Der Lärchenraither war Gemeindevorsteher und hätte gern eine Schule gehabt, darum ließ er den Lehrer gar nicht mehr los. Die Eingabe mußte ich ihm aufsetzen, und er schrieb Frosch darunter. Ernstlich dagegen haben konnte eigentlich niemand etwas. Der Lehrer war geprüft, und Kosten erwuchsen keine. Es wurde so beschlossen: Meine Wohnung hatte ich beim Bauer, und aus der Schüssel mitessen durfte ich auch. Dafür half ich aus, wo es notwendig war: im Sommer im Heu, im Winter im Holz. Ein Gewand, ein Hemd und ein Paar Stiefel jedes Neujahr für den Lehrer nahm die Gemeinde auf sich. Eine Dreschtenne war auch da, nun hatte ich meine Schule, neununddreißig Kinder aus den dreizehn Höfen.

Die Kinder hatten rote Wangen und blanke Augen, eine rechte Freude war es. Die Obrigkeit fand nichts einzuwenden, die Obrigkeit da draußen, die so weit weg war wie eine Sage. Von der wir so wenig etwas sahen wie vom Kaiser selbst — einen beschriebenen Bogen höchstens, ein, zweimal im Jahr. Aber die Obrigkeit im Lärchenraithhof, die war näher als mir lieb.

An der Fröschin nagte der Geiz. Wegen dem

bissel Essen war es nicht, der Lehrer arbeitete ohnedies wie ein Knecht. Aber das Wohnen! Weil mir nämlich der Bauer den Aufbau eingeräumt hatte.

Das war so. Im Markt unten — der lag aber drei gute Stunden weit — machte mancher sich ein schönes Geld mit Frischlern*). Da hatte Frau Agnes ihrem Mann in den Ohren gelegen, er sollte auch aufbauen. Und das hatte der wirklich getan und eine Stube aufgesetzt, eigenhändig, aus gut gefügten Balken, innen schön weiß beworfen, mit einem Schindeldach oben drauf. Den Frischlern aber war der Weg zu weit, es kam keiner. Jetzt wohnte ich in der Stube. Ich hatte mich ohnedies bereit erklärt, meinen Strohsack sofort auf den Speicher zu ziehen, wenn sich nur die Nasenspitze eines Frischlers zeigen sollte. Nein! Daß der Lehrer wie ein Herr wohnte, das wurmte sie. Frosch meinte, froh sein sollte sie, daß der Aufbau nicht für die Katz' wär'. Jetzt wohnte ja eh' einer drin? Also! Das brachte sie erst recht auf. Mit einem, der nicht zahlte, war ihr freilich nicht gedient.

„Hast halt du einmal spekuliert, aber falsch," rächte sich der Frosch.

Das mußte sie sich sagen lassen und bildete sich doch ein, von den Ganzpraktischen eine zu sein. Denen geht es aber freilich nicht selten wie den Ganzgescheiten, die manchmal vor Gescheitsein dumm werden. Ich wollte nachgeben und weichen, aber der Bauer

*) Sommerfrischler.

setzte seinen Kopf auf und ließ mich nicht aus der Frischlerstube.

Einmal ließ der Dechant mir sagen, das wär' eine schöne Aufführung, wenn der Lehrer selbst Ärgernis gebe.

Ich war nämlich am Sonntag noch nie in der Kirche gewesen. Ärgernis geben wollte ich nicht, also ging ich nächsten Sonntag die drei Stunden in unsern Markt hinunter.

Nach der Kirche begegnete mir die blonde Clari, die sah in ihrem Sonntagsstaat wie ein frisch gepflückter Apfel aus. Ich kam mir auf einmal recht armselig vor in meinem abgetragenen Gewand und merkte auch, wie sie einen erschrockenen oder rügenden Blick über mich hinstreichen ließ; sonntägig sah ich freilich nicht aus, denn ich besaß nur den einzigen Anzug. Wir redeten dies und das, und ich erzählte ihr, wie wohl mir sei im Lärchenraith, und was für aufgeweckte Kinder ich hätte. Das wäre nichts Dauerndes für mich — da oben! meinte sie; ich möge mich doch umtun, ob ich nichts Besseres fände. Als ich ihr sagte, ich wüßte mir gar nichts Besseres zu wünschen, da sah sie bekümmert drein und seufzte mehrere Male. Schließlich meinte sie, es nehme sie recht wunder, wie das bloß komme; meine Mutter sei eine so gescheite Frau gewesen, und ich hingegen würde durch keinen Schaden klug und bliebe immer derselbe unpraktische Mensch!

Das ging mir auf dem Heimweg nach und wurmte mich. Ich hatte mir in meinem Leben alles so klar

und nüchtern überlegt und mit so viel Umsicht eingerichtet, daß ich mich manchmal fast schämte, niemals eine jener Torheiten begangen zu haben, die man der Jugend gern verzeiht. Und jetzt urteilte die gute Clari, die ich ganz still in mein Herz geschlossen hatte, als wäre mir nur Unsinniges und Unüberlegtes nachzusagen. Ich grübelte und wurde schließlich eins mit mir, daß nur das leidige Geld gemeint sein konnte.

Eine Bauersfrau aus dem Lärchenraith, die auch aus der Kirche kam, und die ich im Bannwald überholte, redete mich freundlich an und sagte, ihre Kinder hätten die Schiefertafel jetzt lieber als Gründlinge fangen und Äpfel schnipfen, eine Freude sei es, wie gern sie zur Schule gingen; aber vorsehen mög' ich mich, der Dechant sei mir auffässig, und wenn man fahren könnte ins Lärchenraith, hätt' er sicher schon eine Inspektion gehalten.

Ich wollte wissen, was ich dem Dechanten getan hätte? Sie wurde verlegen und rückte endlich heraus: eine Schande sei es, hätt' er sich halt geäußert, wenn der Lehrer im Werktagskleid zur Kirche komme und aussehe wie ein Stromer. Lieber sollt' er ganz wegbleiben, das wär' noch das geringere Ärgernis. Ich dankte der Frau und meinte, das würd' ich mir nicht zweimal sagen lassen und gerne von der Kirche fortbleiben bis nach Neujahr; denn um Neujahr hätt' ich Aussicht, einen neuen Anzug von der Gemeinde zu bekommen.

Wie ich mich dem Lärchenraithhofe näherte, treff' ich in der Mulde, welche die Lazag heißt, meinen

Frosch. Der steht da und schaut seine Wiese an. Es war eine lange Regenzeit gewesen, und zwischen dem Krummet sah man überall den Himmel sich spiegeln.

Da ist mir ein Gedanke gekommen.

Wenn man an der abschüssigen Stelle einen Riegel vorschiebt, so staut sich das Wasser und gibt einen kleinen See, darein man Karpfen setzen könnte. In zwei, drei Jahren sind die Fische so groß, daß man sie unten an die Fischler verkaufen kann, das trüge gerade fünfzigmal mehr ein, als das saure Heu wert ist, und auf mich könnte auch ein Anteil kommen, weil ich den Einfall gehabt. Das erklär' ich jetzt meinem Bauer.

Der schaut mich erst groß an: Fische? Gerade als ob ich gesagt hätte: Walrosse.

Ich wußte schon, daß man ihm Zeit lassen muß, und wir redeten fürs erste nicht mehr darüber. Es muß ihm aber im Kopf herumgegangen sein. Denn einmal, wie die Bäuerin ihren Regentag hatte und sagte, wir beiden seien die Unnötigen, der Bauer und ich, und wir könnten von der Himmelsluft leben, wenn sie nicht der Narr wäre und für drei schaffte, da hing er ihr gar ein Maul an und meinte, sie würde noch etwas erleben. Der Lehrer und er verstünden es schon, besser als sie sogar, sie möge nur abwarten, bis einmal die Fische da wären, dann würde sie Augen machen wie eine Henne, die junge Enten bebrütet hat.

Nun war es an ihr uns groß anzuschauen, erst

den einen, dann den andern: Fische? Gerade als ob er gesagt hätte: Walrosse.

Es dauerte nicht lange, so fingen wir in der Lazag den Damm aufzuführen an, der Bauer und ich. Ein starkes Mäuerlein aus Bruchsteinen, die wir oben im Wald gewannen, ein kunstvolles Stauwerk in der Mitte, mit zwei hölzernen Schleusen, die man ganz schließen konnte, in heißer und trockener Zeit, oder halb schließen, wenn es zu viel regnete, oder ganz aufziehen, wenn man den Teich ablassen und die Fische bequem einfangen wollte. In den Schulferien reiste ich dann in die Stadt, um in der Landesfischzucht die Karpfenbrut selbst auszuwählen.

Ich war guter Dinge und voll froher Hoffnungen. In mehr als einer Hinsicht versprach ich mir Vorteile von dem reichen Karpfensegen, der aus dem Lärchenraith hervorgehen sollte. Die Bäurin würde mir freundlicher gesinnt werden und mir nichts mehr in den Weg legen, wenn sie sähe, daß der Lehrer ihr ein schönes Stück Geld einbrächte. Der Dechant würde sich über meinen äußeren Menschen nicht mehr zu beklagen haben, wenn ich über genügende Mittel verfügte, mich Sonntags etwas würdiger herauszustaffieren. Die blonde Clari würde sich meiner nicht mehr zu schämen brauchen, wenn sie mir im Markt begegnete, und würde einsehen lernen, wie bitter Unrecht sie mir getan, indem sie mich einen unpraktischen Menschen schalt. Es gibt für keinen etwas Kränkenderes, als wenn ihm gerade jene Eigenschaften bestritten werden, auf die er selbst den größten Wert

legt. Ich hatte es immer für die erste Pflicht des Menschen gehalten, sich sein Leben den Bedürfnissen entsprechend einzurichten, die in seiner Natur liegen, und von meiner guten Mutter abgesehen, der man es als einer einfachen Frau am wenigsten verübeln kann, daß sie den wahren Wert der Lebensgüter nicht immer richtig abzuschätzen wußte, sind mir unpraktische Menschen von jeher ein Greuel gewesen.

Zu meiner Bäuerin und zu der guten Clari mußte man freilich in ihrer eigenen Sprache reden. Der reiche Ertrag, den meine Karpfen liefern sollten, würde ihnen beweisen, daß ich mich auch aufs Geldverdienen verstand, wenn es einen Zweck hatte und mir wünschenswert schien.

Mit einem grüngestrichenen hölzernen Behältnis, in dem es verheißungsvoll gluckste, kehrte ich ins Lärchenraith zurück. Der kleine See im Lazag warf schon lustige Wellen, mit feierlichen Gefühlen setzten wir die Brut aus, der Bauer und ich, so wie man das Wintersaatkorn der umgebrochenen Erde vertraut: Tausend Stück lebendiger, schwärzlicher Beistriche, die sich alsbald wimmelnd in der tiefgrünen Flut verloren.

Anfangs gingen wir jeden Tag nachsehen und füttern und hatten unsere Freude daran. Allmählich kühlte sich unser Eifer; mit dem Wachstum ging es nicht so schnell, als wir geglaubt hatten, aber im Laufe des Herbstes hatten unsere Setzlinge immerhin gut das Doppelte ihrer ursprünglichen Größe erreicht. Es bildete sich schon eine Breitseite an ihnen aus,

wie es für die Karpfenform bezeichnend ist. Der Lärchenraither paffte blaue Wölkchen in den Nebel und meinte andächtig: Gott lasse es wachsen, wie es ihm gut dünke, und der Mensch könne nichts weiter tun als zusehen und sich wundern. Dann zog der Winter ins Land und verschloß unsere Hoffnung im Teich mit einem kristallenen Deckel.

Von Neujahr ab ging ich in meinem neuen Lodenanzug des Sonntags ein paarmal in die Kirche hinunter, denn ich wünschte, mit dem Dechanten in Frieden auszukommen. Einmal machte ich ihm sogar einen Besuch, was dem wohlbeleibten Herrn so unerwartet kam, daß er rot wurde wie ein Krebs. Indessen faßte er sich rasch und schickte sich an, mir Fingerzeige zu geben, die er beim Unterricht befolgt wissen wollte, und die ich stillschweigend entgegennahm. Mein Schweigen schien ihn gegen mich aufgebracht zu haben, denn er sagte schließlich, die Hauptsache bleibe das Beispiel, das der Lehrer den Kindern gebe, und in der Hinsicht könne er mir leider nur wenig Vertrauen entgegenbringen; denn daß ich anfangs gar nicht und dann im Aufzug eines Stromers in die Kirche gekommen sei, beweise geringe Ehrfurcht vor Gott.

Ich entschuldigte mich, die Gemeinde sei arm und könne ihrem Lehrer kein Bargeld geben; ich hätte auf den neuen Anzug warten müssen, der mir zu Neujahr gebühre. Aber er wurde ganz zornig und ließ keine Einwände gelten: Traurig sei es, wenn einer, der früher im Orte begütert gewesen, und dem seine

wackere Mutter ein schönes Vermögen hinterlassen, durch leichtsinniges Wirtschaften so tief herabgekommen sei, daß er nicht einmal ein würdiges Kleid besäße, das Haus Gottes damit zu betreten.

Da übermannte auch mich der Zorn, und ich widersprach heftig: leichtsinnig gewirtschaftet hätt' ich nie, und herabgekommen sei ich auch nicht; im übrigen aber wär' ich überzeugt, daß Gott mehr auf die Gesinnung sehe als auf das Kleid.

Ob ich ihn, den Dechanten, über Gott belehren wollte? fragte er aufgebracht.

Ich gab ihm ebenso aufgebracht eine darauf passende Antwort, wir schieden im Zorn, und ich schmiß die Tür hinter mir ins Schloß, was mich noch heute aufrichtig und bitter reut; nicht weil es mir nachmals teuer zu stehen kam, sondern weil es ungezogen gewesen ist und das erstemal war, daß ich mich so hinreißen ließ.

Als ich durch den Ort ging, begegnete mir wieder einmal Clari, da war mein Unmut gleich verflogen. Sie hatte eine Pelzboa um wie die Damen, was mir eigentlich nicht gefiel, und schien sich über mein anständiges Aussehen zu freuen, denn sie sah mir offen und freundlich ins Gesicht, was mir sehr wohlgefiel. Ich erzählte ihr von unsern Karpfen, und wie wir ein schönes Stück Geld dafür lösen würden, der Lärchenraither und ich, wenn sie erst größer geworden wären. Sie lobte mich, ich bildete mir ein, in ihrer Meinung gestiegen zu sein, und hoffte, sie würde mich jetzt nicht mehr für einen unpraktischen Menschen halten.

Da ich von nun ab nicht mehr zur Kirche ging, sah ich sie den ganzen Winter und Frühling nicht wieder. Ich hielt fleißig Schule, half im Haus und im Holz, las manchmal in einem Buche und redete mit meinem Bauer über Gott und die Welt — so ging die Zeit hin.

Es hatte längst getaut, und nur an den schattigsten Stellen im Lärchenraith hielt sich noch der Schnee. An den Obstbäumen rieselte der Saft, und es konnte nicht mehr lang dauern, daß sie zum Blühen ansetzten — da fielen mir erst wieder die Karpfen ein, auf die ich fast vergessen hatte.

An einem sonnigen Nachmittag ging ich ins Lazag hinunter, und als ich ans Wasser trat, sah ich es aus der Tiefe blinken wie von purem Gold. Es wimmelte von Fischlein in dem Weiher, aber es waren keine Karpfen, das erkannte ich gleich, es waren weitaus schönere und edlere Fische. Fast atemlos kehrte ich in den Hof zurück und suchte meinen Bauer. Ich zog ihn mit mir fort und verhieß ihm ein Wunder, das er schauen sollte. Wir standen am Rande des Sees und staunten beide über den Segen, den uns der Himmel beschert hatte.

Wie im Märchenreich sah es aus, wie da im grünen, schlammigen Wasser ganze Scharen kleiner, leuchtender Goldfische hinzogen, rote und rot-silberne und schwarz-goldene, gerade als ob wir mitten in einem kaiserlichen Parke stünden, am steinernen Bord eines prächtigen Gartenweihers.

In meiner Freude dachte ich erst garnicht daran,

daß dieses Gold sich nicht münzen ließ, und daß infolgedessen aus dem erhofften Gewinn nichts werden könne. Erst mein Bauer erinnerte mich daran, der etwas bedenklich schien, was seine Ehehälfte dazu sagen würde?

Jetzt erschrak ich selbst, und meine Freude verwandelte sich in Sorge. Aber ich meinte doch, die Bäuerin würde sich trösten lassen, wenn wir ihr ein Glas mit Goldfischen in die Stube stellten. Geld sei doch schließlich nicht das einzige auf der Welt, und ein schöner Anblick auch etwas wert. Meine Schulkinder könnten sich Goldfische mitnehmen, jedes, das ein Glas bringe, so viel Goldfische, als es nur wolle, die ganze Gemeinde würde eine Freude an unseren Fischen haben, die ganze Gegend, und nicht bloß die Kinder allein, jeder Bauer, jede Bäuerin, jeder Knecht und jede Magd würde sich freuen — und auf Freude komme es doch an in der Welt, auf Freude vor allem, nicht immer bloß aufs Geld, das doch nur deshalb so beliebt sei, weil man sich unter Umständen Freude damit erkaufen könne.

So suchte ich mich und den Frosch mit der neuen Tatsache auszusöhnen. Der hatte aber sein Gleichgewicht bereits wiedergefunden und bedurfte meines Zuspruchs nicht. Er wirbelte blaue Wölklein und meinte, ihm gefielen Goldfische auch besser als Karpfen; diese hätten doch nur die Frischler aufgegessen — was gingen ihn die Frischler an? Und wenn es ihm und dem Lehrer gefiele, sich einen Teich anzulegen, so hätte niemand etwas dreinzureden, auch

die Bäurin nicht, ob sie sich nun Goldfische oder Karpfen einsetzen wollten. Überhaupt könne der Mensch nichts tun, als sich über Gottes Werke wundern, und müsse es im übrigen nehmen, wie der es habe wachsen lassen.

Frosch, dieses Wort dank' ich dir ewig!

Von dem Unwetter, das sich zuhause über unsern Köpfen entlud, will ich lieber gar nicht berichten.

Ich hielt still und ließ es schweigend über mich ergehen. Als aber Frau Agnes schließlich sagte, so etwas könne auch nur einem Unnötigen, einem Ganzverdrehten, einem Sterngucker geschehen, wie ich einer sei, da setzte ich mich doch zur Wehre und gab ihr zu bedenken, daß es Sache der Fischzuchtanstalt, nicht die meinige, gewesen wäre, Karpfen- und Goldfischsetzlinge auseinander zu kennen. Unnötig und verdreht wär' ich deswegen noch lange nicht, und hätte sie selbst die Fischbrut geholt, so hätt' ihr genau dasselbe passieren können wie mir. Übrigens sei der Goldfisch ein edleres Tier als der Karpf, wenn man ihn auch nicht essen könne, und da nicht sie den Weiher angelegt hätte, sondern der Frosch und ich, so gehe es sie überhaupt nichts an, wenn wir beide unsere Freude an Goldfischen hätten.

Jetzt kehrte der Sturm sich gegen den Bauer. Ob es wahr wäre, daß auch er seine Freude an Goldfischen hätte? Der seltene Mann blieb fest und sprach ein lautes und vernehmliches „Ja!"

Dieses „Ja" vergaß mir Frau Agnes nie.

Sie ging im ganzen Lärchenraith und Sonntags

auch im Markte umher und erzählte überall, der Lehrer sei ein ausgemachter Narr und verführe auch ihren Mann zur Verrücktheit, man möge sie doch um Christiwillen von dem verrückten Lehrer befreien!

Ich kümmerte mich nicht darum und hatte meine Freude, wie die Kinder mit ihren Einsudgläsern gelaufen kamen und Goldfische heimtrugen. Etwas so Schönes hatten sie in ihrem Leben nicht gesehen, es kam ihnen vor wie ein Wunder, daß unser Herrgott auch goldene Fische sollte erschaffen haben.

Am Sonntag ging ich eigens in den Markt und traf wirklich die Clari in der Straße vor dem Kramladen. Sie erkundigte sich nach meiner Fischzucht, und ich merkte, daß sie noch von nichts wußte. Ihr Anblick machte mich froh und heiter, denn ich hatte sie lange nicht gesehen. Ob sie denn wüßte, daß ich ein Sonntagskind sei? fragte ich scherzend: von Geld und Gut hätte die Vorsehung mich ein für allemal erlöst, aber das Gold fänd' ich an der Straße und auf allen meinen Wegen. Sie wußte sich keinen Reim auf meine Worte zu machen, da erzählte ich ihr, mit den Karpfen wär' es nichts, aber goldene Fische hätten wir dafür, Fische aus purem Gold, einen ganzen Teich voll!

Sie wollte nicht glauben, daß es goldene Fische gebe. Ich erbot mich, ihr am nächsten Sonntag welche zu bringen, wenn sie mir ein Einsudglas mitgeben wollte, daß ich sie hineintun könnte. Dazu war sie flink bereit, sprang in den Laden und

brachte ein großes Glas heraus, wie die Hausfrauen es benützen, um Gurken oder Obst einzumachen.

Inzwischen hatte ich meine Bäurin in den Kramladen eintreten sehen und dachte gleich, daß diese wieder etwas Böses über mich ausſprengen und die Leute gegen mich aufhetzen würde. Und ich hatte mich nicht getäuſcht. Denn kaum hatte Clari mir das Glas übergeben und noch ein paar Worte mit mir gewechſelt, als ich ſchon ihren Stiefvater aus dem Laden hervorſtürmen ſah, den ehemaligen Fleiſchergehilfen, der jetzt Kaufmann war. Er herrſchte ſeine Tochter an, ſie ſolle hineingehen und nicht mit dem verrückten Lehrer reden, mir aber ſchrie er entgegen, ich möge das entwendete Glas ſogleich wieder hergeben, es gehöre in den Kramladen und dürfe nicht fortgetragen werden.

Ich hätt' es nicht entwendet, ſagte ich, und brächt' es ohnedies nächſten Sonntag wieder zurück, denn ich hätte der Clari verſprochen, ihr von meinen Goldfiſchen zu bringen.

Ja, goldene Fiſche wolle der Lehrer ihr bringen, flehte Clari und verſuchte, ſich ins Mittel zu legen. Aber der rohe Menſch belferte, ſo verrückte Fiſche brauche ſeine Tochter nicht und dürfe ſie auch nicht annehmen, am allerwenigſten von einem übergeſchnappten Narren, wie ich einer ſei; und wenn ich das Glas nicht auf der Stelle zurückgäbe, ſo hole er den Gendarm, denn das Glas ſei ſein, und er laſſe es ſich nicht ſtehlen! Dabei faßte er mit der Hand

in den Rand des Glases, das ich im Arm hielt, und zog daran.

Ich wehrte mich und hielt das Glas fest, vielleicht stieß ich ihn auch mit der freien Hand leicht vor die Brust — kurz, mein Unstern wollte es, daß er strauchelte, rücklings hinschlug und mir durch die Wucht seines Falles das Glas aus dem Arm riß. Es blieb ihm in der Hand, und er fiel so unglücklich darauf, daß er sich die Sehnen am Puls durchschnitt und das Blut nur gleich so herumspritzte. Ich erschrak sehr und wollte ihm beispringen, aber es waren schon Leute um ihn, die müßig dagestanden und unseren Disput mit angehört hatten. Die ließen mich nicht in die Nähe und stießen mich gar zurück, rein als hätte ich ihm etwas antun wollen. Es war ein großes Geschrei, und alles rannte zusammen, und viele, die neu hinzukamen und nur etwas Halbes gehört hatten und den Blutenden am Boden sahen, blickten scheu auf mich und erzählten einander, der verrückte Lehrer hätte den Kramer gestochen.

Ich sah, daß viele sich um den Verwundeten bemühten, daß man ihm einen Notverband angelegt hatte, und daß auch schon der herbeigeholte Arzt gelaufen kam. Da man mich nicht in die Nähe des Kaufmanns ließ und ich nichts weiter helfen konnte, so drehte ich um und ging langsam fort. Ich glaube, sie hätten mich angehalten, wenn sie sich nicht allemiteinander vor mir gefürchtet hätten. Aber das falsche Gerücht, als hätt' ich dem Kaufmann etwas zuleide getan, ließ sie einen gemeingefährlichen Men-

schen in mir erblicken, an den keiner sich herantraute. Diesem Umstand dankte ich es, daß ich unbehelligt von dannen gehen konnte. Traurig darüber, daß meine armen Goldfische, die für alle hätten eine Freude sein können, der unschuldige Anlaß eines so bedauerlichen Unfalls geworden waren, kehrte ich ins Lärchenraith zurück.

Der Frosch hatte mir's schon am Abend gesteckt, daß die Bäuerin, die erst spät aus dem Markt nachhause gekommen war, mit Unheilmären schwanger gehe, was alles über mich hereinbrechen würde. Er hätte ihr aber das Wort nicht vergönnt und keine Gelegenheit gegeben, zu entbinden; nun ersticke sie fast an den Galläpfeln, die ihr den Leib beschwerten.

Am andern Nachmittage kam richtig eine kleine Prozession von Stadtherren ins Lärchenraith gezogen: gleich zwei Kommissionen auf einen Sitz. Die vom Gericht war von einem Gendarm im Korkhelm begleitet, die von der Schulbehörde führte den dicken Dechanten in einem leichten Wägelchen mit sich, und wo die Räder in den Boden einsanken und das Rössel nicht mehr weiter wollte, tauchten ein paar von den schwarzgekleideten Herren ehrerbietigst hinten an. Im Lazag war die erste Haltestation. Der Fischteich und der Goldfischsegen wurde in Augenschein genommen und die unglaubliche Tatsache zu Protokoll gebracht, daß die umlaufenden Gerüchte nicht übertrieben seien, sondern der verrückte Lehrer wirklich und wahrhaftig den sonst ganz vernünftigen

Bauer behext und dazu vermocht hätte, sein Vieh um eine reichliche Menge guten Futters zu verkürzen und eine anderthalb Joch messende zweischürige Wiese unter Wasser zu setzen, um — Goldfische darin zu züchten. Darauf wurde die Reise fortgesetzt, bis endlich die beiden amtlichen Kommissionen im Lärchenraithhof landeten.

Was soll ich mir jede Einzelheit dieses für mich so traurigen Tages ins Gedächtnis zurückrufen? Genug, es hob eine hochnotpeinliche Untersuchung an, die jede der beiden Kommissionen für sich getrennt führte. Meine Schulkinder wurden geprüft und im Katechismus zu leicht befunden, die Nachbarn wurden ausgefragt, was sie gegen mich vorzubringen wüßten. Die Bäurin gab ihre Anklagen zu Protokoll, daß ich ein unverschämter Schmarotzer sei, daß ich mich in der mit großen Kosten aufgebauten Stube, die zur Vermietung an Frischler bestimmt war, gegen ihren Willen eingenistet hätte und nicht mehr daraus zu vertreiben wäre, daß ich mich bei ihrem Mann hinterlistig eingeschmeichelt hätte und meinen Einfluß auf ihn dazu mißbrauchte, ihn zu allerhand Narreteien zu verführen, und daß ich ihn und sie noch an den Bettelstab bringen würde, wenn man mir nicht bald das Handwerk lege. Schließlich wurde noch ich selbst einem Verhör unterzogen. Meine Rechtfertigung in der Sache mit dem Kramer fand keinen Glauben, der Gerichtsherr beharrte dabei, ich hätte, wenn nicht schon mit einem Messer gestochen, so doch meinen Gegner absichtlich mit den Scherben des zer-

brochenen Glases verwundet; alle, die dabeigestanden, hätten es gesehen.

Die Vernehmungen endeten damit, daß ich vom Lehramt suspendiert und dem mitgebrachten Gendarm überantwortet wurde, um in gerichtliche Untersuchung gezogen zu werden. Meiner Bitte, mich auf freiem Fuß zu lassen, wurde kein Gehör geschenkt; denn wenn irgendwo, so bestehe gerade bei einem, den keinerlei Gepäck beschwere, aller Grund, Fluchtverdächtigkeit anzunehmen.

Ich schämte mich in den Boden hinein, als ich im Angesicht aller Bauern und meiner lieben Schulkinder, von denen viele in Tränen aufgelöst waren, in Begleitung des Gendarms das Lärchenraith verlassen mußte. Und als ich drei Stunden später gleich einem Übeltäter mitten durch den Markt geführt wurde und hinter den Fenstern meines ehemaligen Besitztums die neugierigen Köpfe der Krameriſchen sich drängen sah, da hätte ich mich am liebsten in die Erde verkrochen. Indessen verließ meine Zuversicht mich noch keineswegs; denn ich war fest überzeugt, daß meine Unschuld in kürzester Zeit an den Tag kommen müsse.

Aber es war mir noch eine neue Erfahrung aufgespart: daß es auch unter jenen, die von Amtswegen dazu bestellt sind, die Heiligkeit des Rechts zu hüten, Menschen gibt, die nicht zu unterscheiden imstande sind, was dauernden Wert im Leben besitzt, und was nichtig ist, Menschen, die die Achtung vor Gott und vor sich selbst um das Linsengericht eines kleinen augenblicklichen Vorteils hingeben.

Ein solcher Mensch war der Bezirksrichter. Ich wußte, daß er dem Dechanten, mit dem er jeden Abend im Wirtshaus sitzt, seinen Platz im Gemeinderat verdankt, und war darauf gespannt, wie er den begreiflichen Wunsch, seinem Freunde und Gönner einen Gefallen zu erweisen, mit der Pflicht zur Gerechtigkeit in Einklang bringen würde. Denn ich wußte auch, daß kein Zeuge, wenn er unter Eid vor Gericht aussagen sollte, das Märchen aufrecht halten würde, ich hätte dem Kramer ein Leid zugefügt. Somit war ich auch sicher, daß ich nicht schuldig gesprochen und verurteilt werden konnte.

Und ich wurde auch weder schuldig gesprochen, noch verurteilt.

Aber unter dem Anschein einer besonders gewissenhaften Rechtspflege erdachte der Bezirksrichter einen Ausweg, der mich, noch bevor es überhaupt zum Rechtsspruch kam, ebenso unschädlich machte, als wäre ich wirklich verurteilt worden. Denn einen Menschen, der unbekümmert um den eigenen Vorteil sein Hab und Gut mit Undankbaren geteilt, der, selbst in der größten Dürftigkeit, sich einer mittellosen Gemeinde als Schullehrer verdingt und um Gotteslohn Unterricht gehalten hatte, der während einer Unterredung mit dem hochwürdigen Herrn Dechanten nach dessen eigener Aussage von einem Tobsuchtsanfall ergriffen worden war, sich bei hellichtem Tag und auf offener Straße eines Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens verdächtig gemacht und schließlich noch zum allgemeinen Gespött der

Leute Goldfische für Karpfen gezüchtet hatte, dem konnte man doch billiger Weise nicht sein Urteil sprechen, ohne ihn vorher auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen!

Man schob mich in die Stadt ab, wo ich einst meinen Studien oblegen hatte, und brachte mich auf die Beobachtungsabteilung des dortigen Krankenhauses.

Ich merkte bald, an welch schrecklichem Orte ich mich befand, und war empört über die Behandlung, die mir zuteil wurde. Man umgab mich mit Mißtrauen, überwachte jeden meiner Schritte, spähte mich aus, stellte mich durch Kreuz- und Querfragen auf die Probe. Ich mochte beteuern, so viel ich wollte, ein vollkommen normaler Mensch zu sein, der sich bloß sein Leben so zugeschnitten hätte, wie es eben gerade für ihn und für keinen sonst am besten paßte — es nützte mich alles nichts. Es widersprach mir niemand, im Gegenteile, es nickten nur alle beflissen mit überbereiter Zustimmung, aber ich fühlte deutlich, daß sie mir nicht glaubten, daß sie hinterhältig waren und mich insgeheim für verrückt hielten.

Ich war der Verzweiflung nahe und atmete auf, als eines Tages ein junger Arzt bei mir eintrat, den ich als meinen Freund und Stubengenossen von ehedem erkannte. Es war derselbe, mit dem ich fünf Jahre hindurch mein Einkommen geteilt, und dem ich auf diese Weise das Studium der Heilkunde ermöglicht hatte. Wenn irgend ein Mensch, dachte ich, so mußte dieser für mich zeugen.

Ich wendete mich an ihn und bat ihn, mich aus meiner Gefangenschaft zu erlösen: er kenne mich lange genug, er müsse es wissen, daß ich kein Narr sei, seiner Verwendung werde es leicht gelingen, auch die übrigen Ärzte von meinem gesunden Verstande zu überzeugen.

Aber er zögerte und gebrauchte Ausflüchte: als junger Arzt besitze er keine entscheidende Stimme, auch sei es mißlich für ihn, die Verantwortung auf sich zu nehmen und dem Anstaltsleiter schnurstraks zu widersprechen; denn dieser sei von meinem Dechanten beeinflußt, erblicke ein halb und halb gemeingefährliches Subjekt in mir und habe die entschiedene Absicht geäußert, mich auf alle Fälle für längere Zeit interniert zu halten.

Ich wurde ungeduldig und meinte, das alles könne für einen Freund, ja für einen jeden anständigen Menschen nur ein Grund mehr sein, mannhaft für mich einzutreten und mich meinen Widersachern gegenüber in Schutz zu nehmen. Er erwiderte, über Anstand brauche er sich von mir nicht belehren zu lassen, übrigens falle es ihm nicht ein, meinethalben Händel anzufangen; was ich als Lehrer auf dem Lande getrieben, das wisse er nicht, aber daß ich schon vorher halb verrückt gewesen, das könne er bezeugen, das wisse er noch von unserer gemeinschaftlichen Studienzeit. Denn er erinnere sich nur zu gut, wie knapp es uns die fünf Jahre her gegangen sei, und wie sauer es uns geworden, mit dem bißchen Geld unser Auslangen zu finden, während

wir das schönste und flotteste Studentenleben hätten führen können, wäre ich im Besitze meiner fünf Sinne gewesen und hätte ich nicht wie ein Unsinniger mit der Erbschaft meiner Mutter gewirtschaftet.

Was da nun weiter geschehen ist, weiß ich selbst nicht mehr genau, der gerechte Zorn muß mich übermannt haben, daß ich nahe daran war, mich an meinem ungetreuen Freunde zu vergreifen.

Ich fand mich in der Zwangsjacke wieder, die man mir angelegt hatte, ich war wehrlos, geknebelt und gedemütigt, man raunte und flüsterte über mich und betrachtete mich scheu von der Seite; ich fühlte mich überwunden, innerlich gebrochen und ergab mich von da an in stummer Verzweiflung in mein entsetzliches Schicksal.

So ist es gekommen, daß der verrückte Lehrer bis auf weiteres als irrsinnsverdächtig auf der Beobachtung interniert geblieben ist.

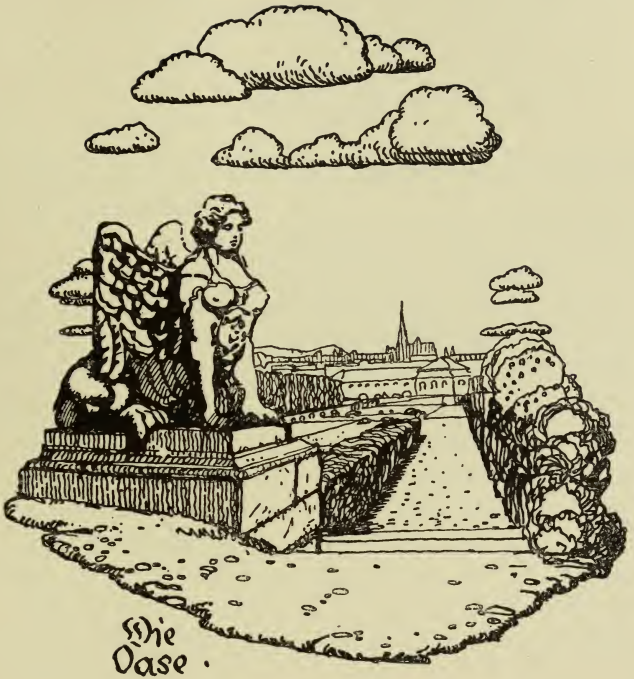
Man fährt fort, ihn wie einen Verbrecher zu bewachen, man unterzieht ihn scharfen Verhören, man legt ihm Schlingen und Fußangeln und schickt ihm Rosenkranz und Güldenstern auf den Hals, seinen Gemütszustand auszuforschen. Vielleicht ist er wirklich ein Wahnsinniger? Wer kann es wissen?

Er selbst traut sich kein Urteil mehr darüber zu, er weiß nur das eine, daß er ist, was er geworden, und was er werden mußte.

Mögen die Ärzte, die sich dazu berufen fühlen, darüber entscheiden, ob sein Gehirn gesund ist, oder krank.

Um ihnen ihre Aufgabe zu erleichtern, hat er hier den schlichten Hergang seines Lebens niedergeschrieben.

Ist es das Leben eines unpraktischen Narren, der sich in die Wirklichkeit nicht zu schicken wußte? Oder ist es der Kampf eines vereinzelten Einsichtigen gegen die Unvernunft? Gegen die Unvernunft, die nicht ausstirbt, und die stets die Mehrheit auf ihrer Seite haben wird?


Die
Oase

Die Oase.

Das Gespräch war wieder einmal auf die Frauen gekommen.

„Zu eigentlichen Romanen," sagte Gröndahl, „eignen sie sich im wirklichen Leben viel seltener, als die meisten Dichter zu glauben scheinen. Ihrer ganzen Natur nach sind sie bloß Novellenstoffe. Schon aus dem Grunde, weil sie niemand in ihr innerstes Wesen blicken lassen. Vielleicht besitzen sie überhaupt kein innerstes Wesen — wer kann es wissen? Jedenfalls bekommen wir Männer wie bei einem geschliffenen Stein, den man an die Sonne hält, immer bloß die eine oder andere Facette zu sehen, die uns gerade ihren Lichtblitz zusendet. Das schillert in allen Farben des Spektrums, aber es ist stets nur ein Teil, nie ein Ganzes. Das Aufleuchten einer einzigen Raute jedesmal..."

„Also geborene Episodenfiguren sozusagen?" meinte ein Freund, der sich in unserer Gesellschaft befand.

„Ganz richtig," sagte Gröndahl. „Darum kann man auch nichts Volles, Endgiltiges, Erlösendes mit ihnen erleben. Bloß Episoden immer. Darunter

allerdings manchmal recht merkwürdige. Da hab' ich zum Beispiel einmal ein junges Weib kennen gelernt, das mir noch heute bis zu einem gewissen Grade rätselhaft ist. Weil sie nämlich zwei Seelen hatte, zwei von einander grundverschiedene, einander geradezu negierende, sich gegenseitig aufhebende Seelen. Oder, wenn Sie wollen, zwei Gestalten, eine mit und eine ohne Fischschwanz. Erschrecken Sie nicht, der Vergleich ist mir nur so in den Mund gekommen, weil es zufällig vor dem Melusinen-Zyklus von Schwind gewesen ist, wo ich sie zum ersten Male sah . . .

Das ist schon eine Reihe von Jahren her, die kaiserliche Gemäldesammlung befand sich damals noch im Belvedere — wer sich daran erinnert, kann es nur bedauern, daß man sie nicht dort gelassen hat. Die Räume waren ja nicht eigens zu dem Zweck geschaffen, aber es waren überaus vornehme, wahrhaft fürstliche Räume. Die Kunstwerke haben sich dort wie zu Hause gefühlt, während sie in dem prunkvollen neuen Museum — aber ich will lieber nichts darüber sagen, es geht mich nichts an, und was ich erzählen will, hängt nicht damit zusammen.

Da draußen hab ich sie also zum ersten Male gesehen. Sie fiel mir sogleich auf durch ihre außerordentlich gewählte Toilette. Kleider gehören nun einmal zum Menschen, und zum Weibe schon gar — für den ersten Eindruck, den eine Frau auf uns macht, wird ihre Kunst sich anzuziehen, immer von entscheidender Bedeutung sein. Etwas Niedlicheres

als diese Stiefelchen konnte man sich gar nicht denken ...

Sie ging bald fort, und es kam mir doch zu albern vor, sie zu verfolgen. Es blieb mir nichts von ihr als der Eindruck zweier großer, hellgrauer Augen, die sich aus einem schmalen, ziemlich blassen Gesichtchen für einen Augenblick auf mich gerichtet hatten. Im übrigen bestand meine Erinnerung bloß aus den bereits erwähnten niedlichen Stiefelchen, einem knappsitzenden, havannabraunen Tuchkleid und einer reizenden, mit Veilchen garnierten Frühjahrstoque.

Ich trat ans Fenster — das war auch einer von den Reizen, draußen im Belvedere, daß man den stillen fürstlichen Garten mit seinen Sphinxen unter sich liegen sah, und die ganze Stadt dahinter mit der Karlskirche und dem Stephansturm, wenn man ein wenig ausruhen wollte und einen Blick durch die Scheiben warf. Diesmal hatte ich nur Augen für sie. Ich sah sie langsam die Terrassen hinabgehen, ganz allein. Damals war es noch nichts so Unauffälliges wie heute, wenn eine junge Dame aus guter Familie allein ausging. Darum hielt ich es nicht für wahrscheinlich, daß sie aus guter Familie sei. Und ich bereute aufrichtig, keine Annäherung versucht zu haben, um so mehr, als es fast ausgeschlossen schien, daß ich ihr in der großen Stadt jemals wieder begegnen würde.

Indessen kam mir acht oder zehn Tage später ein Zufall zuhilfe. Der Frühling kleidete die Bäume

in das erste Grün, und ich ging, weil es überraschend schnell heiß geworden war, gegen Abend im Schwarzenbergpark spazieren, um frische Luft zu schöpfen. Da sah ich sie bei dem verträumten Weiher, der auf der obersten Terrasse und am Ende des ansteigenden Parkes liegt, einsam auf einer Bank sitzen, still und gemächlich wie jemand, der ausruht nach des Tages Arbeit. Ich weiß nicht mehr, wie ich es anstellte, die Bekanntschaft anzuknüpfen — es ist ja auch weiter keine Kunst, wenn sonst niemand zugegen ist, sich einer einzelnen Dame zu nähern; vorausgesetzt, daß die betreffende Dame selbst nichts dagegen hat. Und sie schien gar nichts dagegen zu haben. Ich gewann sogar den Eindruck, als ob ihr meine Gesellschaft ganz willkommen wäre, vielleicht hatte sie sich gelangweilt, allein wie sie war, und sah keinen Grund, warum sie mich hätte sollen abblitzen lassen. Ihr Benehmen war absolut tadellos, aber auch vollkommen natürlich, sie unterhielt sich ganz einfach und freundlich mit mir, wie man sich etwa mit einer Reisebekanntschaft im Coupé unterhält, und lud mich schließlich ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Alles, was sie sagte, war so nett und verständig, daß sie mir immer besser gefiel. Sie war nicht mehr so ganz jung, wie ich anfangs geglaubt hatte, aber immer noch bildhübsch, wenn sie gleich etwas blaß und überanstrengt aussah. Ihre zierliche Gestalt erinnerte an ein Porzellanfigürchen, und ihre Stimme klang etwas umflort, kam mir aber darum nur umso sympathischer vor. Die Toilette, die sie trug,

war wieder eine andere als die von neulich, aber eine nicht minder gewählte und kleidsame. Und abermals bewunderte ich im Stillen die niedlichen Stiefelchen, die sie in den Sand vorstreckte, und die mir nicht viel größer zu sein schienen als die eines Kindes.

Wir blieben miteinander plaudernd auf der Bank sitzen, bis es dämmerte und ein Glockenzeichen uns daran erinnerte, daß es Zeit sei, den Park zu verlassen. Während ich ihr die Heugasse hinunter und am Hochstrahlbrunnen vorüber das Geleite gab, war ich jeden Augenblick darauf gefaßt, daß sie mich jetzt bald verabschieden würde. Da sie aber munter und unbefangen neben mir herging und kein Bedenken zu tragen schien, sich in meiner Gesellschaft auf der Straße zu zeigen, so wurde ich kühn und lud sie ein, mit mir zu soupieren.

Mit größtem Vergnügen nahm sie an.

‚Ich habe ohnedies den Abend frei,‘ sagte sie. ‚Fahren wir auf den Konstantinhügel?‘

Sie blieb sogleich stehen und sah sich nach einem Fiaker um. Ich war natürlich einverstanden, es machte mir Spaß, daß sie so gut zu leben wußte. Wir fuhren also in den Prater und verbrachten einen angenehmen Abend zusammen auf dem Konstantinhügel. Sie hatte eine Vorliebe für feine Sachen, aß und trank mit Verständnis und war lustig und amüsant, aber immer höchst anständig dabei und durchaus nicht übertrieben oder vulgär, wie manche Frauenzimmer, denen es etwas Besonderes und

Seltenes ist, wenn es ihnen einmal gut geht, sich in ähnlichen Fällen zu benehmen pflegen. Von einem solchen Tone war auch nicht die Spur an ihr, sie genoß nur eben die Stunde, wie es für ein lebenslustiges junges Geschöpf natürlich war, und revanchierte sich für die Einladung, indem sie Fröhlichkeit um sich verbreitete, ohne dabei auch nur um ein Haar die Grenzen zu überschreiten, die einer vollkommenen Dame gezogen sind.

Als es gegen elf Uhr ging, wurde sie unruhig und meinte, um Mitternacht müsse sie zu Hause sein. Ich sah sie von der Seite an und fragte, ob es denn wirklich unumgänglich notwendig wäre? Jawohl, erklärte sie bestimmt, es sei unbedingt ihre Pflicht, und sie werde erwartet.

Darauf sagte ich nichts weiter, und wir brachen auf. Während wir im offenen Wagen durch die Hauptallee rollten, wollte ich dem Kutscher ihre Adresse ansagen, um sie heim zu bringen; sie bestand aber darauf, daß wir zuerst an meiner Wohnung vorfahren sollten, sie würde dann den Wagen allein weiterbenützen. Ich begriff natürlich sofort, daß sie sich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen gesonnen war, und gab dem Kutscher jene Weisungen, die ihrem Wunsche entsprachen. Wir kamen in die belebten Straßen, wir näherten uns mehr und mehr meiner Wohnung. Da bat ich um ein Wiedersehen.

Sie zögerte und schien zu überlegen. Endlich sagte sie: ‚Ich müßte eine Bedingung stellen.‘

‚Und die wäre?‘

‚Daß Sie niemals fragen oder nachforschen, wer ich bin, was ich treibe, wo ich wohne, wie ich heiße, und so weiter und so weiter.‘

Mir war alles gleichgültig, wenn ich sie nur wiedersehen würde. Ich verpfändete ihr mein Ehrenwort, und sie gab mir für einen der nächsten Abende ein Stelldichein, wieder im Schwarzenbergpark.

Und nun entwickelte sich die Geschichte, wie sich eben solche Geschichten immer entwickeln. Aus dem Frühling wurde ein Sommer, aus der Zeit der ersten Hoffnungen eine Zeit der Erfüllung...

Ich habe dieses Mädchen wirklich geliebt. Ob sie mich wieder liebte? Ich weiß es nicht. Sie konnte sehr leidenschaftlich sein, für gewöhnlich aber war sie fröhlich und kühl. Viel zu fröhlich für eine echte Liebe, schien mir manchmal. Denn eine echte Liebe hat doch ihre Sorgen, nicht wahr, wenn sie so illegitim ist wie diese, schon gar! Aber nicht einmal der Gedanke, daß es eines Tages aus sein könnte, aus sein mußte, schien meine schöne Unbekannte zu bekümmern. Sie genoß heiter und verständig die Gegenwart.

Es war recht gut mit ihr auskommen. In vieler Hinsicht war sie das Ideal einer Geliebten. Niemals machte sie mir eine Szene, niemals hatte sie eine Anwandlung von Eifersucht, niemals bekam ich Vorwürfe zu hören, oder Tränen zu sehen. Trotz ihrer zarten Erscheinung hatte sie etwas männlich Großzügiges in ihrem Charakter, das mich immer aufs Neue anzog. Etwas ganz Besonderes und

Seltenes, das sich schwer definieren läßt, eine höhere Wurschtigkeit, möchte ich fast sagen, oder, um es gewählter auszudrücken, eine unbedingte Achtung vor Tatsachen, eine ergebungsvolle Ehrfurcht vor dem Leben, wie es nun einmal ist. Ich glaube, wenn ich eines Tages gesagt hätte: ‚Ich bin deiner müde,' sie wäre still und klaglos verschwunden, in der klaren Erkenntnis, daß es ein natürlicher und unabwendbarer Vorgang ist, wenn Liebe stirbt.

Aber ich war ihrer durchaus nicht müde. Es gab sogar Augenblicke, wo ich restlos glücklich zu sein glaubte. Jedenfalls haben wir Monate hindurch sehr vergnügt miteinander gelebt. Dieses Vergnügen hat mich allerdings ziemlich viel Geld gekostet, wir besuchten Theater, natürlich nur in der Loge, fuhren spazieren, unternahmen Ausflüge in die Umgebung, soupierten in den feinsten Lokalen. Ich hatte auch eine Freude daran, ihr Geschenke zu machen, behing sie mit kostbarem Schmuck und sorgte für ihre Toilette. Nun wußte ich ganz genau, was so ein Paar niedlicher Stiefelchen kostete, wie sie deren zu tragen pflegte...

Der Aufwand, den ich ihr zulieb machte, überstieg meine Verhältnisse. Ich kann nicht sagen, daß sie mich dazu verleitete — wäre es der Fall gewesen, so hätte ich mich wahrscheinlich dagegen gesträubt. Aber sie hatte auch in dieser Hinsicht etwas Großzügiges. Im Grunde sah sie Nichtigkeiten in allen Dingen, die zu einem eleganten Leben gehören, Nichtigkeiten, die man eben mitnimmt, weil es ein-

mal nicht anders ist, und die schon von der erlesensten Sorte sein müssen, sollen sie einem überhaupt Spaß machen. Das Beste und Kostspieligste war ihr gerade gut genug. Sie nahm es als so selbstverständlich hin, daß ich mich fast geschämt hätte, sie zu enttäuschen. Entweder sie überschätzte meine Mittel, oder sie hatte nicht das geringste Verständnis für Geld.

Mein Freund Teimer, der zugleich mein Rechtsanwalt ist, machte mir wiederholt Vorstellungen.

‚Du wirst dich noch ruinieren,‘ sagte er, ‚wenn du fortfährst, dein Vermögen so leichtsinnig anzugreifen. Was ist denn eigentlich los? Steckt eine Dame dahinter? Du bist schließlich dein eigener Herr und kein junger Hase mehr, sonst würde ich dich daran erinnern, daß die Weiber in der Regel um so weniger wert sind, je mehr sie uns kosten.‘

Ich hörte nicht auf ihn, mir war das Geld genau ebenso gleichgültig geworden wie ihr. Meine Sorgen waren ganz anderer Natur. Es quälte mich nämlich beständig und von Tag zu Tag hartnäckiger der Gedanke, was es eigentlich für eine Bewandtnis mit ihr hätte? Schon von allem Anfang an und sogar in der Blütezeit meiner Leidenschaft nagte dieser Wurm an meinem Glück.

Mein Gelöbnis zu brechen und hinter ihrem Rücken Nachforschungen anzustellen, das war mir zu niedrig. Aber Aug in Aug ihr gegenüber ließ ich trotz meines Versprechens doch einmal in einer vertrauten Stunde etwas wie eine verstohlene Frage

anklingen. Da legte sie ihre niedliche Hand auf meinen Mund und machte: ‚Pschsch, pschsch!‘

Dann fing sie zu lachen an und sagte leicht und obenhin: ‚Ich will dir alles gestehen. Du erinnerst dich doch an die Melusine, oben im Belvedere, wo wir uns zum erstenmal sahen? Genau solch ein Fischweib bin ich. Und wenn mein Geliebter durchs Schlüsselloch guckt und hinter mein Geheimnis kommt, so muß ich für immer von ihm fort.‘

Sie scherzte natürlich nur, aber ich witterte doch einen Kern von Wahrheit hinter ihren Worten, und es packte mich eine lähmende Angst. Mein Mißtrauen war rege geworden und wollte sich nicht mehr beschwichtigen lassen. In schlaflosen Nächten ließ ich alle erdenklichen Möglichkeiten Revue passieren. Wer konnte sie sein? Wovon lebte sie für gewöhnlich? Hatte sie wirklich etwas wie einen Beruf, wie sie mir manchmal glauben machen wollte? Und welchen? Ich riet auf die verschiedensten Branchen. Theater? Lehrerin? Post und Telegraph? Gouvernante? Halbwelt? Probiermamsell? Oder vielleicht Repräsentationsdame in einem zahnärztlichen Atelier? Oder Verkäuferin in einem Parfümeriegeschäft? Oder gar Mitglied eines Damenorchesters?... Nichts wollte stimmen. Für das eine war sie nicht gelehrt genug, für das andere zu gebildet, für das dritte zu anständig, für das vierte zu unmusikalisch, für das fünfte zu natürlich, für das sechste zu anspruchsvoll, für dieses zu intelligent, für jenes zu fein.

Das Endergebnis meines Nachdenkens war jedes-

mal eine nagende Eifersucht. Denn von allen Möglichkeiten schienen mir schließlich immer bloß ihrer zwei übrig zu bleiben, die in Betracht kamen: Daß sie entweder eine verheiratete Frau war, oder außer mir noch ein anderes Verhältnis hatte.

Sie fand sich gewöhnlich bloß jeden zweiten oder dritten Tag bei mir ein, und auch das nur unregelmäßig. Manchmal hatte sie einen Abend zur Verfügung, manchmal nur ein paar Nachmittagsstunden, nur selten mehrere Tage hintereinander. Manchmal brach sie ganz unerwartet auf, behauptete wie damals auf dem Konstantinhügel, sie könne nicht länger bleiben und müsse unbedingt nach Hause, und verließ mich unweigerlich. Dann halfen alle Überredungskünste nichts, sie blieb bei ihrem Willen. Niemals machte sie eine Ausnahme, auch meine leidenschaftlichsten Bitten prallten wirkungslos von ihr ab. Und während sie sich vor meinem Spiegel mit ihrem neuesten Federnhut schmückte, den ich vielleicht noch nicht einmal bezahlt hatte, vertröstete sie mich auf ein andermal und sagte lächelnd, als ob es sich ganz von selbst verstünde: ‚Es regnet, du bist wohl so liebenswürdig, mir rasch einen Fiaker herbeizutelephonieren?‘

Für das alles schien mir die Existenz eines heimlichen Gatten oder Liebhabers, der von Zeit zu Zeit, aber leider nur allzu selten, verreiste, noch immer die beste Erklärung. Ich glaubte nach und nach so fest an diesen Menschen, als ob ich ihn persönlich gekannt hätte, und haßte ihn natürlich mit jener Glut, deren nur die Eifersucht fähig ist.

Je mehr es gegen den Herbst ging, umso unerträglicher wurde mir mein Zustand. Ich litt jetzt Qualen, wenn ich sie sah, ihre Lippen schienen mir befleckt, ihr Leib entwürdigt und ich selbst durch ihn. Schließlich war ich auf dem Punkte angelangt, wo das Bedürfnis, mir Klarheit zu verschaffen, mächtiger wurde als die Furcht, sie zu verlieren. Ich war entschlossen, nicht länger zu schweigen, ich wollte ihr meinen Argwohn offen eingestehen und sie einfach vor die Wahl stellen: Er oder ich. Da trat gerade noch rechtzeitig eine ganz unerwartete Wendung ein, die mir alles aufklärte und mich davon überzeugte, daß meine Vermutungen sich auf falscher Fährte bewegt hatten.

Einige größere Rechnungen, die bezahlt werden mußten, hatten mich veranlaßt, bei meinem Freunde, dem Rechtsanwalt Teimer vorzusprechen, um durch seine Vermittlung Geld auf ein Haus aufzunehmen, das ich besaß. Zu meiner Bestürzung erfuhr ich in seiner Kanzlei, daß er plötzlich erkrankt sei und sich in einem Sanatorium in Döbling einer Operation habe unterziehen müssen. Sogleich warf ich mich in einen Wagen und fuhr hinaus, um mich persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er war noch nicht fähig, Besuche zu empfangen, indessen erbot sich eine Art von Direktrice, die mich im Wartezimmer begrüßte, die Schwester zu rufen, die ihn pflegte; von ihr würde ich am zuverlässigsten erfahren, wie es um meinen Freund stünde. Ich kannte Teimer als ziemlich radikalen Gegner aller geistlichen Kon-

gregationen, darum fragte ich, ob man ihm eine Barmherzige Schwester zugeteilt hätte?

‚Er befindet sich in guten Händen,‘ sagte die Dame. ‚Schwester Martha pflegt ihn, eine Laienschwester. Es ist die bestgeschulte und zuverlässigste Krankenpflegerin, die bei uns in Verwendung steht.‘

Sie entfernte sich, bald darauf trat Schwester Martha ins Zimmer. Ich blickte sie an und stand wie vor den Kopf geschlagen: täuschte mich eine frappante Ähnlichkeit, oder war sie es wirklich selbst? Das graue Kleid, das sie trug, mit der blauen Schürze davor, das schlichtgescheitelte und über die Ohren herabgekämmte Haar, die enganliegende, gestärkte weiße Haube — das alles veränderte sie so, daß ich sie kaum mit voller Sicherheit erkannt haben würde; erst die umflorte Stimme, die mir so vertraut klang, benahm mir den letzten Zweifel.

Es hatte ihr sichtlich einen Ruck gegeben, als sie mich erblickte, doch faßte sie sich sogleich wieder.

‚Sie wollen sich um Dr. Teimer erkundigen?‘ sagte sie kalt.

Und kurz und sachlich gab sie mir einen Bericht über Teimers Zustand, der zum Glück kein bedenklicher mehr war. Sie redete ganz fachmännisch, ernst und knapp wie ein Arzt und schloß mit der Erklärung, daß mein Freund in etwa vierzehn Tagen fähig sein würde, das Sanatorium zu verlassen, wenn keine weiteren Komplikationen einträten.

Als sie sich darauf anschickte, sich wieder zu ent-

fernen, machte ich, noch immer sprachlos, eine unwillkürliche Bewegung, sie zurückzuhalten.

‚Ich muß Sie aufmerksam machen,‘ sagte sie gemessen, ‚daß ich hier nur Gespräche führe, die meinen Beruf betreffen.‘

Sie grüßte mich wie einen Fremden mit einem leichten Neigen des Hauptes und ließ mich allein.

Mir war etwas wirbelig im Kopfe, und ich kann nicht sagen, daß ich in gehobener Stimmung heimkehrte. Freilich, die Eifersucht, die mich so lang gequält hatte, fiel wie ein Alp von mir, uud ich tat ihr Abbitte, daß ich einen so unwürdigen Verdacht gegen sie genährt hatte. Aber mich in den neuen Tatsachen einigermaßen zurechtzufinden, gelang mir nur schwer, und sie mit der Vergangenheit in Zusammenhang zu bringen, garnicht. Vielleicht wär' es mir sogar lieber gewesen, hätte ich sie auf einer Untreue ertappt. Immer sah ich zwei von einander ganz verschiedene Personen vor mir, die Geliebte und die Krankenschwester, und daß sie nun in eins zusammenfließen sollten, war mir geradezu unheimlich.

Ich hatte sie für den darauffolgenden Abend bei mir erwartet, sie kam aber nicht. Mir war es eigentlich ganz recht, so gewann ich wenigstens Zeit, und es gelang mir vielleicht, das bedrückende Gefühl zu überwinden, das sich jetzt einstellte, sobald ich an sie dachte: eine Mischung von Scheu, Pietät und leisem Grauen.

Es verging eine Woche, es vergingen zwei, ohne daß sie erschien. Da kamen all die goldenen Stunden wieder, die ich mit ihr verlebt hatte, und eine namen-

lose Sehnsucht bemächtigte sich meiner. Die ernste, graue Gestalt in der blendend weißen Haube der Samaritanerin verblaßte, und die Geliebte stand wieder vor meinem geistigen Auge, die heitere Gefährtin meiner einsamen Stunden, die so reizend unbekümmert das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauszuwerfen verstand, die lebenslustige, elegante Dame, nach der alle Kenner auf der Straße oder im Theater die Köpfe verdrehten, und die doch mein gewesen war, mein ganz allein, von der Spitze des Reihers, der auf ihrem Hütchen nickte, bis hinunter zu den Spitzen der herzigen Stiefelchen, die mich so oft entzückt hatten.

Ich hielt es nicht länger aus, setzte mich hin und schrieb an sie: was es denn wäre, und warum sie sich nicht mehr sehen lasse? Als ich den Brief auf der Ringstraße in einen Postschalter warf, sauste eben in rasendem Tempo ein Gummiradler vorüber. Ein elegantes junges Paar saß darin, und obgleich ich die Dame gerade nur für eine Sekunde hatte ins Auge fassen können, wie sie an mir vorbeiflog, so erkannte ich doch, daß sie es gewesen war. Von dem Herrn an ihrer Seite wußte ich nur, daß er einen stutzerhaften Eindruck gemacht und ein Monokel im Auge getragen hatte. Die Fahrt ging in der Richtung gegen den Prater. Es war ein angenehmer und milder Herbstabend; vielleicht fuhren sie auf den Konstantin-Hügel . . . .

Ich war aufs tiefste empört und neugierig, was sie auf meinen Brief antworten würde? Sie war keine Briefschreiberin, das wußte ich, es verstrich auch

über eine Woche, eh' ich Antwort bekam. Hastig riß ich das Kuvert auf und las. Ganz kurz und sachlich gab sie mir den Abschied. Ich war entlassen! Wenn mir daran gelegen wäre, die Gründe zu erfahren, so sei sie bereit, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde noch ein letztes Mal an der bewußten Stelle im Schwarzenbergpark mit mir zusammenzutreffen. Das Parfüm, das dem Papier entströmte, war mir neu, sie hatte es sonst nie benützt. Ich zerriß das Billet in kleine Stückchen, warf sie in den Papierkorb und beschloß, auf jede weitere Aussprache mit ihr zu verzichten und sie niemals wiederzusehen. Sie mochte nur immer im Schwarzenbergpark auf mich warten, es war ganz selbstverständlich, daß ich nicht hingehen würde! . . . . Als aber dann der Tag und die Stunde kamen, ging ich natürlich doch hin.

Die Bäume und Sträucher loderten in den grellen Farben des Herbstes, in den Alleen ging man unter einem leise rieselnden Regen von roten und gelben Blättern, und der Fuß raschelte bei jedem Schritte im dürren Laub. Es war so recht eine Stimmung zum Abschiednehmen. Der Weiher am obersten Ende des Parkes lag düster und beinahe schwarz in seiner steinernen Umrandung, von tiefgrünem Schlamme ganz erfüllt und mit Wasserlinsen übersponnen; welke Ahornblätter trieben wie preisgegebene Boote ziellos an seiner Oberfläche hin . . . .

Ich setzte mich auf eine Sandsteinbank und wartete.

Plötzlich sah ich sie kommen, in einer dunkel-

grauen englischen Herbsttoilette, der Hut ein Beet von Stiefmütterchen, vor dem Gesicht ein violetter Schleier. Es schnitt mir durchs Herz, als ich sie erblickte. Ich stand auf und ging ihr entgegen, sie blieb vor mir stehen, schlug den Schleier zurück und sah mich forschend an.

‚Böse?‘ sagte sie.

Langsam wandelten wir die Alleen entlang, Seite an Seite. Ich hatte mir eine Art Rede zurechtgelegt, Anklagen, Vorwürfe und so weiter. Jetzt schwieg ich. Ich mußte nur immer denken, daß diese elegante junge Dame, die da neben mir herschritt, mit der Samariterin identisch war, die ich draußen im Sanatorium gesprochen hatte. Abermals kam es wie ein leises Grauen über mich: daß zwei verschiedene Menschen plötzlich eins sein sollten, oder daß ein und derselbe Mensch in zwei verschiedenen Gestalten unter uns wandeln konnte. Welches war ihr wahres Antlitz, das der Geliebten, oder das der Samariterin? Ist denn die Liebe nicht das Leben, wie die Krankheit der Anfang des Todes? Und wie mußte ein Mensch beschaffen sein, der den jähen Wechsel ertrug: aus den Armen der Liebe ans Krankenbett, und vom Anblick des Todes wieder zurück in den Wirbel des Lebens! Oder hatte ich ein seelenloses Nixchen an mein Menschenherz gedrückt, das jeden Augenblick in ein uns fremdes Element zurückkehren und wieder ein Fisch werden konnte?

‚Weshalb hast du mich verlassen?‘ fragte ich gepreßt.

Und ganz einfach und ruhig, wie es immer ihre Art gewesen war, gab sie mir zur Antwort: ‚Weil es jetzt ohnedies aus gewesen wäre. Weil du mich nicht mehr geliebt hättest. Immer wär' es dir vorgekommen, ich röche nach Karbol.'

Ich fühlte, daß etwas Wahres in ihren Worten lag, und schwieg.

‚Du hättest keine rechte Freude mehr an mir haben können,' fuhr sie fort. ‚Die Sünde verzeiht ihr uns leicht, ihr Männer, das Karbol nie! Es ist einmal nicht anders . . . .'

‚Du weichst mir aus,' sagte ich. ‚Wie ich mich mit den Tatsachen abgefunden hätte, das wäre doch schließlich meine Sache gewesen?'

‚So ganz ausschließlich vielleicht doch nicht. Ein Verhältnis wie das unsrige muß restlos beglücken, auf beiden Seiten, sonst wird es schleppend wie ein legitimes und sinkt ins Gewöhnliche. Übrigens will ich ganz offen gegen dich sein. Auch ich hätte keine rechte Freude mehr an dir gehabt.'

‚Deine Aufrichtigkeit läßt allerdings nichts zu wünschen übrig,' sagte ich bitter. ‚Und da sich an mir nichts verändert hat, so beweist dein Geständnis, daß es nicht meine Schuld ist, wenn es zum Bruche zwischen uns kommt.'

‚Damit magst du dich trösten, wenn es dich beruhigt,' sagte sie mit leisem Spott. ‚Ich hab' es von je für müßig gehalten, nach einer Schuld zu suchen, wenn etwas im Leben nicht klappt. Mich interessiert immer bloß das Gegebene und Greifbare,

wie es nun einmal geworden ist, und ihm bin ich gewohnt mich zu beugen. Ich brauche einen Freund, siehst du, der nichts von mir weiß. Einen Freund, in dessen Gegenwart ich mich vor jedem Worte, vor jedem Gedanken hüten muß, die an meinen schweren Beruf erinnern könnten. Ich brauche eine Oase, verstehst du, wie der erschöpfte Wanderer durch die Wüste, eine Oase, um auszuruhen, um neue Kräfte zu sammeln.'

‚Eine Oase?' fragte ich erstaunt, während mir eine ganze Kerzenfabrik aufging.

‚Eine Stätte,' fuhr sie fort, ‚wo ich nichts als Weib, nichts als Geliebte bin, wo ich mit Leib und Seele dem Leben gehören und für kurze Stunden wenigstens dem Tode entfliehen kann, der sonst immer um mich ist. Mein schwerer, aufreibender Beruf würde meine Kräfte übersteigen, würde mich in kürzester Zeit zugrunde richten, könnt' ich mir nicht Spannkraft, Freudigkeit und neuen Opfermut in den Armen eines Freundes holen, der nichts in mir sieht als die Geliebte, die Spenderin blühenden Lebens. Mit einem Wort, ich brauche eine Oase, wie ich schon sagte. Du bist meine Oase gewesen. Begreifst du? Nun hast du aufgehört, es zu sein.'

Ich begriff auf alle Fälle das eine, daß es wirklich für beide Teile das beste war, wenn wir uns trennten und auseinander gingen. Es haben eben alle derartigen Verhältnisse ihre natürliche Entwicklung, ihren aufsteigenden und absteigenden Ast, ihren Gipfel und ihr Ende.

‚Es ist also dein unumstößlicher Entschluß,‘ sagte ich, ‚daß es aus sein soll, für immer?‘

‚Die Umstände haben es so gewollt.‘

‚So sei es denn! Laß uns nichts mehr darüber reden und ohne Groll aneinander zurückdenken!‘

Ich glaube, jedes von uns atmete erleichtert auf, da es endgiltig entschieden war. Wir schlugen jetzt einen leichteren Ton an und gingen noch lange in den Alleen des Parkes miteinander auf und nieder, harmlos plaudernd, unter dem stillen Fallen der welk gewordenen Blätter. Manche Erinnerung erwachte, manche holde, gemeinsam genossene Stunde tauchte aus der Vergessenheit auf, die wir mit wehmutsvoller Fröhlichkeit noch einmal zum Leben weckten, um sie dann endgiltig einzusargen und für immer zu begraben . . . .

Schließlich legte sie ihre niedliche Hand, die mit einem straffsitzenden violetten Handschuh bekleidet war, zum Abschied in die meine.

‚Ich hoffe, wir verstehen einander jetzt?‘ sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln.

‚Vollkommen!‘ versicherte ich ritterlich.

‚Und du begreifst natürlich auch, daß ich mich nunmehr nach einer anderen Oase werde umsehen müssen?‘

‚Vollkommen!‘ wiederholte ich mit väterlich-wohlwollendem Lächeln; hatt’ ich mich doch mit eigenen Augen davon überzeugt, daß die neue Oase längst gefunden war . . . .“

Gröndahl hielt inne und sah in Gedanken

verloren vor sich hin. Plötzlich schlug er sich mit der flachen Hand leicht auf den Schenkel, schüttelte bitter lachend den Kopf und sagte sichtlich aufgebracht: „Also eine ihrer Oasen war ich gewesen! Nun wußte ich es. Was sagen Sie dazu, meine Herrn? Ist das nicht königlich? Seh' ich aus wie eine Oase?"

Die Stierschau.

Die Stierschau.

Hoch her ist es gegangen an diesem Abend, das muß man sagen, im Markt. Rein daß man hätte glauben können, Kirchtag wär'. Und weiß doch jedes Kind, daß St. Leonardi erst auf den Herbst fällt, das Fest des Patrons.

Beim Steinbockwirt, im großen Saal, da blasen die Bergmusikanten und spielen Tänze auf für die Bauern. Weil Land- und Bergbau von je gute Nachbarschaft miteinander gehalten haben, der eine ober, der andere unter der Erde. So helfen sie sich halt gegenseitig aus, wo's nottut, und wenn die Landwirtschaft einen großen Tag hat, so darf die Bergmusik nicht fehlen. Ein bissel falsch blasen sie freilich immer einmal, die Knappen, auf ihren Flöten, Klarinetten und Hörnern, aber ihre Meinung ist gut.

Die Luft drinnen im Saal ist dick zum Schneiden, rauchig wie von einem schadhaften Ofen, die Lampen, die von der Decke hängen, glosen im bläulichen Nebel wie der Mond, wenn er einen Hof hat. Das ist aber bloß Tabaksqualm, der Ofen wird nicht mehr geheizt im Mai, höchstens die Lieb' heizt ihnen ein, den Burschen und Dirnen, die sich unter den Lampen drehn und stoßen, Kopf an Kopf, im

gleichen Takt, wie die Bergkapelle tutet, ein drängendes Gewoge und Gestampf.

Wenn sie dann in der Pause nebeneinander sitzen und der Tänzer seiner Dame einen Wein zahlt, so sind sie um ein Ballgespräch nicht lange verlegen. Denn die Stierschau, die morgen stattfinden soll, ist ein Ereignis, das die ganze Gegend im Atem hält und in Spannung versetzt.

„Was hast denn du für einen Jodel gebracht?" heißt es dann. „Und du? Und du? Lauter Murbodner? Auf die Murbodner halt' ich nix. Der mein' ist ein Pinzgauer, der muß den Preis haben!"

Und manchmal heben sie dann laut zu streiten an miteinander, daß die Dirnen ihre Tänzer ängstlich am Ärmel zupfen, weil sie jeden Augenblick fürchten, jetzt und jetzt fahren die Taschenmesser aus dem Hosensack.

Dem Buben von der Strehlihub in Meiselfing, der sich auch zur Stierschau eingefunden hat, dem reden und streiten sie lange gut. Was braucht er sich zu erhitzen, der Lorenz? Seinem Bullen reicht doch kein anderer das Wasser, das weiß er genau. Auf dem derben, braunen Gesicht mit dem keck aufgewichsten Schnurrbart steht unerschütterliche Siegeszuversicht zu lesen, und gelassen wirft er hin: „Was ein richtiger Bergscheck ist, den sticht kein Murbodner und kein Pinzgauer nicht aus!"

Bald setzt wieder die Musik ein, und neuerdings geht es ans Drehen. Der Lorenz von der Strehlihub in Meiselfing ist ein hochgewachsener, baumstarker

Kerl, gleich ihrer drei Dirndeln haben sich in ihn verschaut, und allen dreien zahlt er den Wein. Beim Tanzen möchte jetzt eine jede die erste sein, die er in den Arm nehmen soll, aber er ist es schon gewohnt, daß ein Geriß um ihn ist, und meint gemächlich lachend: „Schön stat, nur schön stat und eine nach der andern — all' drei auf einmal, das kann i' nicht dermachen!"

Die schöne Josefa aus der Oswaldmühle kommt zuerst an die Reihe. Gut tanzt sich's mit der! Eh' er sie wieder absetzt und an ihren Platz zurückbringt, sagt er noch: „Laßt halt 's Fensterl offen die Nacht?"

Sie wird rot, über und über, sagt aber nichts darauf, kein Sterbenswort. Und er denkt sich: Teuxel noch einmal, da heißt's doppelt nähen — wer weiß, ist die zu schamig?

Eh' er dann die zweite zurückbringt, mit der sich's fast noch besser tanzt als mit der ersten, da sagt er getreulich zum andernmale: „Laßt halt 's Fensterl offen die Nacht?"

Die braune Anna von der Sagritzhuben lacht hingegen spöttisch auf und wehrt sich: Nicht im Schlaf einfallen tät' es ihr! Hollah, denkt er, bei der zieht es schon, kann so weit nicht gefahlt sein!

Aber sicher ist sicher, und wie er die Dritte um und um dreht, die Bibiana vom Rettenbachhof, da sieht er, daß sich's mit der am allerbesten tanzt, so dick und schwer als sie ist; schier besser noch als mit der Josefa und mit der Anna. Jetzt bleibt er schon

gleich dabei und sagt sein Sprüchel halt zum drittenmal auf, daß er Schneid hätt' zum Fensterln.

Dasmal ist er aber schön angekommen: Der Tunder sollt' ihn holen übereinander! Und geschumpfen und aufbegehrt. Und halt getan, als ob ihre Kematen eine Kirchen wär'. Abgemacht, denkt sich der Lorenz, bei der ist es Nummero Sicher!

Immer dampfender wird das Gedräng und Gestoße, immer heißer die Luft. Und in der Wirtsstube nebenan, wo die Gesetzteren ihren Wein trinken, das Schreien und Zanken immer ernsthafter. Bis schließlich der Gendarm allem ein Ende macht, weil die Stunde da ist zum Zusperren. Nun heißt es, nach einer Liegerstatt Umschau halten, für die Nacht.

Die Wirtshäuser sind gesteckt voll, über und über, nirgends ein Platzel frei, eine Strohschütte höchstens da oder dort, für anspruchslose Gemüter. Mit so was nimmt unser Lorenz natürlich nicht vorlieb, fällt ihm im Traum nicht ein! Der möchte sich wärmer betten, das Stroh sollen nur die andern probieren! Für ihn wird sich schon noch eine Unterkunft finden, wie sie ihm zu Gesicht steht, darum ist ihm gar nicht bang. Seinen Jodel hat er eingestellt, das bleibt die Hauptsache; für alles übrige läßt er den Herrgott sorgen, auf ihn setzt er sein Vertrauen, fromm wie er ist.

Und richtig! Sein Gottvertrauen hat ihm den rechten Weg gewiesen. Es gibt noch gutherzige Menschenkinder in St. Leonardi, die einen armen Unterstandslosen nicht im Stiche lassen, besonders

wenn es ein so stattlicher und wohlhabender Besitzerssohn ist wie der Lorenz von der Strehlihub in Meiselfing. An drei Türen freilich hat er vergeblich angeklopft, sie waren verschlossen, mit sieben Riegeln eine jede. Aber drei Fenster standen offen dafür, das war gerade genug. Und damit niemandem Unrecht geschieht, so hat er seine Nacht in drei gleiche Teile geteilt, und ist ihm nicht schlecht gegangen dabei.

Am andern Morgen, unter blitzblauem Feiertags-Himmel, da ziehen sie hinaus auf die maigrüne Festwiese, der scharfen Schneeluft entgegen, die vom Wilden Nogg bläst, ein jeder seinen blankgestriegelten Bullen hinter sich, von dessen blumenumwundenen Hörnern bunte Bänder wehen. Voraus mit Bumbum Tra-ra die Bergmusik in Knappentracht, daß die schneeweißen Federbüsche im Winde flattern, als ob eine Herde flügelschlagender Gänse dahingetrieben würde. Und auf der Wahlstatt, wo schon die Stierschaukommission sich um die Preistribüne zu versammeln beginnt, da werden sie gar von Böllerschüssen begrüßt.

Aus den entlegensten Einödhöfen des Bezirks sind sie zusammengekommen, um an der Stierschau teilzunehmen, Grundbesitzer und Besitzerssöhne. Wer selbst keinen Bullen mitgebracht hat, der will wenigstens wissen, wie die Bullen aussehen, die die Lizenz als Sprungtiere erhalten, und welcher Schlag den Staatspreis davontragen wird. Denn der Jodel, der die Lizenz oder gar den Preis hat, der ist ein

gar großes Tier in der Landwirtschaft, die schönsten Zukunftshoffnungen sind, wenn man so sagen darf, in seine Hände gelegt.

Die Kommission hat ihre Sitze eingenommen, weit im Halbkreis drängt sich das Landvolk um die Tribüne, Mannder und Weibetser, Burschen und Dirnen. In langem Zuge werden die Bullen vorgeführt, einer nach dem andern. Den muskelstarken, faltigen Nacken trotzig gesenkt, schreiten sie widerwillig hinter ihren Führern her, die meisten sehen tückisch drein, wie mißmutige Trunkenbolde etwa, und äugen aus ihren kleinen, blitzenden Augen feindselig nach den Preisrichtern hinüber, die sich herausnehmen, sie mit strengen, prüfenden Blicken zu betrachten.

Manch einer wird sofort abgewiesen und ausgeschieden. „Zu jung!“ heißt es; „nicht sprungreif!“ Bei anderen erhebt der Bezirkstierarzt, der auch in der Kommission sitzt, Einwendungen: „Aushalten! Der Brustkasten ist zu eng, man sieht es auf den ersten Blick — das gäb' eine schöne Rasse!“ Dann zieht der Bauer beschämt und murrend mit seinem Jodel wieder ab und pufft ihn unsanft mit der Faust in die Rippen, damit er schneller gehen soll.

Wie der Lorenz von der Strehlihub mit seinem schwarz-weiß gefleckten Bergschecken vorbeikommt, da erhebt sich ein Nicken mit den Köpfen und ein beifälliges Gemurmel in der Kommission: So einen, ja, den lassen sie sich gefallen! Der Herr Gauvorsteher nickt, und der Herr Bezirksobmann nickt, und der

Herr Distriktsobmann, der den Vorsitz innehat, wendet sich sogar an den Schriftführer.

„Bitte zu notieren: Baumstark aus Meiselfing verdient besondere Beachtung!"

Nach der allgemeinen Vorschau wird jetzt erst genauer auf die Einzelheiten eingegangen. Die Kommission verläßt ihre Plätze und verfügt sich in corpore zu den im Halbkreis aufgestellten Stieren. Jedes einzelne Tier wird genau untersucht und gewissenhaft geprüft. Ob die Haut auch elastisch ist und nicht zu fest auf dem Fleisch sitzt? Ob der Hals kurz, massig und nicht zu schwach bewammt ist? Ob die Maße des Kopfes ein richtiges Verhältnis aufweisen und das Auge von Lebhaftigkeit und Temperament zeugt, ohne Wildheit zu verraten? Das alles ist wichtig und noch vieles sonst. Der Herr Tierarzt hantiert gar mit dem Zollstab, mißt die Breiten und Längen, auf die es ankommt, und macht sich Notizen in sein Merkbüchel. Die Bullen sehen geärgert zu, mit rot unterlaufenen Augen, und möchten am liebsten ihre Hörner gebrauchen. Die Besitzer stehen gespannt daneben, und mancher fängt an, ein bissel zaghaft zu werden, weil es gar so streng hergeht. Und die unbeteiligten Zuschauer erschöpfen sich in Mutmaßungen, schließen Wetten ab und platzen beinahe vor Ungeduld.

Die Kommission läßt sich Zeit, mehr als notwendig wäre, absichtlich sogar. Denn halb und halb wird noch der Herr Kreispräsident erwartet. Und das wär' freilich eine große Ehre für den ganzen Bezirk,

wenn Seine Exzellenz höchsteigen sich zur Stierschau einfinden sollte. Versprochen hat er, daß er kommt, wenn ihm Zeit übrig bleibt; denn gerade an dem Tag gibt es im benachbarten Bezirk amtlich zu tun, die Wasserschäden besichtigen. Und ein Gönner der Landwirtschaft und der Viehzucht im besonderen ist der Herr Präsident von jeher gewesen.

Wie es aber mehr und mehr gegen Mittag geht und schon anfängt heiß zu werden, da wird das Eintreffen des hohen Gastes immer unwahrscheinlicher, und schließlich gelangt die Stierschaukommission zu der Erkenntnis, daß man überhaupt nicht mehr darauf rechnen kann. Da macht sie Schluß, zieht sich wieder auf ihre Plätze zurück und hält eine letzte Beratung ab. Der Vorsitzende erhebt sich und verliest unter lautloser Stille das Ergebnis der Köhrung. Eine Anzahl Stiere ist zurückgewiesen, ein Dutzend etwa erhält die Lizenz als Sprungtiere, ein Murbodner den Bezirks-, ein Pinzgauer den Landespreis. Darauf eine kleine Kunstpause: die Spannung erreicht den Siedepunkt.

Und mit feierlich erhobener Stimme hört man den Herrn Vorsitzenden jetzt verkünden: „Der erste Preis, der Staatspreis, wurde einstimmig dem Bergschecken Baumstark aus Meiselfing zuerkannt!“

Eine allgemeine Bewegung geht durch die Versammlung. Die Meinungen werden getauscht, die Entscheidungen kritisiert, die Besitzer der preisgekrönten Tiere beglückwünscht. Drei schmucke Dirnen drängen sich zum Lorenz durch, eine jede möchte die erste

sein, ihm zu gratulieren. Auf einmal kommt atemlos ein Bauernbub gelaufen, den die Kommission als Wachtposten ausgestellt hatte, und schreit schon von weitem: „Sie kummen, sie kummen! Sie sein schon da!“

Auf der Reichsstraße sieht man in einer mächtigen Staubwolke ein Automobil heranbrausen. Alles schießt durcheinander, die Kommission rennt, den Herrn Kreispräsidenten würdig zu empfangen und ihm beim Aussteigen behilflich zu sein. Der Schriftführer und der Bezirkstierarzt ordnen inzwischen, so gut es in der Eile möglich ist, die auserwählten Stiere, die von ihren Züchtern am Halfter gehalten werden, in eine Reihe, wie die Front einer Ehrenkompagnie, die bei einer Monarchenbegegnung abgeschritten wird. Rechts und links an die Flügel werden die Lizenzierten postiert, in die Mitte die drei Preisgekrönten, als Zentrum der schwarzgefleckte Bergscheck zwischen dem dachsgrauen Murbodner und dem rotbunten Pinzgauer. Und weil es der Zufall will, daß gerade drei saubere Dirndeln in feiertägiger Landestracht mit dem Lorenz schwatzen, wie er neben seinem Bullen steht, so kommt dem Tierarzt auf einmal ein sinniger Gedanke.

Einer jeden gibt er zwei von den bunten Bändern in die Hand, die von den Hörnern des prämiierten Stieres flattern, der schönen Josefa aus der Oswaldmühle die Landesfarben, der braunen Anna von der Sagritzhuben die Reichsfarben und der dicken Bibiana vom Rettenbachhof die allerhöchsten Hausfarben. So heißt

er sie stille stehn, als wären sie beim Photographen. Und wie er ein paar Schritte zurücktritt, um sie noch einmal prüfend zu betrachten, da ist er selbst ganz begeistert von dem sinnreichen lebenden Bilde, das er da in der Geschwindigkeit gestellt, und findet, daß es echt vaterländisch wirke, gleichsam wie eine Verkörperung der Heimat und der heimischen Landwirtschaft: Der prächtig gewachsene junge Bursch in der kleidsamen Älplertracht, den mächtigen Bullen am Halfter, und dahinter die drei jungen lebfrischen Dirnen, die breiten seidenen Bänder in der Hand, blau-grün, schwarz-gelb und weiß-rot.

Aber da bläst auch schon die Bergkapelle einen Tusch, und die Böller krachen. Über die Festwiese kommt wirklich der Herr Kreispräsident in eigener Person dahergeschritten, sich leutselig mit den Mitgliedern der Preisrichterkommission unterhaltend. An seiner Seite — und das ist eine ebenso hohe als unerwartete Ehre — sogar Ihre Exzellenz, die Frau Präsidentin, in einer reizenden, eleganten Frühjahrstoilette, ganz bestrickend anzusehen. Vor der Ehrenkompagnie machen sie halt. Der Herr Distriktsobmann übernimmt die Erklärung und bezeichnet die Stiere, welche die Lizenz, und die, welche einen Preis erhalten haben.

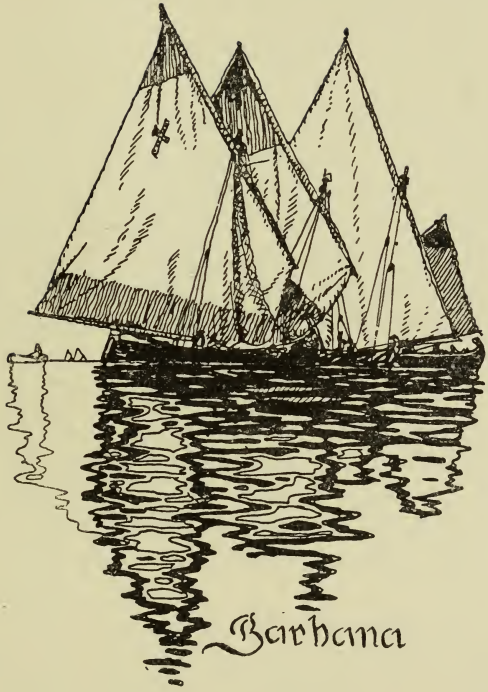
Der Herr Kreispräsident äußert sich hochbefriedigt: „Was hier geleistet wurde, verdient alle Anerkennung. Es wäre zu wünschen, daß in allen Bezirken die heimische Viehzucht in so ausgezeichneten Händen läge!“

Auch Ihre Exzellenz, die Frau Präsidentin, betrachtet, das langgestielte Schildpattlorgnon in der Hand, mit sichtlichem Wohlgefallen die auserwählten Bullen, die immer finsterer und boshafter dreinblicken und ungeduldig mit ihrem Schwanzpuschel umeinanderschlagen. Und mit gewinnend liebenswürdigem Lächeln wendet sie sich an den Distriktsobmann: „Ein ausgezeichneter Schlag! Besonders die drei Preisgekrönten sind geradezu prächtige Tiere! Wie sagten Sie doch? Ein Murbodner, ein Pinzgauer —?"

„Und ein Bergscheck, Exzellenz!" beeilte sich der Angeredete dienstbeflissen zu ergänzen.

„Ganz recht! Und welcher davon hat den ersten Preis erhalten, den Staatspreis?"

Da tritt der Lorenz von der Strehlihub in in Meiselfing, dem zwischen seinen mudelsauberen Ehrenjungfrauen der Kamm so mächtig geschwollen ist, daß er sich nachgerade für die wichtigste Person des Tages hält, einen Schritt vor, nimmt sein grünes Hütel vom Kopf, wirft sich in die Brust und sagt stolz: „Den ersten Preis, den Staatspreis, den han i' kriagt!"


Barbara

Barbana.

Bei einer Tasse Tee saßen wir nach dem Abendessen in dem holzgetäfelten, mit zahlreichen Jagdtrophäen geschmückten Speisesaal des Schlosses am Kamin und streckten unsere Füße gegen das offene Feuer. Es war Spätherbst, und draußen wehte ein eisiger Wind, daß die großen brennenden Buchenscheite unstet flackerten. Die trockene Wärme, die von ihnen ausstrahlte, tat uns wohl, denn wir hatten bis in den sinkenden Abend hinein einen weiten Weg gemacht und waren gehörig durchgeblasen worden. Um den mit Hirschleder überzogenen weichgepolsterten Lehnstuhl des Freiherrn lagen oder kauerten mehrere seiner Lieblingshunde, die seine steten Begleiter waren. Gemächlich plaudernd unterhielten wir uns in ungezwungener Weise.

— So oft mein Weg mich durch Kärnten führte, benützte ich, wenn meine Zeit es zuließ, gerne die Gelegenheit, dieses Gut zu besuchen, das in drei- bis vierstündiger Wagenfahrt von Möllbrucken aus zu erreichen ist. Es befand sich seit Jahren im Besitze des mir befreundeten Barons, der einer alten, aber wenig bemittelten kärntnerischen Familie angehörte und früher in Wien als Rechtsanwalt tätig gewesen

war. Durch glückliche Verwertung von Patenten nach und nach zu ansehnlichem Wohlstand gelangt, hatte er sich in noch rüstigem Alter von den Geschäften zurückgezogen und die Stadt für immer verlassen, in der er sich nie so recht hatte heimisch fühlen können. Mit jener fast rührenden Anhänglichkeit an die Heimat, die den Kärntner auszeichnet, war er dann in das schöne Gebirgsland zurückgekehrt, hatte sich angekauft und lebte nun das Leben eines unverheirateten, sorgenfreien und unabhängigen Landedelmanns.

Er war ein passionierter Jäger und huldigte dem Jagdvergnügen in allen erdenklichen Formen. Er jagte im Felsgebirg und im Hochwald, in den Föhrenschonungen und am Flusse, auf freiem Feld und im sumpfigen Moor. Die Gegend war gebirgig mit dazwischen gelagertem Hügelland und breiten Niederungen, sie gewährte so ziemlich alles, was ein Jäger sich wünschen konnte. Und der Freiherr war stets mit der gleichen Begeisterung bei der Sache, ob er auf Gemswild birschte oder Hasen schoß, ob er den Dachs grub oder den Auerhahn beschlich, oder Wald- und Wasservögeln nachstellte und auf den Schnepfenstrich paßte. Daß er während der ersten, weitaus größeren Hälfte seines Lebens sich in der Stadt aufs Geldverdienen verlegt hatte, das war nur eines jener Zugeständnisse an die harte Notwendigkeit gewesen, zu denen beinahe ein jeder von uns sich in irgend einer Art genötigt sieht. Recht eigentlich in seinem Element befand er sich erst jetzt. Vielleicht war es

auf Vererbung zurückzuführen, daß ein so leidenschaftliches Jägerblut in seinen Adern rollte; denn von manchem seiner Ahnen war überliefert, daß er ein gewaltiger Nimrod gewesen sei.

Ich besuchte den Freiherrn gern, denn von einem richtigen Jäger strömt immer eine erquickende Frische aus, etwas wie Waldgeruch und Gebirgsluft. Ich meine das nicht so sehr wörtlich als bildlich: der stete Aufenthalt im Freien, die damit verbundene Stählung des Körpers und Schärfung des Auges, die Nötigung, sich rasch zu entschließen und zielbewußt zu handeln — das alles verleiht passionierten Jägern den frischen Mut und die Munterkeit von Naturmenschen und sichert ihnen auch noch in vorgerücktem Alter eine gewisse jugendliche Spannkraft und gesunde Unverwüstlichkeit. Der Verkehr mit dem Freiherrn war außerdem noch dadurch besonders anregend, daß er gern und überaus lebendig erzählte. Und was weiß ein Jäger nicht alles zu erzählen!

Diesmal hatte ich ihn ganz allein auf seinem Gute angetroffen, es waren keine anderen Gäste da, ich blieb einige Tage und wohnte in seinem Schlosse. Dieses Schloß war nichts weniger als architektonisch bemerkenswert, sah einem großen, weißgetünchten Kasten ähnlich und stand mit einem Flügel in einem grünen Weiher, der das Überbleibsel einer ehemaligen Befestigungsanlage sein mochte und jetzt als Forellenbehälter diente. Dagegen war das Innere des alten Gebäudes zwar ohne Prunk, aber wohnlich und mit wirklichem Verständnis für guten

alten Hausrat eingerichtet, und ich spürte ein lange nicht empfundenes Behagen durch meine Adern strömen, als wir an jenem rauhen Herbstabend gemütlich ausruhend und uns wärmend in der Kaminecke beisammen saßen, während die Wetterfahne auf dem Giebel des Schlosses im wehenden Winde ächzte.

Der Freiherr hatte von seinen Hunden gesprochen und stellte mir einige seiner Lieblinge vor, die treu und aufmerksam an seiner Seite saßen, oder zu seinen Füßen lagen und sich an der strahlenden Wärme des offenen Feuers behagen ließen, wie wir selbst. Da waren zwei edle, weißbraune Jagdspaniels, Tiere, die ernst und verständig dreinschauten wie kluge Menschen, dann der listige Dachshund ‚Steffel', dem die Kalfakternatur auf der Nase geschrieben stand, endlich ‚Waldmann' und ‚Waldine', ein paar Prachtexemplare von roten, stichelhaarigen Hochgebirgsbracken.

„In früheren Jahren," sagte ich, „erinnere ich mich, wiederholt eine unscheinbare, häßliche schwarze Hündin unter Ihren Begleitern gesehen zu haben. Was war das eigentlich für ein Tier? Ich gestehe, ich wunderte mich im Stillen, daß Sie unter Ihren prächtigen Hunden einen Köter von so zweifelhafter Provenienz duldeten."

Der Freiherr lachte.

„Das will ich gern glauben, daß Sie sich darüber wunderten. Aber meine ‚Barbana' war ein ganz ausgezeichneter Kerl, und ich vermisse sie schwer, seit

sie tot ist. Wollen Sie erfahren, wie ich zu dem Tier kam?"

Ich bat darum, und der Freiherr erzählte.

* * *

„Sie kennen vermutlich die Inselzone des österreichischen Küstenlandes und die uralte Patriarchenstadt Grado, die Perle der friaulischen Lagune. Ich selbst kannte sie schon zu einer Zeit, da niemand sie kannte. Seither ist ja der herrliche Strand von Grado berühmt geworden, und ein vielbesuchtes modernes Seebad hat sich an der gegen das offene Meer gelegenen Seite der kleinen Laguneninsel entwickelt. Damals aber, als ich zum erstenmal in diese unvergleichliche Gegend kam, die zum weitaus größeren Teil aus Wasser und zum geringsten aus Land besteht, da war dort noch so viel wie garnichts los. Die überaus dürftige Bevölkerung lebte unter stetem Geschrei und Streit in Schmutz und Elend, und ihre einzige nennenswerte Erwerbsquelle war der Sardellenfang. Was mich anlockte, waren nicht die Meerbäder, waren auch nicht die Sardellen. Ich wollte eine mir ganz neue Art von Jagd kennen lernen, die in eigentümlicher Weise seit urdenklichen Zeiten in den Lagunen betrieben wird.

Wenn Sie eine der zahlreichen flachen, steppenartigen Inseln betreten, die in der näheren und weiteren Umgebung von Grado und bis gegen Venedig hinüber, ja bis gegen Ravenna hinunter auf dem Brackwasser schwimmen, so finden sie da und dort eine birnenförmige Hütte primitivster Art, die unge-

fähr an ein Kirgisenzelt erinnert. Sie besteht aus eingerammten Hölzern, die von oben bis unten mit Schilf und Binsen bedeckt sind, und besitzt nur eine einzige Öffnung, die zugleich als Tür, Fenster und Rauchabzug dient. Ein Lagunenfischer wohnt darin, mit seiner Familie, die selten aus weniger als acht oder zehn Köpfen besteht, und zahlt dafür, daß er seine Hütte hier bauen durfte, einen Anerkennungszins von ein oder zwei Fischen jährlich an das Domkapitel von Aquileja, oder an den, welcher sonst der Eigentümer des sandigen Fleck Landes ist, der sich mit knapper Not über den Wasserspiegel erhebt. Treten Sie in die Hütte ein, so schiebt die Frau, die am offenen Herde steht, Ihnen einen niedrigen Schemel hin und fordert Sie in einer Sprache, die auch ein Italiener schwer versteht, freundlich auf, Platz zu nehmen; denn blieben Sie stehen, so würde Ihnen der Rauch zu sehr in die Augen beißen. Die innere Einrichtung einer solchen Behausung besteht, außer dem Herd, nur in einer breiten, mit Kotzen überdeckten Binsenschütte, die die Liegerstatt der Familie vorstellt, und einer hölzernen Wiege für das Jüngste. Sonst findet sich nicht viel darin: ein Paar hohe Wasserstiefel für den Mann, Fischnetze, die an den Wänden ausgebreitet hängen, die notwendigsten Kochgeräte und eine ungeheure Entenflinte.

Diese Flinte ist eigentlich eine Art Kanone. Sie ist doppelt so hoch wie ein Mensch, besitzt ein ungewöhnlich großes Kaliber und wird mittels eines Steinschlosses abgeschossen. Man legt sie der Länge

nach auf das Boot, so daß dieses gewissermaßen zur Lafette wird, und rudert des Nachts oder am dämmernden Morgen in die weite Lagune hinaus, um das Wassergeflügel beim ersten Frühschein zu überrumpeln.

Sie können sich denken, daß es mich reizte, diese merkwürdige Art von Jagd kennen zu lernen. Ich schloß also mit einem Lagunenfischer, der mir ein wackerer und ehrlicher Mann schien, einen Pakt, und wir zogen eines Nachts gemeinschaftlich aus, die riesige Entenflinte an Bord. Die Ausbeute war eine glänzende, und wir erlegten außer einer Anzahl Enten noch eine Menge gefiedertes Zeug, das ich nie gesehen hatte. Aber abgesehen hiervon — auch was drum und dran hing, behagte mir außerordentlich: der lange Aufenthalt auf dem Wasser, der heilsame Duft von Salz und Tang, der von ihm ausströmte, die milde und doch erfrischende Seebrise, die darüber hinstrich, und nicht zuletzt das landschaftliche Bild, das sich in ganz einziger Pracht vor meinen Blicken aufrollte. Denn als die Sonne emporstieg, da glühten die zahlreichen, flachen, gelblichen oder bräunlichen Inseln, die vielgestaltig das tiefblaue Wasser durchschnitten, als wären sie mit roten Rosen oder Goldorangen übersät, und wie aus einem Märchen grüßte der sagenumwobene Glockenturm von Aquileja und der tiefgrüne Pinienhain von Belvedere über die weite, farbenprächtige Fläche zu mir herüber; dahinter aber, aus dem bläulichen Frühduft der friaulischen Ebene, wuchs der majestätische Felswall der

Julischen Alpen zum Himmel, über und über mit blendendem Neuschnee bedeckt. Mit einem Wort, die Lagune erschloß mir ihre verführerischen Reize, und ich verliebte mich in sie. Seither habe ich mich jedes Jahr im späten Herbst oder im frühen Frühling in Grado eingefunden, um auf Wassergeflügel zu jagen.

Einmal kehrte ich gegen Abend von einem solchen Jagdausflug zurück, den wir diesmal bis über Porto Buso ins Italienische hinein ausgedehnt hatten. Als wir uns dem Kanal näherten, der die Lagune mit dem Hafen der Insel Grado verbindet, gewahrte ich von meinem Boot aus eine Menschenansammlung auf der kaiartigen steinernen Ufermauer. Auf dem Brackwasser davor drängten sich Boote zusammen, und ich sah es von Zeit zu Zeit hoch aufspritzen, als ob schwere Gegenstände von den Bootsleuten in die Flut geschleudert würden. Und jedes Mal, wenn es wieder einen Plumps machte und das Wasser aufspritzte, erhob sich am Ufer ein Geheul, das halb wie Freudengeschrei klang, halb wie Wehklagen von Weibern und Kindern.

Mein Ruderer, den ich fragte, was das zu bedeuten hätte, erzählte mir eine lange, leidenschaftliche Geschichte von Parteikämpfen innerhalb der Gemeinde, infolge deren die Bevölkerung sich in hellem Aufruhr befinde. Ich meinte zuerst, es handle sich um weiß Gott was, vielleicht um irredentistische Umtriebe oder dergleichen, erfuhr aber schließlich — eine Hundesteuer sei eingeführt worden, weshalb die Leute sich verschworen hätten, ihre Köter zu ertränken. Die Exe-

kution werde eben jetzt vollzogen, man hätte den Hunden Steine um den Hals gehängt und würfe sie von den Booten aus ins Wasser; nicht ein einziger würde am Leben bleiben, im ganzen Ort!

Ich war empört über ein solches Vorgehen und meinte, so arm wären die Bewohner des Städtchens denn doch nicht, wenigstens nicht alle, daß sie es nötig hätten, ihre treuen Hausgenossen umzubringen. Der Mann lachte aber nur und sagte mit einer Art von Stolz, die Wohlhabenderen täten es schon wegen des Zusammenhaltens, denn der Behörde müsse wieder einmal gezeigt werden, daß man sich nichts gefallen lasse und daß es nicht ratsam sei, mit den Gradesern anzubinden. Das war genau der Geist, den ich an dieser Bevölkerung nun schon genugsam kennen gelernt hatte: die Widersetzlichkeit liegt ihr im Blute, noch aus der Zeit her, wo die kleine, trotzige Inselstadt mit ihrer Rivalin Aquileja, ja sogar mit dem stolzen Venedig in Fehde lag.

Wir hatten uns den Booten genähert, und ich sah jetzt ganz deutlich, wie zwei Männer einen schwarzen Gegenstand, in dem ich einen Hund erkannte, an den Beinen in der Luft hin und her schwenkten, um ihm einen angemessenen Schwung zu geben. Dann ließen sie die Beine los, und das arme Tier platschte ins Wasser. Wieder erhob sich ein Gejohle am Ufer; es schienen doch die meisten, die dort standen, in der Hinrichtung der unschuldigen Geschöpfe eine Art Volksfest zu erblicken. Immer mehr Leute strömten zusammen, es gab einen förmlichen Auflauf, und die

Genugtuung darüber, daß der Behörde ein Possen gespielt wurde, überwog entschieden das Mitleid mit den grausam hingeopferten Tieren.

Der schwarze Hund, der soeben ins Wasser geschleudert worden war, kämpfte einen verzweifelten Kampf um sein Leben. Erst war nur das Hinterteil sichtbar, mit den in der Luft zappelnden Beinen; dann drehte er sich, und es gelang ihm, wieder den Kopf nach oben zu bekommen. Er war ein ausgezeichneter Schwimmer, und trotzdem ihm ein kindskopfgroßer Stein am Halse hing, so hielt er sich doch über Wasser. Mit einem Blicke, in dem die Todesangst brannte, spähte er um sich, wohin er sich retten könnte. Und ich mußte über seine fast an menschliche Einsicht heranreichende Klugheit staunen, als ich bemerkte, daß er gerade mein Boot, obgleich es erheblich weiter von ihm entfernt war als die Boote seiner Henker, als Ziel ins Auge faßte und geradenwegs auf uns zusteuerte.

Er schwamm wie ein Seehund, aber ich konnte doch wahrnehmen, daß er nur mit der äußersten Anspannung aller Kräfte dem Gewicht, das ihn nach abwärts zwingen wollte, zu widerstreben vermochte. Keinen halben Steinwurf mehr war er von meinem Boote entfernt, da schienen die Kräfte ihn zu verlassen. Die Last am Halse zog in vornüber, wieder erschienen die zappelnden Hinterbeine über dem Wasser, aber noch einmal arbeitete er sich nach oben. Und keuchend, nach Luft schnappend und Wasser schluckend, näherte er sich. Den Blick vergesse ich nie, den er

auf mich gerichtet hielt. Es war, als ob ein ertrinkender Mensch in Todesnot mir entgegen rief: Rette mich, ich will dir dienen und es dir danken mein Leben lang!

Rasch entschlossen befahl ich meinem Bootsmann, ihm entgegen zu rudern. Da war es plötzlich zu Ende mit der Leistungsfähigkeit des gepeinigten Tieres. Es sank unter, aber schon glitt mein Fahrzeug an die Stelle, und mit glücklichem Griff erwischte ich den armen Kerl an einem Bein, das gerade noch einmal zum Vorschein kam, und hob ihn nicht ohne Mühe ins Boot.

Es war ein mittelgroßer, schwarzer Köter ohne jede Rasse, eine Hündin. Ich schnitt ihr den schweren Feldstein vom Halse, sie lag erschöpft, triefend und leise wimmernd am Boden meines Fahrzeugs und leckte meine Stiefel. Als ich ans Land stieg, folgte sie mir, als wäre ich immer ihr Herr gewesen, auf dem Fuße. Zuhause angelangt, gab ich ihr zu fressen und dachte nach, was weiter geschehen sollte. Der Besitz des Tieres war für mich eine Verlegenheit; ich habe, wie Sie wissen, eine Vorliebe für edle Hunde, für Jagdhunde natürlich, und war nicht gesonnen, ein so zweckloses und vom Standpunkt eines Hundekenners fast lächerliches Geschöpf in meiner Nähe zu dulden. Aber da ich einmal sein Lebensretter geworden war, so fühlte ich auch die Verpflichtung, weiter für meinen Schützling zu sorgen. Darum verfiel ich auf den Gedanken, die Hündin einem Flickschuster zu übergeben, der mir schon mehrmals kleine Aus-

besserungen an meinem Schuhzeug besorgt hatte, und den ich als gutmütigen und rechtlichen Mann kannte. Ich erbot mich, die Hundesteuer und noch außerdem ein reichliches Kostgeld für das Tier zu bezahlen, und der Schuster, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, ließ sich durch mein Anbot bestimmen, es in seine Obhut zu übernehmen.

Noch in derselben Nacht, während ich die Hündin bereits los zu sein glaubte, weckte mich ein leises Winseln und Kratzen an der Tür aus dem Schlafe, und wie ich aufmache, wer steht draußen und sieht ängstlich flehend zu mir auf? Natürlich — mein schwarzer Köter! Es blieb mir nichts übrig, als den unwillkommenen Nachtbesuch einzulassen und bei mir zu beherbergen. Das Tier legte sich bescheiden in eine Ecke und rührte sich nicht mehr. Am andern Morgen rief ich es an, es kam mit schüchternem Wedeln an mein Bett.

Es hatte eine so eigentümlich rührende Art, mich anzublicken, wie um meinen Willen zu ergründen und meinen Wünschen gerecht zu werden, daß ich fast eine gewisse Zuneigung zu ihm faßte. Aber ich konnte nun einmal einen solchen Mischling gewöhnlichster Sorte, der aus geradezu abenteuerlichen Kreuzungen hervorgegangen sein mußte, bei mir nicht brauchen. Darum führte ich, als ich aufgestanden war und gefrühstückt hatte, die Hündin zu meinem Flickschuster zurück und trug ihm auf, sie ein paar Tage im Hause eingesperrt zu halten, damit sie sich eingewöhnen sollte. Er versprach es mir, und da wirk-

lich mehrere Tage verstrichen, ohne daß das Tier sich wieder bei mir zeigte, so hielt ich die Sache endgültig für erledigt.

Ich hatte mich zu früh gefreut. Denn eines Morgens erschien in ziemlicher Aufregung der Schuster selbst, brachte mir die Hündin zurück und beschwor mich, sie wieder zu mir zu nehmen. Die ganzen Nächte hätten sie nichts schlafen können, weil das Tier ununterbrochen wimmere. Es fresse nichts, verweigere alle Nahrung und verzehre sich vor Herzleid, er könne es nicht länger mitansehen, die arme Kreatur daure ihn zu sehr. Außerdem seien ihm auch die Nachbarn aufsässig geworden: denn es hätte doch geheißen, alle Hunde müßten umkommen, ohne Ausnahme, nicht einen Kreuzer dürfe die neue Steuer abwerfen; nun ärgerten sich die Leute, daß es kein Zusammenhalten gebe, und er werde gewissermaßen als Streikbrecher behandelt.

Ich suchte ihn zu beruhigen und meinte, der Köter würde sich schon nach und nach ans Fressen gewöhnen und die Nachbarschaft an sein Dasein. Er möge es nur noch eine Zeitlang versuchen; um ihn schadlos zu halten, sei ich gern bereit, das doppelte an Kostgeld für meinen Schützling zu bezahlen, als was anfangs vereinbart worden. Da ließ er sich neuerdings bestechen und führte das heftig widerstrebende Tier wieder mit sich fort. Bald darauf hatte ich noch bei völliger Dunkelheit, lange bevor der Morgen graute, einen meiner Jagdausflüge angetreten. Ich befand mich bereits weit von der Stadt

mitten in den Lagunen, als ich in der ersten Dämmerung etwas schwarzes unter der Bootsbank bemerkte. Ich hielt es zuerst für irgend ein Kleidungsstück und stieß mit dem Fuße danach, als ein leises Winseln mich belehrte, daß es meine Hündin war. Sie hatte sich im Schutze der Dunkelheit in das Boot geschlichen und mich so gezwungen, sie mitzunehmen.

Der Ärger, den ich darüber empfand, verlor sich innerhalb der nächsten Stunden vollständig. Denn nun sollte ich etwas ganz Unerwartetes erleben.

Ich hatte längst darauf verzichtet, meine Vorstehhunde, die im Moor und am Flußufer geradezu ausgezeichnete Dienste leisten, in den Lagunen zu verwenden. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß sie dort völlig versagten. Sie scheuten entschieden den starken Wellenschlag, der häufig auf der weiten Wasserfläche der Lagune herrscht: nicht bloß bei lebhafterer Brise, gelegentlich auch bei vollkommener Windstille; denn während der Ebbe strömt, wenigstens an manchen Stellen, das Brackwasser der Lagune fast mit derselben Heftigkeit ins offene Meer ab, mit der zur Zeit der Flut die Wellen des Meeres in die Lagune eindringen. Diese starke Bewegung des Wassers machte meine Rüden kopfscheu und verzagt, und auch der Salzgeschmack schien ihnen unbehaglich. Kurz, ich hatte es aufgegeben, sie bei meinen Jagdausflügen in die Lagunen mitzunehmen, und mich daran gewöhnt, das erlegte Geflügel von meinen Begleitern apportieren zu lassen, die mit hohen Wasserstiefeln

versehen waren, aber freilich einen guten Vorstehhund nicht ersetzen konnten und mich auch nicht selten durch ihre Ungeschicklichkeit und Laxheit ungeduldig machten.

Nun stellen Sie sich meine Überraschung vor, wie nach dem ersten Schuß mein schwarzer Köter mit einem großen Satz über Bord springt und sich in die Fluten stürzt. Ich sagte vorhin, er konnte schwimmen wie ein Seehund; nun erinnerte er mich völlig an einen solchen. Der nasse, glatte Kopf ragte kaum über das Wasser, die witternde Nase voraus, durchschnitt er die Wellen mit einer Schnelligkeit die auf Übung von frühester Jugend auf, vielleicht auch auf Vererbung schließen ließ. Es mochten schon ganze Generationen solcher Köter im Dienst der Lagune verwendet worden sein. Eigentlich war ich darauf gefaßt, daß meine Hündin das Federwild zerbeißen oder sich sonst irgend etwas zuschulden kommen lassen würde, was nicht weidgerecht war. Aber nichts davon; sie brachte den ganzen Abschuß mit einer solchen fachmännischen Akkuratesse an mein Boot, daß ein jeder meiner Bracken sich ein Beispiel daran hätte nehmen können.

Als ich das Tier nach getaner Arbeit in das Fahrzeug hob, es lobte und ihm den triefend nassen Kopf kraute, da sah es mit einem solchen Ausdruck — lachen Sie mich nicht aus! — ich möchte sagen, mit einem Ausdruck innerlich beglückter Dankbarkeit zu mir auf, daß ich schier ergriffen davon wurde. Und es stand nun fest bei mir, daß ich keinen Versuch mehr machen wollte, die Hündin wegzugeben.

War sie auch nicht von adliger Geburt, so verstand sie doch ihre Sache so gut wie irgend einer meiner Reinrassigen. Ich behielt sie also bei mir und nannte sie Barbana, nach der baumumrauschten Lagunen-insel, an deren Strand vor vielen hundert Jahren die Hochflut ein absonderliches Gnadenbild ange-schwemmt haben soll; war mir doch von denselben Wellen, die ich ebensogut für eine Vorsehung halten konnte, wenn es mir beliebte, auch dieses sicherlich nicht alltägliche Geschöpf zugetragen worden, hinter dessen wunderlicher und unscheinbarer äußeren Erscheinung ganz besondere Eigenschaften verborgen zu sein schienen.

Daß Barbana von nun ab auf meinen Jagd-ausflügen in die Lagune meine stete Begleiterin blieb, brauche ich kaum zu erwähnen, und Sie werden sich nicht mehr darüber wundern, daß ich ihr auch sonst einen ebenbürtigen Platz an der Seite meiner vor-nehmsten Jagdhunde einräumte. Sie hat sich dessen durchaus würdig erwiesen, ja ich muß gestehen, daß kaum ein anderes meiner Tiere — ohne dem Wald-mann oder gar der Waldine nahetreten zu wollen — daß kaum ein anderer von meinen Hunden, sage ich, die gleiche Fähigkeit besaß, auch meine unausge-sprochenen Wünsche zu erraten und mir meine Befehle gleichsam von den Augen abzulesen. Man ist im allgemeinen geneigt, anzunehmen, das Ge-dächtnis eines Vierfüßlers, sogar das eines Hundes, der doch durch seinen steten Umgang mit den Menschen eine verhältnismäßig hohe Intelligenz erworben hat,

reiche über die kürzesten Zeiträume kaum hinaus; und scheint einmal das Gegenteil der Fall zu sein, so sucht man sich dadurch zu helfen, daß man von Instinkt spricht. Indessen kann ich den Gedanken nicht loswerden, daß meine Barbana ihr ganzes Leben lang jenen fürchterlichen Augenblick in der Erinnerung behalten hat, wo sie, den Stein um den Hals, mit dem Tode rang, und ich ihr Retter wurde. Dankbarer als mancher Mensch, übertraf sie an Treue und Anhänglichkeit, den Kardinaltugenden des Hundegeschlechts, noch die besten Vertreter der Gattung, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe.

Wenn ich an sie zurückdenke, so ist mir immer, als erinnerte ich mich eines verstorbenen Menschen, der mir nahestand . . ."

Der Freiherr sah vor sich hin, das Feuer warf rote Lichter über sein gebräuntes Antlitz, auf dem fast etwas wie eine leichte, wehmütige Bewegtheit zu zittern schien.

„Ein Einsamer und Alleinstehender," sagte er, „hält eben Treue, wo er Treue findet . . ."

„Und Barbana —?" fragte ich nach einer Weile. „Was wurde weiter mit ihr?"

„Sie ist auf einem unserer Jagdzüge ums Leben gekommen, und auch ihr Tod war — wenn ich es aussprechen darf — fast menschlich schön. Ich möchte keine zu weit gehenden Behauptungen aufstellen; aber urteilen Sie selbst, ob der Tod dieses Tieres nicht etwas von dem Ende eines Menschen hat, der in treuer Pflichterfüllung zugrunde geht.

Ich hatte an der langgestreckten Sandbank gejagt, die den Namen Banco d'Orio trägt und sich wie ein Riegel zwischen die Lagunen von Grado und das offene Meer schiebt, beide scharf voneinander trennend. In der Mitte ungefähr dieses Inselstreifens, wenn ich so sagen darf, befindet sich eine etwas tiefer gelegene Dünenstelle, über die zur Zeit der Flut die Wogen des Meeres in die Lagune hereinstürzen. Und umgekehrt ergießt sich, sobald Ebbe eintritt, das überschüssige Brackwasser der Lagune über dieselbe Stelle ins offene Meer zurück. Es wird dann jedesmal die langgestreckte Sandbank durch einen kräftig ziehenden Strom gleichsam in zwei Inseln auseinandergeschnitten, in Groß-Banco d'Orio und Klein-Banco d'Orio. An diesem Tage nun hatte gerade zur Zeit der Ebbe ein heftiger Sturm eingesetzt, der stoßweise herankam, sich wie mit gewaltigen Schultern gegen die Strömung stemmte und plötzlich wieder zurückwich. Er staute das Wasser der Lagune, das ins Meer zurückwollte, fast zu einer Mauer auf, wie Moses das rote Meer — dann lag die Düne beinahe trocken; nun hielt er unversehens wieder den Atem an — da brauste das zurückgehaltene Brackwasser in intermittierenden Sturzwellen über die Düne hinweg. Und immer wiederholte sich dasselbe Spiel.

Nun war von den erlegten Wildenten unglückseliger Weise eine gerade in die Eintiefung der Düne gefallen, die Meer und Lagune miteinander verbindet. Ich gab sie verloren, denn es ebbte stark, wie gesagt,

und sie mußte, einmal ins Meer hinausgespült, von den zurückweichenden Wogen entführt werden. Barbana indessen hatte die Beute in dem Augenblicke erspäht, wo die aus der Lagune vorbrechende Sturzwelle aussetzte und der erlegte Vogel auf dem nassen Dünensande sichtbar wurde. Sogleich war sie zur Stelle und wollte eben das Wild zwischen die Zähne nehmen, als eine neue Sturzwelle heranflutete und Hund und Ente unter ihrem schäumenden Schwall begrub. Die Woge rauschte ins Meer, und die seichte Düne zwischen den beiden Sandbänken lag wieder frei. Die Ente war ein gutes Stück weiter gegen die offene See davongetragen worden, Barbana aber stand noch auf demselben Fleck.

Ich pfiff und rief, was ich konnte, und sie hörte mich auch, so wütig der Sturm heulte. Sie blickte zu mir herüber. Es war mir, als ob ein Mensch gesprochen hätte: Was liegt an mir? Die Beute ist dein, sie soll dir nicht entgehen! Im nächsten Augenblick sah ich sie der Ente nachjagen, gegen das zurückrollende Meer. Und dann sah ich Barbana nicht wieder.

Eine letzte Sturzwelle hatte sich aus der Lagune über die Düne ergossen und das treue Tier in die immer weiter zurückweichende, gleichsam saugende See hinausgespült."

Der Freiherr schwieg, erhob sich und warf ein neues Scheit in den Kamin, daß eine Garbe glühender Funken aufstob. Dann nahm er wieder Platz und trank einen Schluck Tee. Waldine, eine der

roten, stichelhaarigen Bracken, hatte ihren Kopf auf den Schenkel ihres Herrn gelegt und sah mit großen, aufmerksamen, treuen Augen zu ihm empor. Der Freiherr kraute sie hinter dem Ohr.

„Die Rassentheorien," sagte er, „die man jetzt manchmal zu hören bekommt, haben etwas Verführerisches. Aber hinsichtlich der Eigenschaften des Geistes und Herzens muß man sie mit Vorsicht aufnehmen. Bei Tieren ist es kaum anders. Reines Blut war es sicher nicht, das in den Adern meiner Barbana zusammengeströmt war. Ein unkontrollierbares Gemisch, und doch keine schlechte Mischung! Seelisch — wenn es mir erlaubt ist, mich so auszudrücken — war sie sicher eine verhältnismäßig hochstehende, ja edle Vertreterin ihrer Gattung."

Er lächelte vor sich hin, und in völlig verändertem Tone sagte er noch: „Freunde haben mich manchmal aufgezogen ihretwegen und mich gefragt, was für eine Rasse das sei? Dann ließ ich sie blau anlaufen und machte ihnen weis, das sei eine Seltenheit, etwas ganz Besonderes: Ein echter, reinrassiger Lagunenhund!"

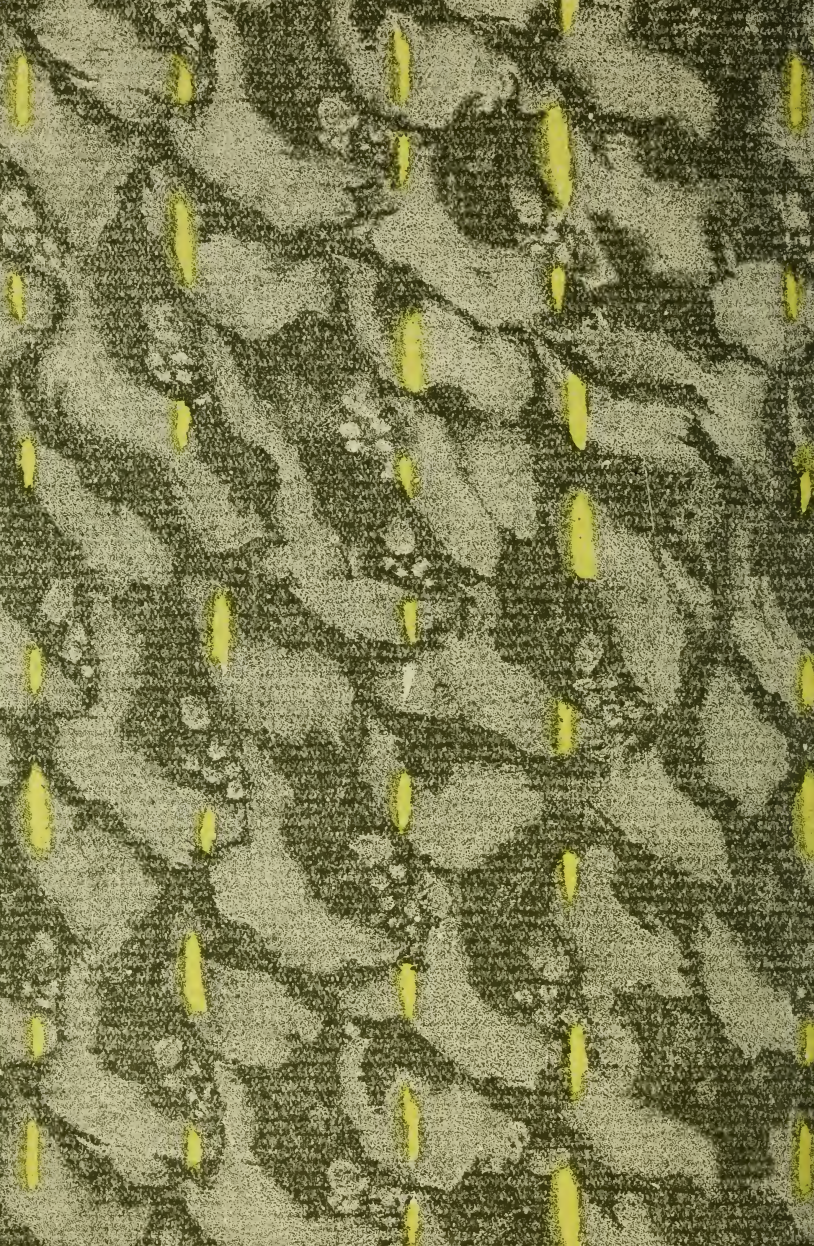
78/

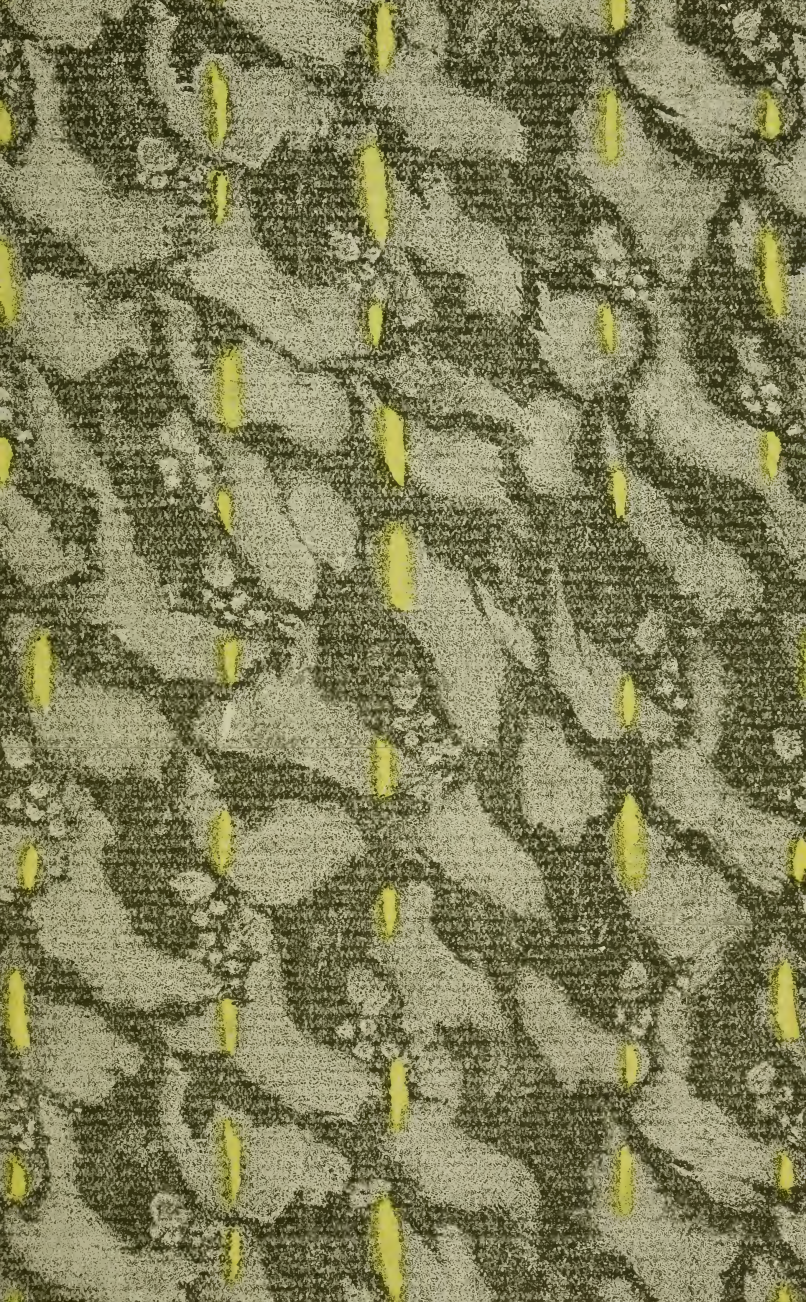
40-

8 X 270/76

(Kb.-)

Alte byzantinische Baudenkmäler in
Ravenna





E.A. ENDERS, BUCHBINDEREI LEIPZIG